Ein Kind des Reichthums.

Ein Kind des Reichthums.

Roman

von

E. Hartner.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1892.

I.

Das alte Haus.

In einer der engen und winkligen Straßen, welche zu den Hauptmerkwürdigkeiten der alten See- und Handelsstadt gehören, in der unsere Geschichte spielt, stand noch vor wenigen Jahren und steht wahrscheinlich heute noch ein altes, aus solidem Stein gebautes, dreistöckiges Haus. Es war kein schönes Bauwerk im ästhetischen Sinn des Wortes, auch keine Merkwürdigkeit der Rokokozeit mit schweren Steinguirlanden und unmöglichen Engeln und Genien; es zeichnete sich vielmehr aus durch eine bis zum Unschönen getriebene Einfachheit. Jeder Landeskundige wußte, was ein solider Steinbau in dem steinarmen Lande zu bedeuten hatte; die die Mittel besaßen, ihr Material aus den fernen Felsen der Gebirge herbeizuschaffen, hätten auch die Mittel gehabt, ihren Bau zu schmücken; allein sie hatten äußern Prunk verschmäht. Diese hohen Fenster, diese aus schwerem Eichenholz kunstvoll geschnitzten Thüren, diese breiten

Marmortreppen und geräumigen Flure legten Zeugniß ab von einem Reichthum, der nicht in wechselvoller Laune des Börsenspiels über Nacht gewonnen war, sondern sich als angestammter Besitz vom Vater auf Sohn vererbt hatte, stetig vermehrt und angehäuft bis zu dem fürstlichen Vermögen, das jetzt seinen lichten Goldglanz um das Haupt des jüngsten Kindes der alten Handelsherren, des jetzigen Besitzers einziger Tochter, verbreitete.

Es war ein großes Haus mit einer stattlichen Front von Fenstern und zwei großen Flügeln, in der That viel zu geräumig für eine nur aus drei Mitgliedern bestehende Familie. Das Parterre, dessen sämmtliche Fenster mit starken Eisenstäben vergittert waren, was den düstern Eindruck der ungetünchten, bräunlichen Steine noch verstärkte, war den Zwecken des Handels gewidmet. Hier befanden sich die Comptoirstuben, die Kasse des Hauses und das kleine Arbeitszimmer des Chefs, ein nur selten von fremdem Fuß betretenes Heiligthum. Der erste Stock wurde von der Familie bewohnt, und der zweite stand leer mit verhüllten Fenstern und verschlossenen Thüren, seit, etwa zehn Jahre vor dem Zeitpunkt, an dem unsere Erzählung beginnt, die großen Flügelthüren sich geöffnet hatten, um die Mutter des jetzigen Besitzers herauszulassen, die das düstere Haus für immer mit der letzten, kleinen Woh-

nung vertauschte, in der alle Thränen und Stürme des Menschenherzens zur Ruhe kommen.

„Sie war doch eine glückliche Frau, Ihre Mutter!" hatten die Freunde gesagt, die den bleichen Sohn theilnehmend umstanden. „Sie hat segensreich gewirkt und ist friedlich gestorben!" — „Das ist sie, Gott sei gelobt!" hatte der Sohn erwidert, dann aber hatte er das lockige Haupt seiner in Thränen aufgelösten vierzehnjährigen Tochter an sein Herz gezogen und gemurmelt: „O Kind, möge Dir solches Glück erspart bleiben, wie es Deine Großmutter gefunden!" Ginevra hatte die großen Kinderaugen staunend zu dem Vater aufgeschlagen, der selten seine Gefühle so offen äußerte, und nicht begriffen, was er meinte.

Der erste Stock umfaßte außer der Wohnung der Familie auch noch die Festräume. In früheren Jahren, als der Vater des jetzigen Besitzers noch lebte, hatte derselbe mit seiner Gattin den rechten Flügel bewohnt, und der linke war bei der Heirath des Sohnes für das junge Ehepaar neu restaurirt und eingerichtet worden; allein bei dieser Einrichtung sollte es nicht lange bleiben. Der stolze Sinn der jungen Frau fühlte sich durch die Wohnung im Hinterhause, wie sie ihre stattliche Reihe von Zimmern zu benennen pflegte, gedrückt und beleidigt. Sobald der Schwiegervater die Augen geschlossen und seine Wittwe, wie das der Brauch des Hauses war,

den Oberstock bezogen hatte, ließ sich Frau Anna Cimoni die an die Festräume angrenzenden Zimmer des Vorderhauses, die seit langen Jahren unbenutzt geblieben waren, zu ihrer Wohnung einrichten. Da ihr Gemahl keine Neigung zeigte, diese Vorderstuben mit der trostlosen Aussicht auf die enge Straße zu beziehen, so bewohnte sie dieselben allein, und die Gatten sahen sich seitdem fast nur bei den Mahlzeiten.

Der rechte Flügel war zur Wohnung der einzigen Tochter und Erbin hergerichtet worden, und Leute, die mit den Verhältnissen des Hauses bekannt waren, pflegten über den Umstand zu lächeln, daß Vater und Tochter die beiden äußersten Enden des weitläufigen Hauses bewohnten. Es war kein Geheimniß, daß die Gattin mit Neid und Eifersucht auf die innige Liebe sah, die Vater und Tochter verband, und daß es ihr größtes Bestreben war, diese beiden so viel als möglich auseinander zu halten.

Zu den Festräumen gehörte ein Gemach, das man nicht gern betrat und von dem man nicht gern sprach. Es führte den Namen des Familiensaales und wurde seit undenklichen Zeiten eigentlich nur geöffnet, um ein verstorbenes Glied der Familie, von dem ganzen düsteren Prunk des Todes umgeben, die üblichen drei Tage auf schwarzem Katafalk auszustellen, ehe die gemauerte Gruft des städtischen Kirchhofs den Heimgegangenen auf-

nahm. Alles an diesem Gemach machte einen düsterprächtigen Eindruck, die dunkelrothe, schwere venetianische Sammettapete, die vom Alter oder vom Rauch der Todtenkerzen geschwärzten Goldverzierungen der Decke, das aus schwarzem und grauem Marmor gebildete Mosaik des Fußbodens. Nur zwei Fenster gestatteten dem Tageslicht spärlichen Zutritt, und die zahlreichen, in geschnitzten Holzrahmen hängenden Familienbilder waren ohne Lampenlicht kaum erkennbar und machten in der unsichern Beleuchtung einen fast gespensterhaften Eindruck. In diesen Gemälden war es interessant zu beobachten, wie der reine, stolze venetianische Typus der älteren Generationen allmählich durch deutsche Heirathen und den Einfluß des Klimas in die weichen Züge und das blonde Haar des jetzigen Chefs überging, dessen Gattin, obgleich unzweifelhaft deutscher Abkunft, in ihren stolzen Zügen und dem dunklen, reichen Haar weit mehr an südliche Bildung erinnerte.

Wer, von der Straße kommend, die breiten Steinstufen der Freitreppe hinaufstieg, bemerkte zur Linken ein kleines schwarzes Schildchen, auf welchem mit von Alter geschwärzten Goldbuchstaben geschrieben stand: C i m o n i und S o h n. Sonst kündigte nichts die Nähe eines Handelshauses an, das seine Verbindungen bis weit über die Grenzen unseres Erdtheils erstreckte und dessen Name bis über den Ocean für so sicher galt, als

der Klang des baaren Geldes. Das kleine, schwarze Schild vererbte sich eben so unabänderlich von Vater auf Sohn, wie das alte Haus, an dem es befestigt war, und der reiche Besitz an Gütern, Holzhöfen, Waldungen, Frachtschiffen und sonstiger Habe, die Rost und Motten fressen.

Neben diesem Hause, das auffallend genug in der häßlichen, engen, stets von einem rastlosen Strom geschäftiger Menschen gefüllten Straße stand, erhob sich ein anderes, weniger großes, aber augenscheinlich viel neueres Gebäude. Dasselbe war, wie die meisten Bauten der Stadt, aus Ziegeln aufgeführt, allein die helle, reinliche Färbung gab demselben ein viel freundlicheres Aussehen, während geschmackvolle Zierrathen, wie sie in der Handelsstadt nur selten gesehen wurden, ihm sogar den Anschein eines schönen Bauwerks gaben. Ein ähnliches, nur größeres und neueres Schildchen zeigte an der Thüre dieses Hauses die Worte: Peter Brückner.

Wer aus der Aehnlichkeit der Nachbarhäuser auf einen Zusammenhang der Bewohner schloß, täuschte sich nicht. Herr Brückner hatte vor einer langen Reihe von Jahren die einzige Tochter des Hauses Simoni heimgeführt und auf deren Wunsch die benachbarten Grundstücke angekauft, um daselbst ein ihrem Vaterhause möglichst ähnliches Wohnhaus aufrichten zu lassen. Einige Jahre später hatte der jetzige Besitzer der Firma,

Herr Julius Cimoni, die Schwester seines Schwagers geheirathet, und beide doppelt verschwägerte Familien lebten seitdem nachbarlich neben einander. Die starken Brandmauern des alten Hauses hatten sich sogar gegen jede Polizeivorschrift einige durchgeschlagene Thüren zur Erleichterung des Verkehrs gefallen lassen müssen, eine Neuerung, die der weißhaarige Haushofmeister nur brummend und kopfschüttelnd geschehen ließ. Der alte Mann war den Brücknerschen Heirathen überhaupt abhold gewesen. „'s ist Plebejerblut, wenn sie auch reich sind!" bemerkte er mißfällig, denn er war ein gebildeter Mann und seine Ansichten über Rang und Stand beruhten auf historischer Grundlage. „Was soll das fahrige, unruhige Wesen in unserem Hause? Die Mauern sind gut, zweihundert Jahre halten sie schon, noch stehen sie fest, was rühren die Leute daran! Was fest steht, soll man stehen lassen; fallen die Mauern ein, so ist's Zeit zum Verändern!"

Indessen, der alte Mann war gestorben und sein Nachfolger auch bereits ergraut, und noch immer stand der stolze, alte Bau unerschüttert, und noch immer war das Unglück nicht geschehen, das der greise Diener durch das Einschlagen der Mauern über die Familie seines Brotherrn hereinbrechen sah. Ja, bis auf eine, die in die Wohnung der Tochter führte, hätte man diese Thüren wieder zumauern lassen können, ohne empfindlichen

Schaden anzurichten, denn die große Wärme der Familienbeziehungen hatte sich im Lauf der Jahre bedeutend abgekühlt.

Im übrigen waren die Verhältnisse unserer Stadt solche, wie sie wohl in jedem Theil unseres Vaterlandes anzutreffen sind. Die Brüderschaft, die in unsern Tagen unter dem geheimnißvollen Namen der „Gründer“ alle Verhältnisse des sozialen Lebens zersetzt und auflöst, existirte noch nicht, und der Börsenschwindel hatte noch nicht alle gesunden Verhältnisse untergraben und Freund und Feind in seinen taumelnden Reigen gezogen. Noch gab es solide Firmen, vornehme abgeschlossene Kreise unter der Kaufmannschaft, die mit der starren Abgeschlossenheit des Patriziers jedem tiefer stehenden den Eintritt verweigerten, während sie sich dem höher gestellten bereitwillig genug öffneten. Die Garnison unserer Stadt bestand aus einem Linienregiment und einem Jägerbataillon, deren Officiere in friedlicher Einigkeit, sowohl unter sich, als mit der übrigen Gesellschaft lebten. Wenn exklusiver Dünkel zu finden war, an dem es in der That selten mangelt, so war er jetzt und hier mehr in den Reihen des Geldadels, als in denen des Adels von Geburt zu finden. Von allen exklusiven Häusern aber war das Haus Simoni das erste, reichste und, dank seiner Herrin, auch das exklusivste.

II.

Ginevra Cimoni.

Es war im Januar 1866, gegen Ende des Monats, als die hellen Strahlen der winterlichen Sonne um die Mittagszeit durch die Fenster der Stube drangen, welche unter der Dienerschaft „des Fräuleins Wohnzimmer“ genannt wurde. Eine etwas anspruchsvollere Dame hätte dasselbe ebenso gut mit dem Wort „Boudoir“ bezeichnen können, allein Ginevra Cimoni zog die einfache Bezeichnung des Wohnzimmers vor, ebenso wie sie zum Aerger ihrer Mutter stets von ihrem Schlafzimmer sprach und nie von ihrem Toilettenzimmer.

Es war ein freundliches Gemach, dieses Wohnzimmer des Fräuleins, besonders wenn es von Sonnenstrahlen belebt und erheitert wurde, die die allzu dichte Verhüllung der hohen Fenster erst wirklich motivirten. Elegante, moderne Möbel von rother Seide, demselben Stoff wie die schweren und faltigen Uebergardinen, luden zu behaglicher Ruhe ein, während der Fuß in dem dicken

Smyrnaer Teppich geräuschlos versank. Von den mattgrauen Wänden hoben sich nur wenige werthvolle Oelgemälde vortheilhaft ab, und an schicklichen Plätzen zeigten sich hübsche Abgüsse von Antiken, die denselben reinen und ernsten Geschmack andeuteten, wie die Oelgemälde, und den ein flüchtiger Blick auf die Reihen des wohlgefüllten Bücherschranks bestätigte.

Trat man an eins der beiden stattlichen Fenster, so fiel der Blick zunächst auf den nicht sehr geräumigen, aber selbst im Winter freundlichen Garten, der sich bis an das Ufer des die Stadt durchströmenden Flusses erstreckte. An diesem kalten Wintertage bot derselbe nun zwar nicht wie sonst das heitere und belebte Bild eines mit Kähnen und Frachtschiffen aller Art bedeckten, von geschäftigen Menschen wimmelnden Stromes dar, dafür aber hatten sich neben den Schlitten zahlreiche Schlittschuhläufer eingefunden und bildeten auf seiner weit und breit berühmten Eisfläche ein anmuthiges, wechselvolles Schauspiel. Weiterhin schimmerten die spitzen Giebeldächer der noch fast ganz aus alterthümlichen Häusern bestehenden Vorstadt, und im Westen schloß ein Kranz wellenförmiger Hügel den Horizont freundlich ab.

Es war sehr still in dem Zimmer, so still, daß man das Prasseln des hellen Holzfeuers in dem schwarzen Marmorkamin und den leisen Pendelschlag der bronzenen Standuhr bis in die fernsten Ecken hörte; und doch be-

fanden sich zwei Personen in demselben, ein älterer Mann und ein Mädchen, das zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüte stand, dessen Anmuth durch die Jahre aber eher gewonnen als verloren zu haben schien. Die Dame saß an einem kleinen Tisch, den sie, um dem allzu hellen Sonnenlicht auszuweichen, vom Fenster fortgerückt hatte, eifrig zeichnend; der alte Herr, der aus hellen blauen Augen klar und scharf in die Welt sah, stand vor einem mit Mappen aller Art angefüllten Gestell, beschäftigt, die festverknüpften Seidenbänder einer derselben zu lösen. Ehe ihm dieses noch gelungen war, erhob die Zeichnerin den Kopf und rief aus: „Professor! Wer hat Ihnen erlaubt, diese Mappe aufzumachen?"

Der Herr legte dieselbe sofort zurück und trat zu der jungen Dame. „Sie haben nur zu sprechen, Ginevra!" sagte er gütig. „Es steht Ihnen natürlich frei, zu zeigen oder zu verbergen. Noch habe ich nichts gesehen. Ich wußte nicht, daß Sie auch gezeichnete Geheimnisse haben."

„Das klingt zu feierlich," sagte sie, ihre Verlegenheit unter einem scherzenden Lächeln verbergend. „Sie haben recht, noch habe ich keinen Frevel an der Kunst vor Ihren Augen verborgen. Die Mappe enthält nur wenige Studien, die ich — die ich in Mußestunden angefertigt habe, deren ich leider, wie der Dichter sagt, täglich vierundzwanzig besitze. Sehen Sie die Blätter

immerhin durch, Professor, wenn Sie sich für meine Arbeiten interessiren."

„Sie wissen, daß mich alles interessirt, was Sie betrifft!" erwiderte er mit leisem Vorwurf.

Sie antwortete nicht, und für kurze Zeit kehrte das vorherige tiefe Schweigen zurück.

Von Zeit zu Zeit warf der Professor einen fragenden, forschenden Blick von den Blättern der Mappe auf die Gestalt der Zeichnerin. Nicht daß ihm ihre Erscheinung etwas Neues gewesen wäre. Seit ihrer ersten Jugend hatte der berühmte Künstler die Ausbildung des Mädchens geleitet und überwacht. Dem Vater war es ein Ehrenpunkt gewesen, die besten Kräfte der Stadt für sein einziges Kind zu gewinnen, die er mit freigebiger Hand bezahlte. Als Ginevra in ihrem vierzehnten Jahre ein Zeichentalent zu entwickeln begann, das die bescheidenen Leistungen der Erzieherin bei weitem übertraf, hatte die gewissenhafte Dame selber dem entzückten Vater Anzeige davon gemacht und diesen ersucht, genialeren Händen die Obhut über diesen Schatz anzuvertrauen. Nur Professor Krause, die künstlerische Autorität unserer Stadt, konnte der Mann sein, dem diese Aufgabe übertragen wurde. Sofort ersuchte ihn der Vater in den höflichsten Formen, seiner Tochter Privatstunden zu ertheilen. Zum Kummer des Vaters und zur sittlichen Entrüstung der Mutter hatte der

Künstler den Brief sofort dahin beantwortet: „Er unterrichte nur in seinem Atelier. Wolle Fräulein Cimoni sich dem Kreise junger Damen anschließen, die er daselbst ausbilde, so sei sie herzlich willkommen, Privatstunden gebe er nicht.“

Der Vater wäre nicht abgeneigt gewesen, die Tochter, deren große Vereinsamung er ohnehin beklagte, in das Atelier zu schicken, allein die Mutter erklärte, ihre Tochter nun und nimmermehr einer öffentlichen Anstalt anzuvertrauen und der Berührung mit „allerlei Volk“ auszusetzen. So war Ginevras Zeichentalent in Gefahr, durch die beiderseitige Hartnäckigkeit der Mutter und des Lehrers unausgebildet zu bleiben, als ein glücklicher Zufall den Professor gewann.

Gegen seine sonstige Gewohnheit war er eines Abends im Stadttheater. Eine neue Oper war einstudirt worden, und man hatte dem Professor so viel von der Schönheit und dem künstlerischen Werth der neuen, in der Residenz angefertigten Dekorationen erzählt, daß er sich entschlossen hatte, dieselben im Totaleffekt der Aufführung zu bewundern. Während er den sehr mittelmäßigen Leistungen der Truppe nur ein zerstreutes Ohr lieh, fiel sein Blick auf eine der Logen des ersten Ranges, in der neben einer stolzen und schönen Frauengestalt ein zartes, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen saß. Das Künstlerauge des Professors wurde sofort von der

Anmuth der nur etwas zu blassen Züge gefesselt, deren schwermüthiger Ausdruck ihm zu gleicher Zeit ein Gefühl mitleidiger Theilnahme einflößte. „Mein Gott," hatte er ausgerufen, „wer ist dieses wunderbare Kind? Wohl eine durchreisende Fremde!" — „O des Künstlers, der immer nur in die Ferne schweift!" hatte ein Freund lachend erwidert. „Wissen Sie nicht, daß diese schlanke junge Palme heimischem Boden entsprossen ist? daß sie niemand anderes ist als Ihre zurückgewiesene Schülerin Ginevra Cimoni?"

Den ganzen Abend über waren des Professors Augen von der kindlichen Erscheinung gefesselt geblieben, und als Ginevra, einem Wink ihrer Mutter folgend, das Theater vor Schluß der Vorstellung verließ, war auch der Professor alsbald verschwunden.

Nicht lange nach diesem Theaterabend war der Professor mit Ginevras Vater bei einem Diner zusammen, und als derselbe, auf sein Thema zurückkommend, ihm freundlich Vorwürfe machte, hatte der Maler zur größten Ueberraschung und Freude des Handelsherrn seine Weigerung zurückgenommen und die Stunden zugesagt.

Zehn Jahre waren seit jenem Tage verflossen, und während dieser Zeit hatte sich ein Verhältniß zwischen dem alternden Manne und dem sich entwickelnden Mädchen gebildet, wie sie das Ideal des Verkehrs von

Lehrer und Schüler, von freundlichem Geben und dankbarem Nehmen sind. Zweimal wöchentlich waren unabänderlich die Stunden von elf bis ein Uhr dem Unterricht gewidmet. Nicht immer wurde hier gemalt und gezeichnet, nicht immer war der jugendliche Kopf so ernsthaft über die Arbeit geneigt, als an diesem Tage. Es gab Zeiten, in denen Stift und Pinsel ruhten und selbst die großen Pracht- und Kupferwerke, die der Vater freigebig kommen ließ, unaufgeschlagen blieben. In solchen Stunden, und Ginevra rechnete dieselben zu den schönsten ihres Lebens, saß das Mädchen in dem Lehnstuhl, das Haupt leicht auf die Hand gestützt, und ihre großen, dunkelblauen Augen ruhten in tiefinnerlicher Spannung auf den Zügen des Lehrers, der, die Hände auf dem Rücken gefaltet, im Zimmer auf- und abging und gesprächsweise unterrichtend den klaren und scharfen Geist des Mädchens leise auf die Pfade zu lenken suchte, wo er für die Leiden dieser jungen Seele Erlösung hoffte. Denn trotz des Reichthums, der sie umgab, trotz der kostbaren Stoffe und edlen Steine, trotz der bereitwilligen Dienerschaft und allem Luxus des Lebens war Ginevra Cimoni eine so vereinsamte junge Seele, wie sie nur je unter Pracht und Glanz verkümmert ist.

So war ihnen manches Jahr dahingegangen, und statt daß ihr der Unterricht des Lehrers mit der Zeit überflüssig geworden wäre, schien sie seiner nur um so

mehr zu bedürfen, je mehr ihr Geist sich entfaltete und sie im Stande war, ihm auf die erhabene Höhe zu folgen, auf der er einsam und nur von wenigen verstanden lebte. Es war stadtkundig, daß Ginevra lieber alle Vergnügungen und Feste aufgab, als eine ihrer Stunden.

Trotz dieses steten Austausches der innersten Anschauungen aber gab es für den Professor doch manches Unbegreifliche in dem jungen Wesen, dessen geistige Erziehung er so recht eigentlich geleitet hatte. Daß sich der schönen Tochter des reichen Mannes mancher Bewerber nahte, war selbstverständlich. Eben so selbstverständlich war es auch, daß sich unter diesen mancher befand, dessen wenig ideale Zwecke leicht zu durchschauen waren. Dem Vater war es nicht unlieb, und auch der Lehrer sah es gerne, daß das junge Mädchen zahllose Anträge aller Art mit kühler Ruhe zurückwies. Als aber Jahr auf Jahr verstrich, ohne eine Aenderung ihres Wesens zu bringen, und ihre Abneigung gegen die Ehe dieselbe blieb, da schüttelten Vater und Lehrer denn doch zweifelnd den Kopf, und der Professor begann ernstlich zu glauben, sein gar zu tief gehender ernster Einfluß habe das Verstandesleben seiner Schülerin auf Kosten ihres Gemüthslebens einseitig entwickelt, und Ginevra habe die Fähigkeit zu lieben verloren.

Ginevra ertrug alle Vorstellungen und Bitten mit

gelassener Heiterkeit. „Aber, Professor, was wollen Sie?“ pflegte sie auf Bemerkungen der Art zu erwidern. „Wollen Sie mich denn durchaus los werden! Ist es Ihnen wirklich so schrecklich, daß ich nur für Sie empfinde?“ Dann sah sie ihn so schelmisch mit den sonst so ernsten Augen an, daß der alte Herr entwaffnet war, denn das Aufblitzen solch närrischer Einfälle hatte in diesem sonst so zurückhaltenden Charakter etwas besonders Bezauberndes.

Seit einiger Zeit aber verstand er sie vollends nicht mehr. Jener schwermüthige Zug ihrer einsamen Kindheit, der unter seinem Einfluß allmählich einem heitern Ernst gewichen war, war wiedergekehrt. Niemals hatte sie so eifrig gearbeitet, als in den letzten Monaten, nie so sehr eingehende Gespräche vermieden. Der Professor, der seine Schülerin durch und durch zu kennen glaubte, wurde aufs neue irre. Ihre zarten Wangen wurden durchsichtiger und schmaler, schwermüthige Züge begannen ihren Mund zu umspielen, der bisher so kühl zu lächeln verstanden hatte; sie wurde zerstreut und unruhig, schreckhaft und wechselnd.

Vergebens fragte er sich, welches geheime Leid an diesem Kinde des Reichthums zehre? Sorge? — Der Professor belächelte sich selbst. Krankheit? Ginevra war von tadelloser Gesundheit. War ihr Herz doch endlich erwacht, liebte sie? — Vergebens durchmusterte er die

Reihen der männlichen Jugend, die die Gesellschaftssäle füllten, vergebens brachte er die Rede von einem derselben auf den andern, dieselbe kühle Ruhe, dieselbe abwehrende Gleichgültigkeit ertönte aus den Antworten des Mädchens.

Ueber diese Frage nachsinnend, blätterte er in der Mappe, deren Ansicht ihm so widerstrebend gestattet worden war. Sie enthielt nur wenige Blätter, von denen er jedes einzelne prüfend betrachtete und dann und wann einen langen Blick auf der Zeichnerin ruhen ließ, die den Kopf nicht von ihrer Arbeit erhob. Wie oft schon hatte sich sein Künstlerauge an den feinen und doch vollen Formen dieses Antlitzes entzückt, wie oft hatte er versucht, dieses klare, dunkelblaue Auge, die Fülle dieses goldbraunen Haars, das in langen Locken über die Schultern herabwallte, und die zarten, von durchsichtiger Röthe durchhauchten Wangen auf der Leinwand festzubannen! Das Antlitz seiner Schülerin war ihm so sehr Typus seines Idealkopfes geworden, daß es sich unbewußt in seine Gemälde einschlich und boshafte Kritiker dieselben, nicht ganz mit Unrecht, „Variationen über das Thema Ginevra Cimoni" benannten. Die reiche und doch einfache Kleidung beachtete er kaum, obgleich er sonst nicht unempfänglich war für den schweren Faltenwurf des blauen Sammetkleides und die kostbaren Spitzen, die Hals und Arme umgaben.

Er hätte nicht ein berühmter und gesuchter Porträtmaler sein müssen, ohne Sinn und Augen für die Schönheit der Stoffe zu haben.

Der Professor hatte die Mappe durchgeblättert. Er legte die Zeichnungen zurück, von denen er drei zurückbehielt. Mit diesen trat er an den Zeichentisch. Er betrachtete ihre Zeichnung. Es war die Kopie eines Goethekopfes von der bekannten Schwanthalerschen Statue zu Frankfurt am Main.

Er nickte befriedigt. „Sie machen Fortschritte. Nur muß ich wiederholen, was ich Ihnen schon öfter gesagt habe, die Natur hat Sie zum Hervorbringen, nicht zum Kopiren bestimmt. Sie können nicht treu abzeichnen, sehen Sie selber, Sie verändern den Ausdruck. Die heitere Ruhe dieses Kopfes verwandelt sich unter Ihrer Hand in düsteres Sinnen; Sie zeichnen den leidenschaftlichen Goethe-Werther oder den brütenden Goethe-Faust, nicht den mit menschlichen Stürmen fertigen Dichterfürsten, wie ihn unser Abguß zeigt.“

„Wissen Sie auch, Professor, daß ich dies handwerksmäßige Pfuschen nächstens aufgeben werde?“ sagte sie nachdenklich.

„Verletzt?“ erwiderte er schnell. Doch seinem forschenden Blick begegnete ihr Auge mit so klarem Lächeln, daß er hinzufügte: „jetzt ist es an mir, um Verzeihung zu bitten!“

„Nein!“ sagte sie, ihre Augen auf dem Goethekopf vor ihr heftend, „nein, ich werde mein Arbeiten einstellen! Sehen Sie, Professor, das ermüdet mich. Ein Blümchen malen, einen Zweig, das mag noch hingehen. Aber sowie ich mich an das wage, was doch eigentlich das Ziel aller Kunst ist, das Menschenantlitz, stehe ich an meiner Grenze. Entwürfe gelingen mir nur selten und ich kann nicht einmal gut kopiren. Ich wollte, ich wäre musikalisch!“

„Welch neuer Einfall, Ginevra! Zudem, man sagt, daß Sie recht hübsch spielen.“

„Hübsch!“ widerholte sie und schloß die Augen halb, wie um ihren Gedanken besser nachhängen zu können. „Hübsch! Sie haben das rechte Wort gesprochen. Aber was hilft es mir, wenn ich etwas erträglich einüben kann, wenn ich es, wie mein Lehrer sagt, „geschmackvoll“ vortrage! Dergleichen läßt sich lernen, und ich habe es gelernt, weil ich wollte. Nein, was ich „musikalisch sein“ nenne, das ist die Fähigkeit, das eigne Ich, das tiefste Innere der Menschenseele in Tönen auszusprechen. Nicht zu fragen, wie hat schon vor mir einer gesprochen? sondern selber zu reden, eine eigene Sprache, nur mir allein gegeben und doch allen verständlich, zu denen der Geist in Harmonien spricht. Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide! Sich aussprechen

können, nicht immer stumm und unerlöst die Bürde zu tragen — sehen Sie, Professor, das nenne ich glücklich sein!"

„Eine andere Sprache ist Ihnen gegeben, Ginevra. Ebenso wortlos, ebenso nur dem Eingeweihten verständlich und ebenso beredt in ihrer Wortlosigkeit. Sie haben gelernt, in Farben auszusprechen, was Ihnen in Tönen versagt ist."

„Es ist doch etwas anderes," erwiderte sie sinnend. „Nicht so direkt, von Geist zu Geist. Oder glauben Sie nicht, Professor, daß Robert Schumann sich erleichtert und erlöst fühlte, wenn er die bange Angst des kommenden Wahnsinns in Tönen ausgesprochen hatte, die selber schon an Wahnsinn anstreiften?"

„Erleichtert, aber nicht erlöst. Der Wahnsinn hat ihn doch ergriffen."

„Der Wahnsinn hat ihn ergriffen, es ist wahr, aber wer weiß, welche Wonneschauer und welche Seligkeit ihm seine Kunst vorher gegönnt hat! Was wissen wir, welche glückliche Zeiten ihm die Welt, die er in sich trug, noch gegeben haben mag, nachdem sein Geist schon längst umnachtet war. Die Malerei begrenzt, sagt meistens nur ein Ding auf einmal, nur die Musik drückt das Unendliche aus, unendliches Glück und — unendliche Qual!" Sie sagte die letzten Worte leise.

„Sie achten die Malerei gering, weil sie Ihnen ge-

geben ist, und stellen die Musik so hoch, weil Sie ihren Mangel scharf empfinden. Nun aber —" der Professor zögerte wie zweifelhaft, auf welche Weise er besprechen sollte, was er zu sagen hatte.

„Sie sind noch nicht zu Ende, Professor!"

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie so eifrige Studien im Geheimen betreiben," sagte der Künstler. „Darf ich Ihnen sagen, was diese stillen Blätter mir anvertraut haben?"

Sie nickte still.

„Fürs erste sagen sie mir, daß Sie von einem der Grundsätze zurückgekommen sind, die Sie als eine der Hauptgrundlagen Ihrer künstlerischen Anschauungen zu bezeichnen pflegten, von dem Grundsatz, daß das Schöne ausschließlich der Gegenstand der Kunst sei und nur das Schöne Vorwurf für Ihren Pinsel sein solle. Sie erinnern sich unserer Gespräche darüber?"

„Gewiß," sagte sie nachdenklich. „Allein es giebt Stimmungen, in denen das vollendet Schöne, das Tadellose uns kalt und ungerührt läßt, und andere Dinge, die an sich nicht schön sind, aber etwas ausdrücken, was uns gerade sympathisch ist, das Herz bewegen."

„Das habe ich Ihnen wiederholt vordemonstrirt," erwiderte er lebhaft. „Ich sehe, daß Sie nichts von außen lernen können, Sie müssen es erst innerlich selbst

erfahren, ehe Sie es annehmen können. Aber gesetzt auch, daß diese Erkenntniß einen weitern Horizont Ihrer Anschauungen andeutet, so kann ich doch nicht verstehen, was Sie, gerade Sie, veranlaßt hat, dieses Blatt zu malen!" Er legte es auf den Tisch.

„Ich habe es wohl erkannt," fuhr er fort, als sie schwieg. „Es ist ein Theil unseres städtischen Armenkirchhofs. Dieser Schnee, aus dem die traurigen Hügel ragen, diese halbverfallenen schwarzen Holzkreuze, diese beiden, halb abgestorbenen Tannen am Eingang, der bleifarbene Winterhimmel darüber und die paar hungrigen Krähen, die die Einsamkeit nur noch schauerlicher machen — dies alles ist meisterhaft gemalt und zeigt, daß Sie viel, viel tiefer in das Elend des Menschenlebens eingedrungen sind, als ich wußte. Ein trostloses Leid spricht aus diesem Blatte!"

„Und hier," er nahm ein anderes Blatt, „ein einfacher, frisch ausgeschlagener Zweig, dessen zartes, junges Grün vom Nachtfrost getroffen ist, und hier — Tod und Leben neben einander — diese volle, frische, eben aufgebrochene Rose und neben diesem strahlenden Leben die arme Schwester! Sie ist unten am Stiel abgeknickt worden, man sieht es kaum, aber ihr Leben ist von täppischer Hand gebrochen. Noch ist es kaum merklich, aber sie trägt den Todeskeim im Herzen. Ihre zarten Blätter sind schon fahl gefärbt, die Spitzen abgewelkt;

der Kelch, der sich eben öffnen wollte, schließt sich wieder matt und traurig. — Das ist mit dem Herzen gemalt, Ginevra. Ihre Hand hat im Schmerz gebebt, während sie diese feinen Schatten malte, und Ihre Thränen sind auf dieses Blatt gefallen! Gestehen Sie es ein, Sie waren bei dieser Arbeit sehr, sehr unglücklich!"

Sie war sehr bleich geworden, während er sprach, und ihre Hände ruhten krampfhaft in einander verschlungen auf ihrem Schoß. Auch jetzt antwortete sie nicht. Die schöne Standuhr auf dem Kamin schlug ein Uhr, der Professor erhob sich.

„Meine Zeit ist um!" sagte er in verändertem, leichten Ton. „Leben Sie wohl, Ginevra. Bestellen Sie Ihrem Vater meine herzlichsten Glückwünsche zu seinem heutigen Geburtstage, und nun: Auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn!" erwiderte sie aufstehend und reichte ihm die Hand, die er herzlich schüttelte. Als er gegangen war, begrub sie ihr Gesicht in beide Hände und lag lange Zeit mit dem Kopf auf dem Tische, in Träume versunken. Ein leichtes Geräusch machte sie auffahren. „Die Blätter fort!" murmelte sie und verbarg dieselben schnell unter andern Papieren. Dann wandte sie sich ihrem Zeichentisch zu und begann gelassen ihr Arbeitsmaterial einzupacken.

III.

Die Cousinen.

Eine an der Wand kaum sichtbare Tapetenthüre öffnete sich, und ein blonder Mädchenkopf, aus dem ein paar helle Kinderaugen in die Welt lachten, wurde in der Oeffnung sichtbar.

„Der Professor fort?" fragte eine frische Stimme mit leisem Ton, und auf Ginevras zustimmendes Nicken folgte ein zarter, fast noch kindlicher Körper dem Kopf in die Stube nach. „Der alte Brummbär ist abscheulich pünktlich!" grollte die Kleine. „Ich wollte so gern noch vor der Stunde ein wenig mit Dir plaudern, aber ich hörte seine Stimme schon, als ich eben kommen wollte."

„Du warst also die raschelnde Maus, auf die er mich aufmerksam machte?" lächelte Ginevra.

„Zeig her, was zeichnest Du jetzt?" fragte Erika Brückner neugierig. „Ach, so ein großer schwarzer Kopf!" rief sie enttäuscht, als Ginevra das schützende Seidenpapier entfernte, mit dem sie die Zeichnung be-

deckt hatte. „Das gefällt mir gar nicht! Warum malst Du nicht mehr die hübschen Blumen wie sonst?"

„Alles hat seine Zeit, sagt der Weise!" versetzte Ginevra lächelnd. „Die Blumen werden auch wieder an die Reihe kommen."

„Nun sage mir, Nevra," fragte Erika, nachdem sie die Zeichnung betrachtet hatte, „weshalb giebst Du Dir die Mühe, diese Büste abzuzeichnen? Du hast doch das Original und kannst Dir Deinen Freund Goethe, aus dem ich mir, unter uns gesagt, gar nichts mache, ansehen, so oft und so viel und so lange Du willst!"

Ginevra lachte. „Es bleibt ein ewig wahres Wort, ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können. Wirklich, Erika, ich kann Dir nicht sagen, weshalb ich diese Zeichnung mache oder weshalb ich überhaupt zeichne."

„Du bist doch komisch, Nevra," sagte Erika gekränkt, „ich bin doch jetzt schon achtzehn Jahre alt, und Du könntest wirklich anfangen, vernünftig mit mir zu sprechen."

„Ich spreche so vernünftig, als ich kann," erwiderte Ginevra. „Ich weiß Dir wirklich nichts anderes zu sagen."

Sie trat ans Fenster und schob einen der bequemen Sessel zurecht. „Komm, Erika!" bemerkte sie, „wir müssen es bequem haben. Aber sage mir, Kind,

wenn Du mir so Wichtiges anzuvertrauen hattest, weshalb bist Du nicht vor der Zeichenstunde zu mir gekommen? Du weißt doch, daß ich des Morgens immer allein bin!"

„Vor elf?" rief die Kleine mit aufrichtigem Schrecken. „Wo denkst Du hin, Nevra, es war ja gestern Kasinoball!"

„Ja so, Kasinoball! Das hatte ich allerdings vergessen," sagte Ginevra lächelnd. „Nun, was ist denn da vorgefallen? Hat wieder einer Deiner elftausend Anbeter um Dich angehalten und bist Du in schrecklichem Zweifel, ob Du dem armen Jungen das Herz brechen oder ihn zum Glücklichsten der Sterblichen machen sollst? Sprich nur, liebes Herz, ich will schon suchen, Dir aus der Verlegenheit zu helfen!"

„Wie Du nur so abscheulich spotten kannst, Nevra!" schmollte die Kleine dunkel erröthend. „Nein, es hat niemand um mich angehalten, und die Herzen sind, so viel ich sehen konnte, auch noch so leidlich in Stand geblieben. Aber sage, warum bist Du denn eigentlich nicht gekommen? Du bist sehr vermißt worden."

„Nun, wohl nicht so sehr!" scherzte Ginevra.

„Doch, so sehr!" beharrte Erika sehr bestimmt. „Es war wirklich sehr unrecht von Dir, so ohne Grund fortzubleiben."

„Du weißt es ja, ich hatte keine Lust!" bemerkte

Ginevra etwas ungeduldig. „Ist das nicht Grund genug?“

„Mama sagt: nein!“ erwiderte Erika, ihre Arme auf der Freundin Schoß legend und sie ernsthaft anblickend. „Sie sagt, Vergnügungen seien ebenso gut Pflichten, wie alles, was die Lebensstellung mit sich bringt, und es sei ebenso unrecht, gesellige Pflichten zu vernachlässigen, als andere.“

„Diese Lehre ist Dir wohl unterwegs im Wagen eingeprägt worden, mit meinem Beispiel als warnendes Exempel?“ sagte Ginevra mit bewölkter Stirne. „Gleichviel! Das Verbrechen ist nun einmal begangen, und ich muß es büßen. Sage mir lieber, wie Du Dich amüsirt hast?“

„O reizend, herrlich, himmlisch!“ rief Erika in Begeisterung. „Aber bist Du denn gar nicht neugierig zu erfahren, wer sich so sehr nach Dir gesehnt hat?“

„Nicht besonders. Aber ich sehe, Du bist voller Eifer, mir das Herz schwer zu machen, also muß ich Dir schon den Willen thun. Graf Felsen?“

„Richtig, Graf Felsen. Und er fragte gleich nach Dir. Dann meinte er, ein Unglück sei es gerade nicht, da er Dich heute so wie so sehen würde.“

„So?“ versetzte Ginevra gedehnt. „Hat er eine Einladung bekommen?“

„Es schien mir so. Ich sagte, er würde dann

auch das Glück haben, mich zu sehen, aber diese Aussicht schien ihm keinen besonderen Eindruck zu machen."

„Das ist doch sehr unrecht!" bemerkte Ginevra zerstreut.

„Das finde ich auch!" schmollte Erika. „Und dann war Euer Harding da. Der wurde ganz blaß und wollte gar nicht glauben, daß Du nicht kommen würdest."

„Harding war da?" sagte Ginevra. „Das habe ich nicht gewußt."

„Ich auch nicht!" plauderte Erika weiter. „Er ist auch nicht Kasinomitglied. Graf Felsen hat ihm Zutritt verschafft. Warburgs und Toskys waren auch da."

„Hat Harding mit Dir getanzt?" fragte Ginevra, ohne die letzte Mittheilung zu beachten.

„Er hat mich nicht aufgefordert. Ich glaube, er hat gar nicht getanzt, wenigstens habe ich ihn nicht gesehen. Peter sagt, es sei sehr richtig von ihm gewesen, daß er mich nicht engagirt habe, er habe doch Taktgefühl."

„Zu freundlich von Peter!" murmelte Ginevra. „Und Toskys waren auch da?" fuhr sie fort.

Gegen die sonstige Beredsamkeit, die Erika an diesem Morgen entwickelte, nickte sie nur still und er=

röthete so heiß, daß Ginevra ausrief:

„Nun, heraus mit der Sprache, Kind, wer ist der König? Blond oder braun, Jäger oder Infanterist?“

„Du bist abscheulich!“ flüsterte Erika und verbarg ihr glühendes Gesicht in Ginevras Schoß.

„Nun, so muß ich schon anders fragen! Mit wem hast Du denn den ersten Walzer getanzt?“

„Mit dem Jäger.“

„Und Kotillon?“

„Mit dem Infanteristen!“

„Und wer hat Dir das Bouquet gebracht?“

„O ich habe viele gehabt!“ rief Erika schelmisch aufblickend. „Wohl sieben oder acht.“

„Und welches war Dir das theuerste? Nein, Kind, Du brauchst nicht zu antworten. Ich sehe ein, es ist grausam, Dich zu quälen.“

„Weißt Du, Nevra,“ sagte Erika nach einer Pause, „wenn ich heirathen sollte, möchte ich nicht, daß es ein Kaufmann wäre.“

„Und warum nicht?“

Sie hob den Kopf auf und blickte scheu um sich. „Hier hört uns niemand,“ flüsterte sie. „Sieh, ich hasse dieses Leben, wie wir es führen, dieses Hetzen, diese ewige Unruhe und das fortwährende Denken an Geld und Geldeswerth. Du glaubst nicht, wie müde ich

manchmal bin, wie gern ich des Abends zu Hause bliebe, aber Mama läßt mir keine Ruhe mehr, seit ich erwachsen bin. Ich weiß wohl, es leben nicht alle Familien so, Warburgs leben ruhiger, Du thust es, weil Du einen festen Charakter hast. Ich aber —!"

Ginevra streichelte liebkosend und beruhigend ihr blondes Haar.

„Du glaubst nicht, wie ich allein stehe!" fuhr Erika fort, und ihre großen Kinderaugen füllten sich mit Thränen. Papa hat keine Zeit für mich, Mama hat immer etwas an mir auszusetzen, Peter kümmert sich nur um mich, um mich zu quälen, und Erich denkt an seine Bücher und will außerdem fort."

„Erich will fort?" fragte Ginevra erstaunt.

„Nach Schulpforta. Er behauptet, er käme zu Hause zu keinem ordentlichen Arbeiten; aber ich glaube, er will fort, weil er sich mit Peter nicht verträgt. Ich kann es ihm auch gar nicht übel nehmen; wenn ich könnte, ginge ich auch fort, heute lieber als morgen!"

Ginevra hatte aufmerksam zugehört, jetzt neigte sie zustimmend das Haupt. „Du hast recht!" sagte sie langsam. „Aber ein solches Glück kommt nicht von selbst. Du wirst zu kämpfen haben, Erika."

Es war, als spräche man zu einem zarten buntbeschwingten Schmetterling von Kampf oder zu einem schüchternen Veilchen von Selbstvertrauen. Erika richtete

ihre Augen mit angstvollem Blick auf die Cousine, während ein nervöses Zittern die feinen Lippen bewegte. Ehe sie antworten konnte, wurde ein leises Klopfen an der Thüre hörbar; auf Ginevras Herein! trat der greise Kammerdiener ihres Vaters ein.

„Der Herr Kommerzienrath lassen fragen, ob das Fräulein zu sprechen sei?"

Ginevra nickte, und Erika sprang auf. „Der Onkel!" rief sie. „Und ich noch nicht angezogen! Dann leb wohl, Nevra!"

Ginevra suchte nicht sie zurückzuhalten. „Haide-blümchen — Erika!" murmelte sie, der leichten Kindergestalt nachsehend. „Arme kleine Blüthe, die unfruchtbarem Boden entsprossen ist! Daß Du in besseres Erdreich kommen könntest! Wie schön könntest Du Dich entfalten!"

IV.

Vater und Tochter.

Nach wenigen Minuten lag Ginevra in den Armen ihres Vaters.

Julius Cimoni, der jetzige Chef des Hauses „Cimoni und Sohn“, war ein Mann, dessen äußere Erscheinung in auffallendem Gegensatz zu der Stellung stand, die er in der Handelswelt und unter den Behörden seiner Vaterstadt einnahm. Von den Vorfahren, die vor mehr als zweihundert Jahren ihre Vaterstadt Venedig verlassen hatten, um ihrem protestantischen Glauben ungestört leben zu können, war nichts auf diesen letzten Enkel gekommen als der Name. Die stolzen venetianischen Handelsherren hatten zuerst unter den spitzen Giebeldächern der deutschen Reichsstadt ihr Haus mit breiter italienischer Palastfront gebaut, und immer hatten sie sich ausgezeichnet durch Klugheit, politischen Scharfblick und einen Zug von Härte, den manches Kind des Hauses schwer empfunden hatte. Der despotische Wille des Familienhauptes regierte hier bis

zur Tyrannei, und oftmals führte derselbe zu furchtbaren Konflikten, wenn er mit gleich starkem Willen des Untergebenen zusammenstieß. Die Familie war der Götze, dem hier die Altäre rauchten, und dem alles geopfert wurde, auch die eignen Kinder. Nicht einmal freie Wahl des Standes und des Berufes war den Nachkommen gestattet; sie heiratheten nicht, sie wurden verheirathet, und wehe dem selbstwilligen Kinde des Hauses, das nach eigner Wahl freien zu können glaubte!

Von allen diesen Fehlern und Vorzügen war auf Julius Cimoni nichts gekommen. Ein stiller, scheuer, schwer zugänglicher Knabe, mit schlichtem blonden Haar und blauen Augen, war er an Leib und Seele das Ebenbild seiner deutschen Mutter. Von frühester Kindheit an war er eine Quelle steten Aergers und fortwährender Enttäuschungen für den stolzen Vater und geheimer Angst und ebenso geheimer Freude für die zärtliche Mutter gewesen, die im Verkehr mit dem Sohn ein Glück wieder aufblühen sah, das ihr die Zwangsheirath mit dem ungeliebten Gatten genommen hatte.

Der stolzen Härte des Vaters war es gelungen, das weiche, liebevolle und liebebedürftige Gemüth des Sohnes so weit einzuschüchtern, daß sich eine Hülle undurchdringlicher Zurückhaltung um sein Wesen legte, die den Knaben vereinsamte und ihm für Stolz und Hochmuth ausgelegt wurde. Nur ungern sah der Vater den

ihm so wenig entsprechenden Sohn als Nachfolger und dereinstigen Chef der Firma, doch gab es keine Aussicht auf eine mögliche Aenderung, da Julius der einzige Sohn war und blieb.

Seine Schwester Kamilla verheirathete sich mit dem Kaufmann Brückner, als er kaum erwachsen war; schon damals war es ein stilles Uebereinkommen der Väter gewesen, daß Anna Brückner, des Schwagers Schwester, Julius Gattin werden solle. Als derselbe mündig geworden war, wurde ihm der Familienbeschluß mitgetheilt und die Ehe vollzogen, ohne viele Rücksicht auf das leise Widerstreben des jungen Gatten zu nehmen. Eine glänzende Hochzeit wurde gefeiert, und das bleiche Antlitz des Bräutigams blieb unbeachtet neben der strahlenden Schönheit der Braut.

Das Schicksal, das den jungen Mann von der Wiege ab mit Glücksgütern überschüttet hatte, ohne ihm Glück zu gönnen, war ihm auch in seiner Ehe nicht günstiger. Seine Gattin, deren hochfahrender Sinn in dem Glanz des reichen Hauses Genüge fand, machte wenig Hehl daraus, daß sie den schüchternen und schweigsamen Gatten nur als Mittel zum Zweck betrachtete. Die offenbare Geringschätzung ihres Wesens wurde seinerseits durch immer größere Zurückhaltung erwidert, und so fand sich die Eisluft, die sein warmes Herz von

Jugend auf erkältend angeweht hatte, in seiner Ehe verdoppelt wieder.

Erst als dem seltsamen Paar ein Kind geboren wurde, fiel ein heller Strahl von Glück und Freude in die Seele des reichen Mannes, und es kümmerte ihn wenig, daß dieses Kind ein Mädchen war und nicht der Knabe, den sein Vater so heiß ersehnte. Hier endlich wuchs ihm ein wirkliches Glück entgegen, ein warmes, liebebedürftiges kleines Herz — als er sein Töchterchen zum ersten Mal an die Brust drückte, vernarbte manche alte Wunde in dem hellen Glück dieses Augenblicks.

Indessen hatte diese abermalige Enttäuschung der schon sehr gebrochenen Lebenskraft seines Vaters den letzten Stoß versetzt. Auf den erwarteten Enkel hatte er die letzte Hoffnung eines Ersatzes für den ungeliebten Sohn gesetzt — von dem kleinen Mädchen in der Wiege nahm er keine Notiz. Noch hatte die kleine Ginevra ihr erstes Lebensjahr nicht zurückgelegt, als der stolze Großvater die Unterschrift der Firma zum letzten Mal geschrieben und das Haus seiner Väter für immer verlassen hatte.

Sterbend hatte der alte Mann gemurmelt: „Du wirst es sehen, Ida, der Junge ruinirt uns!"

Mit schwerem, widerwilligem Herzen nahm Julius Simoni Besitz von dem Erbe seiner Väter und stellte

sich an die Spitze der Handlung. Was für Tausende der Höhepunkt des Glückes gewesen wäre, war für ihn eine harte Aufgabe, ein schweres, täglich erneutes Opfer. Der Reichthum lockte ihn nicht, Glanz blendete ihn nicht. Das stille Leben des Gelehrten, still von außen und voller Arbeit und reiner Genüsse von innen, war sein Ideal. Das Schicksal versagte ihm diesen schönen Traum, indem es ihm alles gewährte, was er nicht begehrte. Reich geboren und erzogen, achtete er den Reichthum nicht, mit freigebiger Hand theilte er seinen Reichthum aus, wenn andere nichts davon zu erfahren brauchten. In seinem ganzen Naturell war nichts Kaufmännisches, er war in jeder Beziehung ein Erbe.

Trotz alledem führte er das Haus in den überlieferten Wegen weiter, und in stiller Zeit ging alles seinen ruhigen Gang. Dreiundzwanzig Jahre waren seit dem Tode seines Vaters verflossen, die Mutter war ihm nachgefolgt, und immer hatte sich noch nichts von der düsteren Prophezeiung erfüllt, mit der der stolze alte Mann dieses Leben verlassen hatte.

Die Sorgen und Mühen des großen Besitzes hatten sein blondes Haar vor der Zeit gelichtet und gebleicht, seinen Nacken gebeugt und seine Stirne gefurcht. Der reiche Handelsherr, der das fünfzigste Jahr noch nicht überschritten hatte, sah mehr gealtert aus als mancher Siebziger. Trotz des vielen Weihrauchs, der

dem Vielumschmeichelten gestreut wurde, hatte er ganz das schüchterne, fast etwas unbeholfene Wesen seiner Jugend behalten. Nur ein Wesen gab es, dem gegenüber die volle warme Liebe seiner Natur ganz und ungehindert durchbrach, und das war seine Tochter Ginevra.

Sie war einziges Kind geblieben und somit auch das einzige Geschöpf, auf das der Vater seine große Liebe verschwendete. Von frühester Kindheit an gab es zwischen diesen beiden ein stillschweigendes Einverständniß, von dem die Mutter ausgeschlossen war. Wenn er gegen Abend das Comptoir verließ, war der Weg in die Stube, in der die kleine Ginevra unter Wärterinnen und Bonnen ihre ersten Jahre zurücklegte, das erste Ziel seiner Schritte, und wenn das Kind seinen braunen Lockenkopf an des Vaters Schulter schmiegte und dieser mit leichtem Kuß seine Stirn streifte, dann war es, als hätten sie beide ein wundervolles Geheimniß ausgetauscht. Und dann gab es noch wundervolle Stunden, Stunden, von denen die Mutter nichts wußte; dann saß die kleine Ginevra auf dem hohen Comptoirstuhl des Vaters und machte mit großen ungeschickten Buchstaben ihre Schreibübungen auf dessen Pult, und der ernste Mann, den ein Schatten von Traurigkeit nie verließ, lachte herzlich über die vielen mißglückten Versuche der Kinderhand.

Als Ginevra heranwuchs, verlangte die Mutter, sie

in Pension zu geben. „Mein Mann verzieht sie, sie muß unter strengere Zucht!“ sagte sie zu ihren Bekannten. Doch war dieses nicht der eigentliche Grund. Sie war nicht verzogen, eine sorgsame und tüchtige Erzieherin bildete sie unter Aufsicht des Vaters heran, ohne sie zu verbilden. Auch hatten diejenigen nicht recht, die meinten, Frau Anna wollte ihr Kind nur fortgeben, um der Mode zu huldigen. Der eigentliche Grund, weshalb sie auf Ginevras Entfernung drang, war eine tiefgewurzelte Eifersucht, sie wollte Vater und Kind trennen.

Hier zum ersten Mal litt ihr sonst dominirender Wille Schiffbruch. Julius Cimoni erklärte, nur in die Trennung zu willigen, wenn Ginevra selber fortzugehen wünsche. Dann rief er seine Tochter herein und stellte ihr die Sache vor, ohne Rücksicht auf seine eigenen Empfindungen zu nehmen. Er brauchte nicht lange zu reden. Mit dem Ausruf: „Schicke mich nicht fort von Dir!“ warf sich Ginevra in seine Arme, und die Frage war erledigt.

Später hatte die Gattin noch öfter Gelegenheit, den unbeugsamen Willen ihres Mannes kennen zu lernen. Er ließ sie in allem gewähren, nur wenn Ginevra mit ins Spiel kam, stand er fest. So blieb er allen Klagen gegenüber taub, die sich auf ihr Nichtheirathen bezogen. Nach der Sitte der Familie war

die Mutter sehr geneigt, ihre Wahl einfach zu bestimmen. Nichts war einfacher! Hatte dieselbe doch schon festgestanden, als sie ein Kind in der Wiege war! Wenn er nur einmal seine unbegreifliche Nachsicht aufgeben, nur einmal ihren thörichten Widerstand brechen wollte, so konnte es in einer Viertelstunde abgemacht sein! — Aber er blieb fest. „Sie soll frei sein, ich will es!"

Als jetzt die Tochter in des Vaters Armen lag, bedurfte es keiner Worte, um sich des gegenseitigen liebevollen Einverständnisses zu versichern.

„Schon angezogen und so stattlich!" sagte er und trat ein paar Schritte zurück, wie um sie besser bewundern zu können. „War der Professor schon bei Dir, liebes Kind?"

„Er läßt Dir seine Glückwünsche bestellen," erwiderte sie. „Ich habe Dir auch eine Kleinigkeit gearbeitet, lieber Vater," fuhr sie nach einer Pause fort. „Meine Gabe ist aber so arm und klein, daß ich sie Dir kaum zu bieten wage."

Sie nahm eine in Seidenpapier eingeschlagene Mappe für Briefe aus einer der Schubladen ihres Schreibtisches. „Ich wußte nichts Besseres!" bemerkte sie entschuldigend.

Die kleine Mappe enthielt auf der Vorderseite das auf Elfenbein gemalte Brustbild der Großmutter, das

Ginevra von einem großen Brustbild kopirt hatte, auf der Rückseite eine Zeichnung ihres Grabes.

Sie war hinter den Vater getreten und sah über seine Schulter auf das kleine Bild. Er betrachtete die Gabe mit stummer Rührung.

„Du hast noch Briefe von ihr?“ fragte sie endlich.

Er nickte. „Dies bleibt unter uns!“ sagte er dann. „Ich muß gestehen, diese kleine Kopie übertrifft das Original. So lebenswarm, so innig ist mir das Gemälde nie erschienen.“

„Es war ein fremder Maler, der für Geld arbeitete,“ sagte sie leise. „Er sah nur, was jeder sieht. Die Enkelin muß anders auffassen.“

„Du erinnerst Dich ihrer?“

„Ganz genau.“ Sie legte mehrere skizzirte Blätter vor. „Sieh her, zuerst habe ich versucht, ganz frei aus dem Gedächtniß zu malen, aber es wollte mit der Kleidung nicht gehen.“

„Ich habe Dir eine Klage am heutigen Tage vorzutragen, lieber Vater,“ sagte sie nach einer Pause in verändertem Ton, während sie ihm gegenüber Platz nahm. „Warum schließest Du Deine erwachsene Tochter von den Sorgen aus, die Dir das Kind tragen helfen durfte? Warum werde ich schon seit Jahren nicht mehr in das Comptoir zugelassen?“

„Wozu sollst Du Deinen Kopf mit Zahlen und Deine Seele mit Spekulationen füllen, Kind!“ sagte er endlich abwehrend. „Es war eine schöne Zeit, als Dein Arbeitstisch neben dem meinen stand und wir kluge Worte wechselten über Import und Export, Kauf und Verkauf. Das ist vorbei. Laß es ruhen, Ginevra.“

„Verzeihe, wenn ich mich noch nicht zufrieden gebe!“ bat sie. „Unser Haus führt die Firma: Simoni & Sohn. Wäre ich Dein Sohn, wie mein armer Großvater so sehnlich erhoffte, ich wäre längst Dein Mitarbeiter, und mein nächster Geburtstag würde mich zu Deinem Kompagnon machen. Warum willst Du die Tochter von ihrem Antheil an Deiner Arbeit ausschließen, den Du dem Sohne ohne Bedenken gewähren würdest? Ich weiß es, Vater, Du hegst keine so geringe Meinung von unserm Geschlecht, wie andere Männer, wie Onkel Brückner zum Beispiel. Beweise jetzt, daß Du Deine Tochter für mehr hältst als für eine Puppe, die Du schön kleidest und nach Wohlgefallen schmückst. Laß mich Theil nehmen an Deinen Sorgen und Mühen, denn Du hast Sorgen, Vater!“

Es arbeitete stark in seinen Zügen, aber er unterdrückte die bejahende Antwort, die schon auf seinen Lippen schwebte. „Nein,“ sagte er, „nein, es geht nicht. Du weißt nicht, was Du verlangst. Laß mir ein unentweihtes Plätzchen, auf dem ich dann und wann ausruhen

kann. Warum soll ich die Sorgen und Lasten der Handlung auch auf Dein Haupt wälzen, mein Kind! Um meinetwillen, gieb den Gedanken auf, Ginevra!"

Er hatte die Zauberformel ausgesprochen, mit der er diesen Geist stets bändigen konnte. Sie neigte ihr Haupt und rang eine kurze Zeit hindurch mühsam nach Fassung.

„Wie Du willst!" sagte sie endlich mit zuckenden Lippen. „Es wird mir sehr schwer, auf meinen Wunsch zu verzichten, aber wie Du willst, Vater."

„Und nun zu etwas anderem!" fuhr er sichtlich erleichtert fort. „Der Kommerzienrath Radtke hält bei mir um Deine Hand für seinen Sohn und Erben an."

„Hast Du geantwortet?"

„Noch nicht."

„Schreibe nur," sagte sie gleichgültig.

„Du hast also immer noch nicht die Absicht, zu heirathen?"

„Sicherlich nicht, Frau Fritz Radtke zu werden!"

„Graf Felsen nähert sich Dir!" sagte der Vater zögernd.

„Und die Mama bemerkt es mit Vergnügen!" sagte sie gelassen.

„Und Du?" Sein Auge ruhte mit Spannung auf ihr.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Erika sagt, er sei eingeladen worden?“ fragte sie.

„Deine Mutter wünschte es.“

„Ich wollte, es wäre nicht geschehen!“ bemerkte Ginevra nachdenklich. „Es giebt seinem Verhältniß zu unserm Hause einen Anstrich von Intimität, der besser vermieden worden wäre. Nun, es ist einmal geschehen; — es wird sich schon machen lassen —“ Die letzten Worte sprach sie mehr zu sich selbst.

„Nein, Vater!“ sagte sie dann plötzlich laut, „Du mußt Dich schon darein finden, mich bei Dir zu behalten!“

Er küßte sie lächelnd. „Ich bin es wohl zufrieden!“ sagte er. „Aber jetzt muß ich Dich verlassen, meine Zeit ist um.“

An der Thüre drehte er noch einmal um. „Ehe ich es vergesse,“ sagte er etwas befangen, „ich habe Harding eingeladen. Es ist Dir doch nicht unangenehm?“

„Unangenehm? Warum das?“

„Deine Mutter meinte, es würde Dir nicht lieb sein!“ erwiderte er. „Er ist ein aufopfernder Mensch, ich bin ihm Dank schuldig. Es freut mich, daß Du es so freundlich aufnimmst.“

Als der Vater gegangen war, setzte sich Ginevra in die Fensternische und verfiel in träumerisches Sinnen.

Erst der Schlag der Standuhr, die die Stunde des Diners verkündete, riß sie aus ihrem Nachdenken. „Wieder zu spät!“ murmelte sie. „Mama wird ungehalten sein. Nun, gleichviel!“

V.

Ein Familiendiner.

Ginevra fand die Gäste schon ziemlich vollständig versammelt; sie hatte das erwartet, ebenso wie eine gewisse unmuthige Falte auf der Stirne ihrer Mutter. Mit Ruhe begrüßte sie Onkel und Tante Brückner, schüttelte einem schwarzhaarigen, etwa sechzehnjährigen Knaben die Hand, flüsterte Erika eine neckische Bemerkung zu und verneigte sich dann leicht gegen die anwesenden Herren.

Die Gesellschaft war, wie dies bei den Familienfesten stets der Fall zu sein pflegte, durchaus nicht zahlreich. Streng genommen, bestand sie nur aus den Geschwistern und deren Kindern; daß seit einiger Zeit gewöhnlich noch ein paar Personen gebeten wurden, um die drückende Langeweile dieser Feste etwas zu erleichtern, war eine Neuerung, die Frau Kamilla Brückner durchaus nicht mit günstigen Augen betrachtete.

Ginevra mußte unwillkürlich lachen, als ihr Blick den Kreis um den Tisch überflog. Da saß Tante

Brückner, genau so, wie sie ihr seit frühester Kindheit vorschwebte, derselbe zarte, blonde Kopf, mit demselben müden Ausdruck, genau so in die Sophaecke gelehnt, genau so halblaut und undeutlich sprechend, denn sie war viel zu nervös und viel zu vornehm, um zu sprechen, zu gehen oder sich zu bewegen wie andere gemeine Sterbliche. Zwischen Ginevra und dieser einzigen Schwester ihres Vaters herrschte nur wenig Liebe. Sie wußten beide, warum. Und das machte die Sache nicht besser. Ginevra hatte ihren Mutterstolz gekränkt und kränkte ihn fortwährend, das war die Sünde, die keine Mutter verzeiht, und Frau Kamilla Brückner am wenigsten.

Neben dieser Dame auf dem Sopha saß, wie immer, Frau Anna Simoni, Ginevras Mutter. Die stolze, kalte, im höchsten Grade selbstsüchtige Frau, die die Menschen nur nach ihrer Einnahme schätzte, hatte nichts mit ihrem Kinde gemein als die äußere Schönheit, die Ginevra in der That fast Zug um Zug geerbt hatte.

Der Mama nächster Nachbar war Onkel Brückner, ein Mann, dem trotz seines großen, zum Theil schon ererbten Reichthums ein gewisser Stempel des Emporkömmlings aufgeprägt war. Eigentlich bösartig war er nicht, aber roh. Sein großes, rothes Gesicht, sein starkes schwarzes, jetzt mit Grau vermischtes Haar, das

stets borstig aufrecht stand, gaben ihm das Ansehen eines Menschen, der sich in Kreise verirrt hat, in die er nicht gehört. Seine Gedanken drehten sich um sein Geschäft und nur um sein Geschäft, was darüber hinaus lag oder nicht hinein gehörte, nannte er „Possen". Im ganzen betrachtete er solche Sonderlinge, wie seinen eigenen Sohn Erich, den eine glühende Liebe für die Wissenschaft, besonders für Botanik beseelte, als ungefährliche Narren. Da er aber doch bald merkte, daß die Gelehrtenwelt der Stadt auf den Knaben aufmerksam war und er zu dem Ruhm seines Hauses beitrug, so unterstützte er des Sohnes Bestrebungen, soweit er sie unterstützen konnte, und gewährte ihm die Mittel, deren er zur Anschaffung von Büchern und Instrumenten bedurfte.

Lange Zeit war das rohe Wesen ihres Onkels Ginevra in hohem Grade zuwider gewesen; jetzt aber schien ihr doch seine offene unpolirte Derbheit erträglich, ja wohlthuend im Vergleich mit der glatten Gewandtheit und dem verdeckten Cynismus seines ältesten Sohnes und Compagnons.

Peter Brückner, der Jüngere, der eigentlich Arthur hieß, aber diesen Namen der Firma wegen aufgegeben hatte, gehörte zu den Menschen, die in der Kindheit leicht übersehen werden. Ein blasser, stiller, jedem Spiel und Lärm abholder Knabe, hatte er die

Schule durchgemacht, ohne eine einzige jener Freundschaften zu schließen, die unvergänglich für das ganze Leben bleiben. Er verließ das Gymnasium ohne Auszeichnung, aber auch ohne zurückgeblieben zu sein, und trat sofort in das Comptoir seines Vaters ein. Nicht lange, und der Vater, der sich bisher nur wenig um den Sohn bekümmert hatte, begann zu erstaunen. Ein Scharfblick, der die Geschäftsroutine des Vaters bald übertraf, eine Kühnheit der Spekulation, über die ältere Leute den Kopf schüttelten, und eine Arbeitskraft enthüllte sich in dem blassen, stillen Jüngling, die niemand in ihm vermuthet hatte. In der Freude seines Herzens übersah der Vater, daß der Sohn Charakterzüge entfaltete, die mehr seinem Kopfe als seinem Herzen Ehre machten. Um die Wahl seiner Mittel war er selten verlegen, und sein Gewissen schien nicht allzu zart. Eine gesetzwidrige Handlung zu begehen, war er viel zu klug, in Dingen aber, die mit dem Gerichtshof nichts zu thun hatten, wußte er sich bald zu helfen. Wo andere Leute sagten: „Das ist schlecht!" sagte er: „Das ist dumm!" Er wurde nicht geliebt, aber gefürchtet, und das Gefühl seiner Macht war in der That fast der einzige Genuß, den er sich gönnte. Nicht groß, schwächlich organisirt, mit feinen Zügen und dunklem Haar, geräuschlos, leise sprechend, vorsichtig auftretend, stets elegant gekleidet, machte er einen unheimlichen, katzenhaften Eindruck, der

niemandem so unerträglich war als seiner Cousine Ginevra Cimoni.

Offen und ehrlich, wie sie war, verbarg sie ihre tiefe Abneigung gegen den Vetter nicht. Von frühester Jugend an hatte sie den Gefürchteten, der im Familienkreise als ihr zukünftiger Gatte galt, mit einer unverhohlenen Verachtung behandelt, die er schwerlich von jemand anderm ertragen haben würde. Allein ein seltsames Spiel der Natur schien ihn in demselben Maße unwiderstehlich anzuziehen, als sie ihn zurückwies, es war, als mache es ihm Freude, ihre Abneigung bis aufs äußerste zu reizen. So auch heute, wo er sich, trotzdem sie ihn gar nicht begrüßt hatte, doch plötzlich an ihrer Seite befand.

Noch ein anderer als Graf Felsen, der Jägerofficier, der, hinter Erika Brückners Stuhl stehend, mit dieser scherzte, sah die Annäherung des jungen Mannes mit düsterm Stirnrunzeln. Dieser andere war ein hochgewachsener Mann mit männlich schönen Zügen, einem starken dunkelblonden Vollbart und tiefen dunkelgrauen Augen. Niemand konnte dieses Gesicht sehen, ohne auf der Stelle Zutrauen zu ihm zu fassen, niemand mit ihm verkehren, ohne ihm gut zu sein.

Vor etwa anderthalb Jahren hatte dieser Mann zum ersten Mal seine Erscheinung in den Cimonischen Salons gemacht. Damals hatte Frau Kamilla Brückner

ihre goldene Lorgnette ohne jede Rücksicht gebraucht und in noch nachlässigerem Tone als gewöhnlich gesagt: „Liebe Anna, wer ist dieser — Herr?“ Und Frau Anna hatte mit so viel Achselzucken, als in einem Salon möglich ist, erwidert: „Herr Harding, einer unserer Comptoiristen!“ „Ich verstehe,“ bemerkte Frau Kamilla. „Wieder eine von Julius Humanitätsgrillen! Sei ruhig, diese Herren pflegen sich bald unmöglich zu machen!“ Man kann versichert sein, daß beide Frauen keine Mühe sparten, um die Stelle zu ergründen, an der Herr Harding sterblich war, aber sie mußten ihn bald für tadellos erklären. Somit mußte er wohl geduldet werden, und da die Herren, weniger exklusiv als die Damen, gern mit ihm sprachen und mehrere der Offiziere sogar gern und häufig mit ihm verkehrten, so fiel auch schließlich der Grund weg, der seine Entfernung wünschenswerth gemacht hatte. Außerdem war er eine so schöne Erscheinung, daß er schon als Staffage brauchbar war.

Herr Walter Harding war schon vor Ginevras Eintritt in dem Saal gewesen, ohne daß man ihm besondere Beachtung zugewendet hätte. Er hatte sich vor den Damen verneigt, die üblichen Phrasen gewechselt und sich dann in die Fensternische zurückgezogen, die er nicht mehr verlassen zu wollen schien. Suchte er absichtlich den Schatten der schweren Sammtgardinen?

Peter Brückner hatte ihn nur mit einem sonderbaren Seitenblick betrachtet, Graf Felsen hatte ihm die Hand geschüttelt und sprach mit ihm, als Ginevra eintrat. Dann war der Graf zu Erika getreten, und der Einsame hatte seinen Posten in der Fensternische wieder eingenommen, von dem aus er gerade Ginevras Stuhl übersehen konnte. Das leise Neigen des Kopfes, mit dem sie seinen Gruß erwidert hatte, war nicht freundlicher, aber auch nicht ferner gewesen als ihre gewöhnliche Begrüßungsart.

„Wir werden heute Tischnachbarn sein, Ginevra" sagte der jüngere Peter Brückner.

„Ich darf Sie nicht führen, gnädiges Fräulein?" sagte der hinzutretende Graf im Ton des Bedauerns. „Ich muß gestehen, ich hatte darauf gerechnet."

„Ich muß bekennen, Herr Graf, daß ich Ihre Gesellschaft vorgezogen hätte," sagte Ginevra mit leisem Unmuth. „Allein Mama arrangirt die Tischordnung."

„Appellire nicht an meine Großmuth," versetzte der Vetter mit sonderbarem Lächeln. „Ich bin nicht gesonnen, mein gutes Recht aufzugeben."

Ein Blick unbeschreiblich kalter Verachtung streifte den Vetter vom Kopf bis zu den Füßen. „Wann hätte ich je an Deine Großmuth appellirt, Peter?" fragte sie langsam.

Das hübsche blasse Gesicht des jungen Mannes

überflog ein leiser Schimmer von Röthe. Er verneigte sich und schwieg.

Ginevra erhob sich. „Ich sehe, da ist noch jemand gekommen,“ sagte sie und eilte mit raschen Schritten durch die versammelten Gäste der Eingangsthüre zu. Hier war so eben ein junges Paar eingetreten, das ziemlich unbeachtet blieb. Die zarte kleine Frau sah mit schüchternem und bittendem Blick gleichsam hilfesuchend umher, während der Gemahl, dessen blasses Gesicht noch um einen Schatten bleicher wurde, die Lippen zusammenpreßte.

„Ach, Klärchen, wie nett, daß Ihr kommt!“ rief Ginevra laut genug, um im ganzen Saal gehört zu werden. „Ich dachte kaum, daß Ihr Euch bei der Kälte herauswagen würdet.“

„Onkel war so freundlich, uns einzuladen,“ erwiderte die junge Frau. „Und ich habe Euch so lange nicht gesehen, da mußte mir Arthur schon den Gefallen thun.“

„Sie hat sich wohl den Pantoffel angemaßt, die kleine Klara!“ neckte Ginevra leise. „Aber wirklich, Arthur, es ist nicht freundlich von Ihnen, daß Sie sich so sehr zurückziehen.“

„Sie erlassen mir die Antwort!“ erwiderte der junge Mann ebenso leise.

Unterdessen hatten sich die verspäteten Ankömmlinge

der Gesellschaft genähert, die sie sehr verschieden begrüßte. Dem Grafen wurden sie als Herr und Frau von Hellwig vorgestellt. Er besann sich dunkel, den Namen schon einmal gehört zu haben, konnte sich aber nicht orientiren.

Die Sache, von der der Graf gehört hatte, deren er sich aber im Augenblick nicht zu erinnern vermochte, war folgende: Herr von Hellwig war Officier gewesen und hatte als solcher in einer mitteldeutschen größern Stadt gestanden. Hier hatte er eine innige Neigung zu der Tochter eines reichen Kaufmanns gefaßt, um die er sich lange Zeit hindurch vergebens bemühte. Mit der den Kaufmannsfamilien Süddeutschlands eignen Abneigung gegen den Officiersstand hatten die Eltern nichts von der Verbindung wissen wollen. Es rührte sie wenig, daß das junge Mädchen hinzusiechen begann und der junge Officier wie ein Schatten einherging. Endlich, als die Tochter auf das entschiedenste erklärte, keine andere Ehe eingehen zu wollen, und der Zustand ihrer Gesundheit ein wirklich beunruhigender wurde, fand sich die Familie zu Vermittlungsvorschlägen bereit. Herr von Hellwig sollte seiner Laufbahn entsagen, den Abschied einreichen und sich da ansiedeln, wo es der Schwiegervater für wünschenswerth erachtete. Es war eine schwere Bedingung; er zögerte. In verhängnißvoller Stunde gab er nach.

Es war ein unheilvoller Schritt, wie er bald einsehen sollte. Im Kadettenkorps erzogen, aus einer Militärfamilie stammend, war er mit ganzer Seele in seiner Laufbahn gewesen, ein braver Soldat, ein ehrenhafter Mann und guter Kamerad. Der Abschied durchschnitt die innersten Fäden seines Lebens. Bei aller Innigkeit der Neigung konnte ihm die junge Gattin doch nicht die Oede eines berufslosen Lebens ausfüllen; ohne eignes Vermögen, war er ganz auf Gnade oder Ungnade seiner Schwiegereltern angewiesen. Gab er Grund zur Unzufriedenheit, so konnte ihn eine üble Laune seines Schwiegervaters, und er hatte deren viele, um alle Subsistenzmittel bringen. Sein Stolz litt unsäglich.

Die junge Frau, die jeden Schatten in der Seele ihres Gemahls mitempfand, ermittelte endlich einen Ausweg. Ihr Vater, ein entfernter Verwandter der Brückners, besaß in der Nähe unserer Stadt noch ein altes Familiengut, das er nicht verkaufen wollte und dessen Verpachtung ihm viel Aerger machte. Klara bat, die Verwaltung desselben ihrem Mann zu übertragen. Widerwillig gab der Vater nach, und nun hatte das junge Paar doch wenigstens eine unabhängige Existenz.

Aber Arthur von Hellwig nahm den Stachel mit, den das unbeschäftigte, unselbständige Leben ihm einge-

drückt hatte. Er war ein fleißiger und tüchtiger Verwalter; der Schwiegervater hatte alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Doch der Wurm des Mißtrauens, einmal in ein sonst unbefangenes Menschenherz gesetzt, ist nicht so leicht vertrieben. Arthur konnte sich nicht mehr unbefangen bewegen, er hatte seine frühere Leichtigkeit im geselligen Verkehr verloren. Blieb er doch immer der arme Schwiegersohn des reichen Mannes! Auf Wunsch seiner Frau hatte er bei den Verwandten in der Stadt Besuche gemacht und war von ihnen empfangen worden, wie er erwartet hatte, mit kühler Zurückhaltung. Nur Ginevra und ihr Vater hatten sich so zu ihm gestellt, wie es ihnen ihr Zartgefühl eingab und wie es sein gereiztes und wundes Gemüth wohlthuend berührte. Diesem Umstand allein war es zuzuschreiben, daß „der Verwalter meines Vetters", wie Herr Brückner zu sagen pflegte, die Einladung angenommen hatte.

Ehe noch ein neues Gespräch in Gang kommen konnte, wurden die Flügelthüren geöffnet, und die Gesellschaft verfügte sich in den angrenzenden Festsaal, in dem das Diner eingenommen werden sollte.

Das Diner verlief, wie diese Diners eben zu verlaufen pflegten. Hätte nicht Erikas helles Kinderlachen die feierliche Förmlichkeit der Tafel noch dann und wann belebt, so wäre das Mahl eher einem Trauer-

mahl als einem Festessen ähnlich gewesen. So aber blieb doch ein frisches Leben in der Unterhaltung.

Graf Felsens feingebildetes, kunstverständiges Auge blickte unterdessen bewundernd in dem Festsaal des Hauses Simoni umher. Der Graf hatte schon manches gesehen und bewunderte nicht leicht. Man hatte ihm viel von der Pracht dieses erst vor etwa sechs Jahren restaurirten Gemaches erzählt. Er hatte sich fest vorgenommen, nicht zu erstaunen, nun staunte er doch. Was ihn überraschte, war die wundervolle Harmonie des Ganzen. Diese schlanken jonischen Säulen aus schwarzem Marmor, die, halb aus der Mauer hervorspringend, das Gewölbe der Decke trugen, die helle, röthlichbraune Färbung der Wand, die schwere, dunkelblaue Seide der Gardinen und Portièren, das kunstvoll verschlungene Parkettmuster des Fußbodens — der Graf war so frappirt, daß er ganz die Malereien der Decke vergaß, deren Ruf doch allein neugierige Fremde veranlaßte, dieses Zimmer in Augenschein zu nehmen.

Mit scharfen Augen prüfte er die Oelgemälde, die in den durch die Säulen gebildeten Feldern der Wand vertheilt waren. Er wußte zu urtheilen. Auch hierin nichts Geschmackloses, Buntes oder Unschönes. Dann wieder glitt sein Blick herab auf die schöne Tochter dieses Hauses, die ihm heute so ungewöhnlich freundlich

gewesen war, und das Herz schlug ihm in freudiger Hoffnung.

Liebte er Ginevra? Gestern noch hätte er diese Frage kaum anders als mit Achselzucken beantwortet. Er war nicht mehr jung, wenigstens stand er den Vierzigen näher als den Dreißigen, und seine erste Liebe war sie sicherlich nicht. Aber er wollte sie heirathen. Nicht eigentlich aus Spekulation, obwohl er kein Hehl daraus machte, daß er kein armes Mädchen heirathen konnte.

Der Ruf der Gefühllosigkeit, der ihr voranging, ihre auffällige Abneigung gegen die Ehe hatten ihn aufmerksam gemacht, noch ehe er sie gesehen; aber er brauchte nicht lange in diese tiefen Augen zu sehen, um zu wissen, daß die Welt ihr Unrecht that, daß nichts ihr ferner liegen konnte als Gefühllosigkeit. Er näherte sich ihr, und sie schienen sich gegenseitig zu gefallen. Daß sie gern mit ihm verkehrte, seine Gesellschaft, seine Unterhaltung gern annahm, war klar, zu gleicher Zeit aber sagte ihm ein gewisses instinktives Gefühl, daß ihr Herz dabei nicht im Spiele war. Den Grafen entmuthigte das nicht. „Auch sie hat mit der Vergangenheit abgeschlossen," dachte er. „Desto besser. So sind wir völlig klar über unsere Stellung zu einander. Wir bringen keine überschwänglichen Schwärmereien mit in

die Ehe, nur gegenseitige Achtung und warmes Vertrauen!“

Im Laufe des Winters hatte ihre Freundschaft Fortschritte gemacht, und schon überlegte der Graf dann und wann, ob der schickliche Moment zur Aussprache gekommen sei. Doch ein Gefühl der Unsicherheit, das ihn in ihrer Nähe stets von neuem überschlich, verschloß ihm die Lippen. Er glaubte keine wesentlichen Schwierigkeiten zu haben; die Mutter kam ihm entgegen, der Vater verhielt sich passiv, Ginevra war freundlich — dennoch zögerte er. Erst die heutige Einladung zum Familiendiner gab ihm eine Sicherheit, die er bisher vermißt hatte; heute wollte er sprechen.

Doch während er an Erikas Seite Ginevra gegenüber saß, verließ ihn diese Sicherheit wieder. Sie war bleich; dem Grafen entging nicht, daß dann und wann ein nervöses Zittern ihre Gestalt durchbebte. Ein Schatten, der von durchwachten, vielleicht durchweinten Nächten zu zeugen schien, lag um ihre Augen. Was verbargen diese stolzen, geschlossenen Lippen?

Ginevras Auge begegnete dem Blicke des Grafen, der forschend auf ihr ruhte. Sie erröthete leicht. „Das geht nun so fort,“ dachte sie; „Mama schmeichelt ihm, unfreundlich kann ich nicht sein, er wird zum Familienkreise gezogen. Morgen kann er sprechen! — Nein, das muß ich verhüten. Mama würde Tante Brückner doch

ihr Leid klagen, so sehr ich auch um Verschwiegenheit bitten mag. Die theilt es ihrem lieben Sohne Peter mit, und von dem erfährt die ganze Stadt, daß der arme Graf sich hat bereichern wollen, der Kaufmann aber zu klug gewesen ist! Nein, diese Stirne soll um meinetwillen nicht erröthen!"

„Warum so schweigsam, theure Cousine?" sagte Peter mit affektirter Theilnahme. „Ist Dein Geist noch in der Zeichenstunde, die Du selbst heute nicht abgesagt hast, oder bei welchem erhabenen Gegenstande verweilt er?"

„Ich bitte Dich, laß mich in Frieden!" sagte sie ungeduldig.

„Ich muß gestehen, ich weiß nicht, wodurch ich mir abermals Dein Mißfallen zugezogen habe?" sagte er in dem ihm natürlichen Tone der Ironie.

„Weißt Du das wirklich noch nicht?" versetzte sie kalt. „Wahrlich, mein kluger Vetter, in manchen Beziehungen bist Du entsetzlich schwer von Begriffen!"

„Man hat Sie gestern sehr vermißt, gnädiges Fräulein!" bemerkte Graf Felsen über den Tisch hinüber.

„So sagt mir meine Cousine," erwiderte Ginevra. „Ich hätte kaum geglaubt, daß man einer — Laune, wenn Sie wollen, so viel Aufmerksamkeit schenken würde."

„Sie war es wohl nicht werth!" bemerkte Peter boshaft.

„In der That, nein!" entgegnete sie kühl. „Ich hatte wirklich keinen andern Grund als den, daß ich durchaus keine Lust hatte." — —

Frau von Hellwig, Peters Nachbarin zur andern Seite, hatte sich unterdessen eifrig mit ihrem Tischnachbar, Walter Harding, unterhalten, obgleich ihr eine gewisse Zerstreutheit desselben nicht entgangen war, die anzudeuten schien, daß sich sein Geist nicht ganz bei Sache befand. Als Graf Felsen aber seine Frage nach dem Balle an Ginevra richtete, hatte er plötzlich gestockt.

„Was haben Sie, Herr Harding?" fragte die junge Frau besorgt. „Sie sind ganz blaß geworden."

„Nichts, gnädige Frau, — ein Schwindel, das geht vorüber," sagte er, sich fassend. „Wer nicht an Vergnügungen gewöhnt ist, sollte sie vermeiden. Mein Leichtsinn, den Ball zu besuchen, bestraft sich heute."

„Sie waren auf dem Balle?" fragte die junge Frau mit Interesse. „Erzählen Sie mir doch davon, wie war er?"

„Ich bin ein schlechter Richter von Festlichkeiten," sagte er mit leisem Lächeln. „Ich glaube, Fräulein Brückner könnte bessern Bescheid geben, sie schien den

ganzen Abend über in einer rosenfarbenen Wolke zu schweben."

„Und Sie müssen in grauem Nebel gesteckt haben, wenn Ihnen der Ball nicht gefallen hat!" rief Erika. „Nicht wahr, Graf Felsen, es war ein wundervoller Ball, ein Ball, wie — ich weiß keinen passenden Vergleich!"

Alle lachten. „Dein Auge kann die Welt trüb oder hell Dir machen; wie Du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen!" recitirte der Graf. „Ich für mein Theil muß gestehen, daß mein Auge Herrn Hardings Färbung hatte. Das Fest kam mir ziemlich bleifarben vor."

„Ich verstehe Sie nicht, meine Herren!" sagte Erika mit aufrichtigem Erstaunen. „Peter, was sagst Du?"

„Daß mein Stern fehlte!" versetzte der Angeredete, sich gegen Ginevra verneigend.

„Sie sind heute wirklich nervös, Herr Harding," sagte Frau von Hellwig. „Sie verfärben sich fortwährend."

„Sie haben recht, gnädige Frau," erwiderte Walter gelassen, aber der Blick, der zu gleicher Zeit in seinen tiefen Augen aufflammte und auf Peter ruhte, war nichts weniger als ruhig.

Das Diner näherte sich seinem Ende. Die Ge-

sundheit des Hausherrn und Geburtstagskindes wurde von Onkel Brückner in einer Rede ausgebracht, die durch größere Kürze gewonnen hätte. Einige andere Toaste folgten, die Stimmung wurde belebter. Als man sich erhob, begaben sich die älteren Herren mit Peter und Herrn von Hellwig in das Rauchzimmer, der Graf und Walter Harding schlossen sich den Damen an.

VI.

Nach dem Diner.

Als sich die Gesellschaft in das Zimmer der Frau vom Hause begeben hatte, trat Ginevra in ein kleines Seitenkabinet, das, von der Stube nur durch Portièren getrennt, ein gemüthliches Eckchen zum Plaudern bot. Sie hatte damit gewartet, bis sich Erika und Frau von Hellwig auf ein kleines Sopha gesetzt hatten, und in ihre Gespräche vertieft, ihrer nicht achteten. „Graf Felsen," sagte sie halblaut, „kommen Sie hierher! Sie müssen mir noch mehr von dem Balle erzählen, der so verschiedenen Erfolg gehabt hat!" Im selben Augenblicke rief Erika Walter zu sich, der sich neben sie setzte, der Graf folgte Ginevra in seltsamer Spannung — wollte sie ihm wirklich die Gelegenheit geben, die er suchte?

Ginevra rückte ihren Stuhl so, daß sie das Zimmer übersehen und allerdings auch gesehen werden konnte,

des Grafen Platz wurde von der Portière verschattet.

„Wie gefallen Ihnen Hellwigs?“ fragte sie.

„Recht gut,“ erwiderte er, nicht wenig betroffen über diese Frage. „Die Frau ist freundlich und harmlos, er scheint mir etwas gedrückt.“

„Sie haben recht!“ versetzte sie. „Und doch ist Arthur Hellwig eine offene und tüchtige Natur. Er hat nur leider eine Thorheit begangen, die er büßen muß, er hat eine reiche Frau geheirathet.“

„Ein hartes Urtheil!“ sagte er finster.

Sie lächelte trüb. „Ich nehme es zurück, wenn Sie mich von seiner Unhaltbarkeit überzeugen!“ sagte sie mit halbem Scherz. „Aber glauben Sie mir, ich spreche aus vollster Ueberzeugung. Zudem hat Arthur eigentlich zwei Thorheiten begangen, er hat außer dem Joch reicher Schwiegereltern auch noch den Fluch der Berufslosigkeit auf sich genommen. Ich denke, das ist ein Opfer, das keine Frau verdient!“

„Sie schlagen Ihr Geschlecht nicht hoch an!“ bemerkte der Graf.

„Ich will seine Handlungsweise nicht richten, denn er ist edel und frei von schlechten oder niedrigen Motiven,“ sagte sie erröthend. „Aber glauben Sie nicht, daß er Klärchen auch bekommen haben würde, wenn er etwas fester geblieben wäre? Und was nützt

ihm sein Reichthum, oder vielmehr der Reichthum seiner Frau? Bis jetzt gar nichts."

„Und was nützt Reichthum überhaupt, wenn Sie denn die Frage so stellen wollen?" sagte der Graf erregt. „Sie kennen ihn, Sie müssen es wissen."

„Was er nützt? O mein Gott, gar nichts!" sagte sie bitter. „Wenn ich ein Mann wäre, ein noch so armer, glauben Sie mir, ich wollte meinen Weg durch diese Welt machen, auf nichts vertrauend als auf meinen Mannesstolz und, wäre ich Officier, auf meinen Degen!"

„Und wenn," erwiderte er mit zitternder Stimme, „wenn Sie als ein solcher Mann ein Mädchen kennen lernten, das zu allen Gaben guter Geister auch noch mit verschwenderischer Hand die Reichthümer dieser Welt erhalten hat, würden Sie dann sagen: Nein! Sie ist reich und Du bist arm. Diese Blume blüht nicht für Dich! — Ei, mein Fräulein, ich sollte doch meinen, Herz und Hand eines braven Mannes wären Dinge, die mit Geld und Gut nicht so ganz leicht aufzuwiegen sind!"

„Und ich für mein Theil glaube, daß Herz und Hand eines Mannes Dinge sind, die nichts in der Welt aufwiegt als das Herz des Weibes!" erwiderte sie, und ein schönes Feuer leuchtete in ihren Augen. „Sie haben recht, Herr Graf, wo zwei Menschen sich

lieben mit jener Liebe, die das arme Menschenleben nur einmal beseligt, wie ich glaube, wo zwei Wesen ihr ganzes volles Ich einsetzen, da mögen äußere Dinge sehr leicht wiegen; da hat das „Mein" und „Dein" keinen Spielraum. Wo aber keine unwiderstehliche Leidenschaft einen Mann hinreißt, der mag ein armes Mädchen wählen — ihrer Dankbarkeit wird er wenigstens sicher sein, — aber er sollte seine Hand nicht verschleudern an ein Weib, das ihn vielleicht nur unter andern Bewerbern vorzieht — um eines Titels willen!"

„Wer so denkt, wie Sie, den wird ein Titel nicht bestechen!" sagte der Graf leise. Ehe er fortfahren konnte, trat Walter Harding durch die offene Portière und stellte sich hinter Ginevras Stuhl. Ein befangenes Schweigen entstand.

„Ich sehe, ich störe," sagte Walter mit seiner tiefen klangvollen Stimme. „Ich bitte um Verzeihung." Er wollte sich mit einer leichten Verbeugung entfernen.

„Nein, bleiben Sie," sagte Ginevra schnell. „Wir sind mit unserer Abhandlung zu Ende, nicht wahr, Graf, wir waren doch zu Ende?"

Es lag ein Ernst in ihrem Ton, der aus den scherzenden Worten hervorklang. Der Graf verstand sie. „Es soll zu Ende sein!" dachte er. „Doch nicht ganz," erwiderte er laut. „Sie sind mir noch Ihre Erklärung von irdischer Glückseligkeit schuldig."

„Sie sehen, wir philosophiren wunderhübsch über abstrakte Fragen," wandte sie sich an Walter. „Helfen Sie mir! Der Graf behauptet, Sie seien ein großer Philosoph, in Ihrem Bücherschranke ständen Bücher, vor denen er schaudert. Also, geschwind, helfen Sie mir!"

„Mit Vergnügen!" sagte Walter lustig und nahm einen Stuhl. „Aber zuerst sagen Sie mir, gnädiges Fräulein, wo suchen Sie das Glück?"

„Ich habe gesucht und nicht gefunden!" sagte sie halblaut. „Ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben, Herr Harding, ich habe den Glauben an das Glück verloren."

„Ich glaube," sagte Graf Felsen, „daß das Glück uns nur vorschwebt als trügerisches Gaukelspiel, als Früchte, die außen lieblich sind und innen voller Asche. Entbehren sollst Du, sollst entbehren!"

„Und ich glaube an Glück!" sagte Walter mit leuchtenden Augen. „Ich glaube, daß jedes geschaffene Wesen ein Glück finden und genießen kann, das ihm gemäß und seinen Anlagen entsprechend ist. Ich glaube an ein Glück, rein und voll und tief, das uns im Herzen wohnen und dort bleiben kann, trotz manchem äußern Unglücks und manchem innern Leid. Und dieses Glück setze ich zuerst und vor allen Dingen in treue Pflichterfüllung, in die Arbeit; in die Arbeit natürlich, die den Anlagen und Fähigkeiten entspricht. Pegasus im Joche

kann sich allerdings nicht wohl fühlen, wogegen dem gehörnten Gefährten, wenn er gut gefüttert wird, gewiß ganz behaglich zu Muthe ist."

„Sie sind Idealist, Herr Harding," spöttelte Ginevra. „Welche große und erhebende Seite können Sie unserm, dem Handelsstande, abgewinnen?"

„Er hat ihrer viele und wichtige!" erwiderte er ernst.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich davon nichts hören!" rief sie ungeduldig. „Ich weiß, es läßt sich manches anführen und ist in neuerer Zeit so oft und so lange angeführt worden, bis es wirklich zum Erstaunen ist, daß nicht jeder Käsekrämer glaubt, auf seinen Schultern ruhe das Wohl des Vaterlandes und er allein sei der wahre Beglücker der Menschheit. Ich behaupte, daß der Handel den Blick verengt und die Seelen herabzieht, daß das fortwährende fieberhafte Streben nach Vermehrung der Habe und möglichst müheloſem Gewinn auf die Dauer auch den reinsten Menschen befleckt. Und ich frage Sie," fuhr sie in leiserm Tone fort, „wo ist er denn, der ideale Kaufmann, der ehrenfeste, zuverlässige, sichere Charakter, von dem die Dichter sagen und singen? Er kommt vor, ja, dann aber steht er so einsam, so unverstanden, so allein unter seinen Genossen, wie, ich hoffe es zur Ehre der andern Stände, er es sonst nicht sein würde."

„Sie sind heute scharf!" sagte der Graf.

„Es giebt Dinge, die mir die Seele aufregen,“ erwiderte sie düster. „Die Schäden, von denen ich spreche, kenne ich, wie man die Narben kennt am eignen Leibe! — Im Grunde will ich auch nicht ableugnen, was man zur Verherrlichung des Handelsstandes sagen kann, nur läuft es eben schließlich auf meine alte Grundmaxime heraus, daß an sich nichts gut oder böse ist, sondern daß es erst eins oder das andere wird durch die Hand, die es anfaßt.“

„Was höre ich da für philosophische Sätze!“ rief plötzlich eine Stimme neben Ginevra, und Peter Brückner steckte den Kopf zwischen die Falten der Portièren. Keiner der Dreie hat seine Annäherung bemerkt.

„Herbei, Peter, herbei!“ rief Ginevra mit verändertem Tone. „Rette, was Deinem Herzen am theuersten ist! Vertheidige, was Du hütest bei Tag und bei Nacht! Wir üben Hochverrath an Deinem Glauben, wir predigen gegen die dreimal geheiligte Macht des Geldsäckels!“

„Vor dem wir doch alle, wie wir da sind, unsere Knie beugen, der eine offen, der andere versteckt!“ sagte er mit cynischem Lächeln. „Beten wir nicht alle den Erfolg an? Fern sei es von mir, eine Macht zu leugnen, die mich stark macht!“

Ginevra schwieg verächtlich, während Peter sich ge-

räuschlos entfernte, wie er gekommen war. Bald danach saß er neben Frau Cimoni.

„Herr Harding scheint ja recht intim mit Ginevra zu stehen," bemerkte Peter gelassen.

„Wie meinst Du das?" fragte Frau Cimoni unruhig.

„Nun, ich fand sie in einer recht gemüthlichen Abhandlung über positiv und relativ, objektiv und subjektiv, wahres Glück und dergleichen. Es war ein recht hübsches Bild, Ginevra rechts, der Graf links, Herr Harding in der Mitte, halb verhüllt von schattigen Portièren," erwiderte er ruhig. „Ich muß gestehen, wenn sich einer unserer Comptoiristen so gemüthlich naiv an Erika anschließen wollte, ich würde doch ein recht entschiedenes Veto einlegen."

„Und ich gleichfalls!" bemerkte seine Mutter. „Ich muß sagen, liebe Anna, es wundert mich schon lange, daß Du zugiebst, wie breit er sich macht. Du lieber Gott, wenn Julius ihn durchaus einladen will, so muß man ihn schon dulden, besonders, weil er eine ganz gute Figur macht; wenn er aber vergißt, daß er nur geduldet ist, dann ist es doch Zeit, ihm die Sache fühlbar zu machen. Schiedlich, friedlich! Aus Klubs und öffentlichen Bällen kann man solche Leute nicht entfernen, aber ein Patrizierhaus bleibt ein Patrizierhaus!"

VII.

Ein Geständniß.

Der Graf und Walter betraten zusammen die schneebedeckte winterliche Straße. Eine Weile gingen beide schweigend neben einander her; als sie indessen an die Straßenecke kamen, an der der Weg nach Walters Wohnung abbog, sagte der Graf:

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, Harding, so kommen Sie noch ein wenig zu mir herauf. Ich verspreche Ihnen zwar keinen andern Genuß als den eines Kaminfeuers, allein Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mit diesem vorlieb nehmen möchten."

„Sie brauchen wirklich nicht so viel Umstände zu machen, Graf," erwiderte Walter lächelnd. „Sie wissen wohl, daß ein paar Abendstunden bei Ihnen zu den Dingen gehören, die mir die angenehmsten sind auf Erden."

Zwischen dem Grafen und Walter bestand schon

seit einiger Zeit eine jener Freundschaften, wie sie manchmal, allen Ranges- und Standesvorurtheilen zum Trotz, zwischen gleichgearteten Naturen entspringen. Walter, dessen lebhafter, strebsamer Geist sich nicht von seiner Berufsthätigkeit befriedigt fühlte, hatte sich neben allerlei litterarischen und sonstigen Studien auch eine ziemlich bedeutende Kenntniß der Gesetze verschafft. Freundlich und hilfsbereit, wie er war, hatte er diese Kenntnisse stets benutzt, um seinen Bekannten dienlich zu sein, und als sich der Graf, der ihn vom Cimonischen Hause her flüchtig kannte, in einer verwickelten Erbschaftsangelegenheit an ihn wandte, hatte er nicht gezögert, die ganzen schwierigen Verhandlungen durchzustöbern, um den fraglichen Punkt zu ermitteln und festzustellen. Aus flüchtigen geschäftlichen Besuchen waren erst kurze, dann längere Plauderstunden entstanden, und oft war Mitternacht längst vorüber, wenn Walter die Wohnung des Grafen verließ und sein einsames Zimmer aufsuchte. An Geradheit des Charakters waren sich beide Männer gleich, in ihrem gründlichen Haß alles Niedrigen und Gemeinen einig, und während Walters Blick sich im Umgang mit dem ältern Manne erweiterte, erfrischte sich der Graf an dem noch ungebrochenen Streben des jüngeren Freundes.

Des Grafen Wohnung, ein einfaches Junggesellenzimmer, dessen einziger Schmuck ein hübsches Kamin

bildete, war bald erreicht. Der Bursche, der den Herrn schon erwartet zu haben schien, öffnete die Thüre. Auf dem Tische brannte eine helle Petroleumlampe, im Kamin flackerte ein lustiges Holzfeuer, ein bequemer Lehnstuhl stand davor. Als der Bursche Walters ansichtig wurde, schob er noch einen zweiten Stuhl zurecht und stand, des Herrn weitere Befehle erwartend.

„Ein paar Flaschen Bier!" befahl der Graf. Der Bursche entfernte sich.

Der Graf stellte einen wohlgefüllten Cigarrenteller auf den Kaminsims und lud Walter ein, Platz zu nehmen. Beide setzten sich.

Sonst stockte die Unterhaltung selten zwischen ihnen, aber heute wollte sie nicht recht in Gang kommen. Beiden war das Herz schwer, beide waren tief in eigne Gedanken versunken. Sie waren gute Freunde und an diesem selben Kamin hatten sie manchen Abend verplaudert, sie hatten kluge Worte gewechselt über reale und ideale Zwecke, über soziale Verhältnisse und politische, über die Nothwendigkeit eines Krieges und über Kirchen- und Schulreformen. Das aber, was des einen Herz vor allem erfüllte und was dem anderen als lockender Zukunftsplan vorschwebte, hatten sie beide still im verschwiegenen Herzen getragen, und keiner wußte, ob und wie der andere litt. Entweder muß die Freund-

schaft sehr innig oder die Liebe nicht sehr tief sein, wenn sie zum Gegenstande der Unterhaltung werden soll. So grübelten sie beide, und keiner wußte, wie nahe den andern sein Leid berührte.

Der Graf blies nachdenklich den Rauch seiner Cigarre in die Luft und blickte den verschwebenden, blauen Wölkchen nach; Walter saß am Kamin und starrte in die spielenden Flammen, seine Cigarre war ausgegangen, er achtete es nicht.

„Sie werden mich bald fragen, weshalb ich Sie in meine Höhle gelockt habe, wenn ich Sie so schlecht unterhalte?“ sagte der Graf endlich, sich gewaltsam aufraffend. „Doch Sie verzeihen es vielleicht einem Manne, der — der heute sehr aus seinem Gleichgewicht gebracht worden ist?“ schloß er schnell.

„Mein lieber Graf,“ erwiderte Walter, der bei den letzten Worten merklich zusammengezuckt war, „Sie wissen wohl, daß Sie in jeder Lage auf mich zählen können. Sind Sie heute schweigsamer Natur, so thun Sie sich um meinetwillen keinen Zwang an.“

„Eigentlich bin ich es gar nicht,“ sagte der Graf gedankenvoll. „Ich habe Sie sogar eigens deshalb gebeten, mir Gesellschaft zu leisten, weil ich etwas mit Ihnen besprechen, Ihren Rath in einer Angelegenheit einholen wollte, die mich — die mich sehr nahe berührt.“

„Kurz und gut!“ fuhr er nach einer Pause sich aufraffend fort. „Wozu umgehen, andeuten und Spiegelfechterei treiben! Ich . . . bewerbe mich um Ginevra Simoni!“

Walter war erbleicht, während der Graf sprach; der Blick seiner großen Augen heftete sich in so qualvoller Todesangst auf den Freund, daß ein Blick dem Grafen das ganze sorgsam bewahrte Geheimniß verrathen hätte. Doch der Graf war aufgesprungen, und die Spannung in Walters Zügen ließ nach, als derselbe fortfuhr:

„Bisher ging alles nach Wunsch. Die Mutter kam mir entgegen, Vater und Tochter waren mir freundlich, Sie wissen selber, daß man mich in den intimsten Familienkreis gezogen hat, der mir, nebenbei bemerkt, durchaus keinen intimen Eindruck gemacht hat. Nur um Ginevras willen kann ich diese entsetzliche Familie Brückner ertragen, die mir bis auf die beiden jüngern Kinder ganz unerträglich ist. Wie nur ein so holdes Kind, wie diese Erika, von solchen Eltern abstammen kann! — Doch zur Sache! — Heute wollte ich sprechen, und heute gerade, heute, in dem Augenblicke, in dem ich dachte, daß nur noch das „Ja und Amen“ fehlte, stoße ich auf Schwierigkeiten, auf die ich gänzlich unvorbereitet war.“

„Und welcher Art sind diese Schwierigkeiten?“

Der heisere, tonlose Klang von Walters Stimme berührte den Grafen seltsam. Er wandte sich schnell um. Doch da saß Walter und zündete sich gelassen die ausgegangene Cigarre an. Der Graf glaubte sich getäuscht zu haben.

„Welcher Art?" erwiderte er. „O mein Gott, ich weiß kaum! Es ging mir wie dem armen König Thoas. Sie sprach sehr verständig, sehr klug, aber ich hörte immer nur das „nein". Ich glaube sie verstanden zu haben, sie wollte verhüten, daß ich mir auf meine alten Tage einen Korb holte. Das ist sehr zartsinnig von ihr, aber es wird ihr und mir wenig helfen. Nie ist sie mir reizender erschienen als heute, wie sie mir zu verstehen gab, daß sie nicht für mich sei!"

„Lieber Freund, verzeihen Sie mir, ich langweile Sie entsetzlich!" fuhr er nach einer Pause fort, da Walter schwieg. „Ich weiß aus Erfahrung, daß nichts schrecklicher ist, als den Liebesklagen anderer zuzuhören! Aber sagen Sie mir, Sie, der Sie diese Familie besser kennen als ich, was soll ich thun?"

„Eine Freiheit ist der andern werth," erwiderte Walter mit zitternden Lippen. „Darf ich Sie fragen, Herr Graf, ob Sie Ginevra Cimoni — lieben?"

„Ob ich sie liebe?" Der Graf setzte sich wieder und starrte in das Kaminfeuer. „Liebe? Ein Mann wie ich liebt nicht mehr, wie ein Jüngling liebt, nicht

mehr mit der wilden Schwärmerei, dem kopflosen Enthusiasmus der Jugend, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt! Aber ich liebe sie, ich ehre und achte sie, wie ich meine Gattin nur ehren, lieben und achten könnte!"

„O um Gottes willen, wenn es so steht, treten Sie zurück!" Wie mit Todesangst drängte sich dieser Schrei auf Walters zuckende Lippen. Aber er unterdrückte ihn. Eisern und unnachsichtig war die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegte, selbst in diesem bittern Augenblicke drängte er den Angstschrei seines gepreßten Herzens zurück.

„Genug," fuhr der Graf ahnungslos fort; „bisher lebte ich in dem Wahne, Fräulein Simoni könne überhaupt nicht lieben, oder, wenn sie je den holden Traum geträumt hatte, daß sie erwacht sei, wie mancher andere. Heute bin ich in dieser Annahme plötzlich schwankend geworden. Fragen Sie mich nicht, wodurch? Ein Ton, ein Blick, ein Vibriren der Stimme verräth oft ein langbewahrtes Geheimniß. Sie liebt. Ich bin fest überzeugt, daß sie liebt. Nun frage ich Sie: „wen?" Wer kann mein glücklicher Nebenbuhler sein? Ich habe mir den Kopf zerquält. Der Assessor Warburg doch nicht? Einer der Toskys doch auch nicht, obgleich sich Alfred viel mit ihr beschäftigt. Verzeihen Sie meine Indiskretion, ist Ihnen irgend eine Spur, irgend ein Anhalt

bekannt — irgend etwas, was ihr den Gedanken der Ehe überhaupt unerträglich macht?“

„Nicht daß ich wüßte!“ sagte Walter leise.

„Aber wer oder was kann in aller Welt zwischen mir und ihr stehen?“ rief der Graf aufspringend. „Helfen Sie mir, Harding!“ fuhr er nach einer Pause fast bittend fort. „Sie haben Gelegenheit, den Vater zu sprechen, Sie sehen sie dann und wann, helfen Sie mir. Wenn ich nur erst den Grund dieses räthselhaften Widerstrebens weiß, dann wird mir jeder weitere Schritt leichter fallen. Und machen Sie Ihren Einfluß geltend; ich habe es heute gesehen, sie hält etwas auf Ihr Wort —“

Es giebt einen Höhepunkt der Tortur, den Fleisch und Blut nicht mehr ertragen können. Walter war gewöhnt, einen Grad von Selbstbeherrschung auszuüben, wie er nur wenigen Menschen gegeben ist. Dieser Anruf überstieg auch seine Kräfte. Er stand auf. Kaum behielt er so viel Besinnung, kein Wort, keinen Schrei über die festgeschlossenen Lippen kommen zu lassen. Doch die Kraft verließ ihn, er taumelte und sank zurück. Erschrocken sprang der Graf herzu und stützte den Kopf des halb Ohnmächtigen.

„Was ist Ihnen?“ fragte er erschreckt.

„Ein Schwindel!“ erwiderte Walter mühsam.

„Verzeihen Sie, lieber Graf, ich muß fort! In der Luft wird mir besser werden."

„Ich kann Sie nicht so gehen lassen!" sagte der Graf besorgt. „Nehmen Sie meine Begleitung an, oder wenigstens die meines Burschen."

„Ich danke Ihnen," sagte Walter. „Es ist nicht nöthig. Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen — und allein."

Es lag ein solcher Ernst und eine solche Bitte in den letzten Worten, daß der Graf abließ.

Als Walter die Straße erreicht hatte, lehnte er einen Augenblick wie in fassungslosem Schmerze an der Mauer des Hauses, und ein tiefes qualvolles Stöhnen entrang sich seinen Lippen. „Auch das noch!" murmelte er. „Gott weiß es, ich bin nicht schwach, aber das ist zu viel. Wie, wenn er ernstlich wirbt — Gott, o Gott, es kann nicht sein! Ich habe viel ertragen, aber dieses Eine, Fürchterliche —! Sie verlobt wissen und fern stehen . . ."

Er richtete seine immer noch wankenden Schritte nach dem Flusse, dessen Eisdecke er leicht betreten konnte. Ohne Mühe fand er die leicht erkennbare Ausladestelle, wo steinerne Treppenstufen bis auf den gefrorenen Wasserspiegel führten. Dann schritt er den Fluß hinab bis zu der Stelle, wo die düstere Masse des

Simonischen Hauses sich klar in dem hellen Mondlichte zeigte.

Walter Harding warf sich nieder und drückte seine glühende Stirn in den Uferschnee. In dieser Stunde fühlte er, daß sein Herz wohl brechen könnte in heißem Schmerz, daß es aber niemals aufhören könne, dem Weibe zu gehören, dem er es einmal gegeben.

Während unten auf der Eisdecke des Stromes ein starker Mann mit der Liebe rang, die stärker war als sein Männerstolz, saß oben hinter den verhüllten Fenstern, zu denen sich sein verzweifelter Blick erhob, ein junges Weib in seiner einsamen Stube.

Lisette, das Kammermädchen, das Ginevra jeden Abend gewissenhaft erwartete, war es schon gewöhnt, von dieser entlassen zu werden, ehe sie ihr einen Dienst geleistet hatte. Auch an diesem Abend hatten Lisettens Dienste kein besseres Schicksal gehabt, sie war entlassen worden, einsilbiger, kürzer, eiliger als gewöhnlich.

Ginevra lag halb entkleidet auf dem Sopha. Ihre langen Locken umwallten wirr und wild die Schultern; vor ihr lag ein Buch, das sie genommen, um den Aufruhr ihrer Seele zu beruhigen. Aber sie las nicht. Fühlte sie, daß da unten ein Herz in heißer Liebe ihrer gedachte? — „Ich liebe ihn!" murmelte sie. „Mag die Welt mich verdammen, mag sie es nie erfahren, gleichviel, ich liebe ihn!"

In dem Comptoirzimmer aber, dessen dunkle dichte Vorhänge jeden Lichtstrahl ausschließen, sitzt ein Vater über Büchern und Papieren. Er rechnet und rechnet — stellt Zahlen zusammen und streicht die Reihen wieder durch — sein Antlitz ist bleich, jeder Zug darin gespannt. Er schüttelt das Haupt und rechnet von neuem. „Noch ist Hoffnung!“ murmelte er endlich. „Ein glückliches Unternehmen, noch ein kurzes Jahr Friede, und die Gefahr ist beseitigt! — Doch wenn es nicht wäre!“

Der Mann steht auf und geht ruhelos im Zimmer auf und nieder. Endlich bleibt er stehen und wirft einen langen Blick auf das Bild eines jungen Mädchens, das über seinem Schreibtische hängt. „Wenn es doch nicht wäre! Wenn ich es erleben müßte, daß dieses Kind den dornenvollen Weg der Armuth gehen müßte — des verarmten Reichthums“ — der Mann sinkt zusammen und drückt sein Antlitz in beide Hände.

VIII.

Gesellige Projekte.

Dieselbe helle Wintersonne, deren Strahlen in Ginevra Simonis Zimmer fielen, beleuchtete am nächsten Morgen das freundliche Eßzimmer des Hauses Warburg. Herr Heinrich Warburg gehörte nicht zu den Reichsten der Stadt. Er war zwar ein wohlhabender Mann, Fabrikbesitzer und tüchtiger Kaufmann, aber er verbrauchte viel, und da ihm sieben Kinder theils heranwuchsen, theils herangewachsen waren, so war es auch kein Wunder, daß er seinen Reichthum nicht gerade vermehrte. Mit seinem Bruder, Herrn Hugo Warburg, war es freilich ein anderes Ding. Derselbe war unverheirathet, und die großen Branntweinbrennereien, die er besaß, brachten unendlich viel ein. Trotzdem Geschichten über ihn im Umlauf waren, die eben nicht für die Solidität seines Lebens zeugten, war er doch nicht im Stande, seine reichen Einkünfte zu verzehren. Sein Bruder Heinrich aber hatte früh geheirathet, er hatte noch dazu die unverzeihliche Dumm-

heit, den „Knabenstreich“, wie es sein Bruder Hugo nannte, begangen, ein Mädchen zu wählen, das ihm nichts zubrachte als ein hübsches Gesicht und innige Liebe, und Frau und Kinder halfen die Reichthümer verbrauchen, die sein Bruder anhäufte.

Es war um die neunte Stunde, die Frühstückszeit für die nichtschulpflichtigen Kinder des Hauses. Diesem Frühstück stand Frau Warburg vor, während ihr Gatte anderthalb Stunden früher mit den beiden Knaben zu frühstücken pflegte.

Sein ältester Sohn, nach dem Vater Heinrich genannt, lebte als unbesoldeter Assessor im Hause seiner Eltern und arbeitete am Stadtgericht. Derselbe hatte sowohl des Vaters gutes Herz und joviales Gemüth, als auch die kleine Gestalt und unansehnlichen Züge desselben geerbt.

Als das Frühstück beendigt war, erhob sich die Erzieherin, nnd die Kinder, die nur dieses Signal erwartet hatten, standen sofort auf und begaben sich in das Unterrichtszimmer. Es herrschte eine straffe Disziplin im Warburgschen Hause, und die wilden Blondköpfe hatten gelernt, auf den Wink zu folgen. Die älteste Tochter, die der Obhut der Erzieherin seit zwei Jahren entwachsen war, ergriff das Schlüsselkörbchen, um an ihre gewöhnlichen häuslichen Pflichten zu gehen, die Mutter und der Assessor blieben allein.

„Madre mia, warum ist Deine Stirn bewölkt und Dein klares Auge umflort?“ begann der Sohn mit dem komischen Pathos, den er seiner Mutter gegenüber anzuwenden liebte.

Die Mutter schüttelte seufzend den Kopf. „Was mir fehlt, Heinrich, kannst Du mir doch nicht schaffen! Einen Mann!“

„Einen Mann? Mother mine, hast Du nicht bereits einen Gatten in der Person meines Herrn Vaters?“

Frau Warburg strich ihm lachend die wirren schwarzen Haare aus der Stirne. „Einen Grafen Raimund brauche ich!“ sagte sie.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn!“ deklamirte der Sohn.

„Er soll Dir klar werden. — Du weißt, am achten Februar ist Deines Vaters Geburtstag —“

„Zu dem der Kopf meiner Frau Mutter voller Projekte steckt —“ sagte der Sohn.

„Und diese Projekte scheitern, wenn ich keinen Grafen Raimund finde!“ schloß die Mutter seufzend.

„Ergo, wird ein Graf Raimund gefunden!“ versicherte der Sohn. „Obgleich mir diese Persönlichkeit immer noch äußerst mythisch ist.“

„So höre! Liebhabertheater hatten wir vor zwei Jahren —“

„Wobei unter dem Affen gespielt wurde!“ schaltete der Assessor ein.

„Lebende Bilder vor drei Jahren; im vorigen Jahre einen Ball. Nun habe ich gedacht —“

„Nur keine Charaden!“ bat der Sohn.

„— Darstellungen deutscher Volksmärchen zu versuchen,“ fuhr die Mutter unbeirrt fort.

„Die Idee ist nicht schlecht!“ sagte der Assessor nach einigem Nachdenken. „Aber, madre mia, eine Bemerkung: dergleichen erfordert ein Künstlerauge!“

„Krause sagt zu, wenn Ginevra Cimoni mitwirkt.“

„So muß sie mitwirken! Nun zu den Bildern!“

„Die Kinder im Walde.“

„Rothkäppchen?“ fuhr der Sohn fort.

„Wie sollen wir den Wolf darstellen?“ fragte Frau Warburg bekümmert.

„Das findet sich. Pluto, he, Pluto!“ Ein großer zottiger Wolfshund, der die ganze Zeit über regungslos unter des Assessors Stuhl gelegen hatte, kam hervor und richtete sich schmeichelnd an dem Herrn auf. „Hast Du je einen vollendetern Wolf gesehen, Mama? Mit einem unserer Kinder, Bertha oder Hedwig, wird er musterhaft stehen, und springt er aus dem Bilde heraus, so gibt's allgemeine Heiterkeit.“

„Gut!“ sagte die Dame, das rauhe Fell des Wolfsdarstellers streichelnd. „Dann Aschenbrödel — Erika

Brückner. Dornröschen — Olga von Selling. Und schließlich die schöne Melusine in zwei Bildern. Melusine am Brunnen vom Grafen Raimund überrascht, und Graf Raimund zu Melusinens Füßen sterbend."

„In ihrem Kusse sterbend, Mama!"

„In lebenden Bildern wird nicht geküßt," sagte die Mutter lachend. „Melusine ist selbstverständlich —"

„Ginevra Cimoni!"

„Nun schaffe mir den Grafen Raimund."

„Wir wollen sehen!" bemerkte der Sohn nachdenklich. „Wie muß er sein?"

„Groß, schlank, blond und männlich."

„Alfred Tosky ist zu zart?"

Die Mutter nickte.

„Graf Felsen zu dunkel?"

„Er bewirbt sich um Ginevra, das geht nicht an."

„Du hast recht!" bemerkte er nachdenklich. „Ich hab' ihn! Ich hab' ihn!" rief er plötzlich aufspringend. „Dumm, dumm, dumm, wie ich war! Mama, morgen um 12 Uhr soll Dir das Ideal aller Grafen Visite machen! Leb wohl, ich muß aufs Stadtgericht!"

Die fröhliche Zuversicht, mit der der Assessor die Mutter verlassen, wurde indessen doch ein wenig schwankend, als er gegen Abend in Walter Hardings Wohnung kam.

Walter hatte eine schwere Nacht gehabt, auf die ein

noch schwererer Tag gefolgt war. Mit grausamer Klarheit war er in sein eignes Herz hinabgestiegen und hatte sich das Hoffnungslose, ja Wahnsinnige seiner Liebe eingestanden. Er hatte sich nichts verhehlt von den Vorzügen des Grafen, von der gesicherten und vornehmen Lebensstellung, die seine Bewerbung der Geliebten verhieß, und mit zuckendem, blutendem Herzen hatte er sich das Gelübde abgerungen, das Siegel seiner Lippen nie zu lösen und alles zu ertragen, wie er es bisher ertragen hatte, schweigend.

Mit schwindelndem Kopfe und unsichern Schritten war er darauf an seine gewöhnliche Arbeit gegangen, die ihm noch nie so schwer geworden war als heute. Doch das Maß der Leiden dieses Tages war damit noch nicht erschöpft gewesen. Als er zu Hause endlich erschöpft auf dem Sopha eingeschlafen war, hatte Graf Felsen sich nach seinem Befinden erkundigt.

Walter mußte alle Kraft zusammennehmen, um sich vor dem freundlich besorgten Auge des Grafen nicht zu verrathen. „Sie sehen, ich bin noch nicht so recht!" hatte er mit erzwungenem Lächeln gesagt. „Das ist nur die Nachwirkung von gestern. Eine Tasse von Frau Schulzens vortrefflichem Fliederthee und eine ordentliche Nachtruhe stellen meine gestörten Nerven schon wieder her!"

Der Graf ging bald und versicherte gutmüthig,

daß er morgen wiederkommen und mit Frau Schulz Rücksprache nehmen werde, daß ja nichts versäumt würde. Walter blieb im halben Fieber zurück, er haßte und liebte den Freund zu gleicher Zeit, er hätte ihn umbringen und ihm zu Füßen fallen können. Endlich raffte er sich zusammen und setzte sich wieder an seine Arbeit. So fand ihn Heinrich Warburg.

Der gutmüthige Assessor erschrak, als er in Walters bleiche, verstörte Züge sah, und sein Gesuch, diesen ernsten Mann zu lebenden Bildern aufzufordern, erschien ihm eben so gewagt als thöricht. Heinrich Warburg gerieth in eine Lage, in die er selten kam, er wurde so verlegen, daß er keinen Anfang fand.

Die Befangenheit des weltgewandten Mannes gab Walter seine Ruhe zurück. „Es freut mich, Sie einmal in meiner Behausung begrüßen zu können, Herr Assessor,“ sagte er freundlich. „Hoffentlich führt Sie kein unangenehmer Anlaß her?“

„Unangenehm? O, behüte! Durchaus nicht! — Das heißt, — ich weiß nicht, was Sie davon denken werden —“ stotterte der Assessor. Er hatte sich so schön vorgenommen, erst vorsichtig zu prüfen, ob Walter auch wohl geneigt sein werde und was er von Vergnügungen der Art überhaupt halte, allein jetzt beschloß er doch, sein Anliegen einfach vorzutragen und den Bescheid entgegenzunehmen, wie er auch ausfallen möge.

Walter hörte mit geneigtem Haupte zu. Er wußte sein Antlitz so zu verschatten, daß sein Gast nichts von dem Spiel seiner Mienen sehen konnte. Diese Stellung weissagte dem Assessor nichts Gutes. Er war völlig darauf gefaßt, daß Walter einfach ablehnen würde, und schon erwog er, daß Alfred von Tosky doch eigentlich ein bildhübscher Mensch sei. Um so mehr war er daher überrascht und erfreut, als Walter nach kurzer Pause sagte: „Und hat Fräulein Cimoni zugesagt?"

„Mama hat sie nicht wohl auffordern können, ehe sie des Herrn sicher war."

„So bestellen Sie Ihrer Frau Mutter, daß ich meine Betheiligung zusage, im Fall Fräulein Cimoni es zufrieden ist," sagte er endlich. „Ich werde mir morgen die Ehre geben, Ihrer Frau Mutter meinen Besuch zu machen und ihre weitern Befehle entgegen zu nehmen."

Heinrich Warburg ging erfreut, aber doch mit gewaltigem Kopfschütteln. „Seine Wirthin sagt, er ist krank, und so sieht er auch aus!" murmelte er. „Er ist ernst und Vergnügungen abgeneigt. Weshalb sagt er zu? Er hat keine Verpflichtungen gegen uns — Gefälligkeit wäre der einzige greifbare Grund! — Um sich in Kreise zu schwingen, in denen er noch keine Stellung hat? — Pah, ich müßte Walter Harding nicht kennen, um das zu glauben! Weshalb aber sagt er zu?"

Die Wahrheit durchkreuzte zwar einmal flüchtig sein Gehirn, aber nur wie ein fernes Wetterleuchten, das die Gegenstände nur einen Augenblick zeigt, um den Geblendeten in noch tieferer Finsterniß und Verwirrung zurückzulassen.

Walter aber stützte sein fieberheißes Haupt in die Hand. „Warum auch nicht?“ murmelte er. „Ich werde sie sehen, zwei, drei Proben, Generalprobe, Aufführung — vier, fünf Mal. Warum zurückweisen, was vielleicht nie wieder geboten wird!“

Noch am selben Abend erschien ein Diener im Hause Simoni und überreichte ein duftendes Billetchen, auf welches er sofort eine ebenso zierliche Antwort erhielt. „Siehst Du, Heinrich, wir haben uns nicht geirrt!“ sagte Frau Warburg triumphirend. „Sie sagt zu!“

Von nun an nahm die Sache ihren regelmäßigen Verlauf. Einige leichte Einwendungen, die Erikas Mutter machte, wurden überstimmt, die übrigen Damen und Herren waren leicht gewonnen. Eine geheimnißvolle Thätigkeit machte sich in den Zimmern der Damen geltend, die Vorräthe des Theaters wurden in Kontribution gesetzt. Bei der ersten Zusammenkunft bat Frau Warburg um strengste Diskretion, damit die ganze Gesellschaft überrascht werde; und dieselbe wurde nicht nur

zugesagt, sondern auch so gut gehalten, daß nur unbestimmte Gerüchte die Stadt durchliefen und sich eine allgemeine Spannung geltend machte.

IX.

Die Aufführung.

Wagen um Wagen rollte vor das Thor des Warburgschen Hauses und entledigte sich da seines bunten und geschmückten Inhalts, zwischen dem der bescheidene schwarze Frack eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Wie immer, hatte sich auch hier eine Menge von Zuschauern eingefunden, die von dem glänzenden Schauspiel so viel als irgend möglich zu erhaschen suchten und jede schöne Erscheinung mit Entzücken begrüßten. Unter allen Damen war aber keine, die sich eines so ungetheilten Beifalls erfreute, als Ginevra Cimoni.

Sie war an diesem Abend in einer fieberhaften Erregung. Die letzten vierzehn Tage hatten sie mehr mit Walter zusammengebracht, als die vorhergegangenen Jahre. Der starke Einfluß, den seine ernste und männliche Persönlichkeit auf sie ausübte, war dadurch in einer Weise gestiegen, vor der sie selbst erschrak. Nicht daß sie sich viel gesprochen hätten! Aber schon bedurfte es kaum mehr der Worte zwischen ihnen. Das Geheimniß

ihrer Seelen, das unausgesprochen in ihrem Herzen ruhte, sprach laut und beredt aus jedem gleichgültigen Wort, aus jedem Gruß, den sie wechselten. Sie kannten beide die Kluft, die sie von einander trennte, sie hatten beide mit festen Blicken hinabgesehen und erkannt, daß eine Vereinigung so unmöglich schien, wie die Berührung zweier Sterne in verschiedenen Bahnen. Sie hatten sich beide mit blutendem Herzen loszureißen gesucht und beide die tiefe Wunde ihrer Seele zu verbergen gesucht.

Aber gerade diese gänzliche Unmöglichkeit, diese absolute Hoffnungslosigkeit, mit der sich hier der Sohn des Volkes und das Kind des Patriziergeschlechts gegenüberstanden, bildete eine Gefahr mehr für diese starken und stolzen Charaktere. „Nur dieses eine Mal noch! Warum sollen wir es nicht genießen?“ dachte ein jeder von ihnen und gab sich dem kurzen Glück des Augenblicks hin.

Nie war Ginevra bezaubernder gewesen als bei den Proben, bei diesem gefährlichen, berauschenden Spiel, diesem scherzhaften Verschmelzen von Traum und Wirklichkeit. Die Maskenfreiheit gab Gelegenheit zu kurzen Gesprächen, zu raschem Gedankenaustausch, zu Scherzen und allerlei Annäherungen, von denen sie die steife Etikette ihres Hauses bisher zurückgehalten hatte. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten sich annähern. Drei

Mal waren ihre Stellungen probirt worden, drei Mal hatte man sie zu steif, zu kalt befunden. Erst als sie bei der vierten Probe wagten, etwas von dem sichtbar werden zu lassen, was ihre Seelen erfüllte, war der Beifall laut geworden.

„Ihre Bilder werden die besten!“ bemerkte der Professor, sich vergnügt die Hände reibend. „Es ist Glut und Seele in Ihrer Darstellung, ich hätte nie gedacht, daß Sie sich zu einem solchen Sujet eignen würden!“

„Zu welchem Sujet?“ fragte Ginevra, nachlässig mit ihrem Fächer spielend.

„Zur Darstellerin reiner Leidenschaft!“ fuhr der Professor gemüthlich fort. „Diese arme kleine Nymphe, diese Melusine, sie muß dem Manne folgen, der ihr Herz bestrickt. Vergebens warnen die Schwestern, die die Menschen besser kennen, vergebens empfindet sie selber ein geheimes Weh, ihr Quellenreich zu verlassen, die Leidenschaft hat sie ergriffen, sie muß folgen, gleichviel wohin!“

Ginevras Stirn hatte sich umwölkt, während der Professor sprach. „Und was ist Leidenschaft, wenn sie nicht so auftritt, mein sehr kluger Freund und Lehrer?“ sagte sie, und ihre zitternde Hand umfaßte den Fächer mit gewaltsamer Heftigkeit. „Was ist ihr Charakterzeichen, wenn nicht das muß, der Dämon, die zwingende Nothwendigkeit, die den Menschen ergreift?“

Dem Professor entfiel beinahe das Glas Wein, das er behaglich zu schlürfen begonnen hatte. Sein staunendes Auge begegnete ihrem Blick, in dem eine heiße Glut flammte. „Stehen die Sachen so, unglückliches Kind!“ murmelte er. „O Ginevra, mein stolzer, starker Liebling, Sie werden noch viel zu leiden haben!“

„Und wenn ich nun gern leide?“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Wenn ich nun gestehe, daß ich mich jetzt, mit der ganzen Last im Herzen, glücklicher fühle als zuvor?“

Der Professor nahm ihre kalten, zitternden Hände in die seinen. „Gott schütze Sie, mein theures Kind!“ sagte er leise.

„Amen!“ erwiderte sie einfach.

So war der Tag der Aufführung gekommen, zugleich gefürchtet und ersehnt. Gefürchtet, denn er war der letzte dieses kurzen berauschenden Traumes; ersehnt, denn er gab noch mehr Gelegenheit zu freiem Verkehr. Die Bühne, auf der die lebenden Bilder zur Darstellung kommen sollten, war so aufgeschlagen worden, daß sich die Gesellschaft versammeln konnte, ohne mit den Vorstellenden in Berührung zu kommen. Alles ließ sich gut an; die Stimmung war munter und erwartend, es war gelungen, die ganze Vorstellung geheim zu halten, so daß die Zuschauer wirklich nicht wußten, was ihnen bevorstand.

Unter diesen befanden sich natürlich die Familien Cimoni und Brückner in erster Reihe. Für Peter und seinen Bruder war hier kein Stuhl gestellt, wie überhaupt nur die älteren Herrschaften mit Sitzplätzen versehen waren. Allein, Peter hatte neben Frau Cimonis Stuhl Posto gefaßt und schien geneigt, diese Stellung zu behaupten. Ihm gegenüber an der Wand stand Graf Felsen neben einem hohen und schlanken Officier in einfacher Infanterie-Uniform, es war der jüngere Tosky.

„Was tausend, Graf, Sie gehören nicht zu den Eingeweihten?“ sagte Alfred Tosky kopfschüttelnd. „Wer in aller Welt steht denn in dem letzten Bilde, wenn Sie es nicht sind?“

„Still, lieber Tosky!“ warnte der Graf. „Verrathen Sie nichts von den Geheimnissen Ihres Bruders, bei Strafe des allerhöchsten Zornes unserer liebenswürdigen Frau Wirthin!“

„Den ich nicht auf mich laden will!“ erwiderte der junge Mann. „Aber nach dem zu schließen, was mein Bruder verrathen hat, werden wir etwas wirklich Schönes zu sehen bekommen.“

Die Anwesenheit des Grafen war nicht nur dem jungen Manne auffallend. Frau Cimoni hatte sowohl ihn als Peter Brückner mit geheimem Kummer in dem Saale erblickt. In diesen beiden Männern zeigten sich

ihr zwei Bewerber für Ginevra, die ihr beide zusagten; der eine seines Reichthums, der andere seines hohen Ranges wegen. Sie hatte die sichere Hoffnung gehegt, die vielen Proben würden ihre Tochter in so intime Berührung mit den beiden Herren bringen, daß sie sich entscheiden müßte. Nun sah sie, daß beide gar nicht zu den Vorstellenden gehörten. Mit wem aber konnte Ginevra stehen? Sie durchflog die Reihen der Herren und fragte sich, wer fehlte? Als sie nur des jüngeren Tosky ansichtig wurde, beruhigte sie sich wieder. „Es wird dann wohl Richard Tosky sein!“ dachte sie. Das war ihr zwar nicht lieb, aber auch nicht gerade unlieb.

Dieselben innerlichen Betrachtungen machte ihre Schwägerin, Frau Kamilla Brückner. In der Seele dieser Frau gab es einen eben so wunden Punkt, wie Ginevras Nichtheirathen in der Seele Frau Simonis war, und das war der ihr mangelnde Adel. Allein das fatale Wörtchen „von“, das die, denen es gehört, oft so gleichgiltig und achtlos vor ihren Namen setzen, hatte sich trotz alles Reichthums immer noch nicht vor Frau Kamillas Namen einfinden wollen. Dem Bruder wäre es ein leichtes gewesen, seine Abstammung von einem alten venetianischen Patriziergeschlecht nachzuweisen und auf Grund dessen den Adel zu erhalten, der sowohl ihm als den Vorfahren schon mehr als einmal

angeboten worden war. Julius Simoni aber verschmähte es, sich um einen Titel zu bewerben, den er niemandem mißgönnte, dem er aber keinen Werth beilegte. Dem Gatten hätte es nun zwar geschmeichelt, sich Herr von Brückner schreiben zu dürfen, allein selbst bei genauester Nachforschung wollte sich durchaus kein adliger Brückner in der Vergangenheit vorfinden.

Die ehrgeizige Frau ruhte deshalb noch nicht. Sie baute neue Hoffnungen auf ihre Tochter; Richard von Tosky schien sehr geneigt, die zarte Haideblume Erika zu pflücken. Deshalb hatte auch sie die lebenden Bilder mit Vergnügen begrüßt und gehofft, Erika durch dieselben in größere Nähe mit Herrn von Tosky zu bringen. Auch sie fragte sich jetzt mit bewölkter Stirne, sollte am Ende Ginevra mit Herrn von Tosky stehen?

Beide spekulirende Mütter sollten enttäuscht werden. Die beiden ersten Bilder verliefen unter allgemeinem Beifall. Pluto, der Wolfshund, betrug sich außerordentlich manierlich, und daß er gegen das Ende den Kopf erhob und mit klugem Blick zu Rothkäppchen aufsah, erhöhte die Heiterkeit, ohne die Harmonie des Bildes zu stören. Die Kinder im Walde, die in rührender Unschuld und Hilflosigkeit aneinander geschmiegt saßen, gefielen nicht minder. Man harrte dem Verlauf der Vorstellung mit um so größerer Spannung. Das dritte

Bild zeigte Aschenbrödel, traurig am Feuer sitzend, während geschäftige Tauben die Linsen reinigten.

So gut arrangirt und wohlgelungen das Bild auch war, Frau Brückner fühlte sich doch enttäuscht. Erika war allein, ohne Herrn von Tosky, und dann bot das Gemälde gar keine Gelegenheit zur Entfaltung von Kleiderpracht dar. Daß Erikas zartes und sinniges Gesicht zu keiner Darstellung besser gepaßt hätte, war der Mutter kein großer Trost.

„Reizendes Kind, diese Erika Brückner!“ sagte Herr Hugo Warburg, der Besitzer der Branntweinfabriken, zu seinem Neffen. „Sie gefällt mir besser als alle andern, selbst als Ginevra Cimoni, von der Ihr so viel Wesens macht! Wie alt ist sie doch?“

Der Assessor betrachtete des Onkels gelichtetes und stark ergrautes Haar mit sonderbarem Blick. „Pah, Onkel!“ sagte er lachend. „Für Deinen türkischen Geschmack ist sie viel zu mager!“

Der Onkel nahm bedächtig eine Prise aus seiner goldenen Schnupftabaksdose, während ein Lächeln seine dicken Lippen umspielte, das den Neffen lebhaft an einen Faun erinnerte. „Diese ätherischen Kinder nehmen in der Ehe öfters eine recht behagliche Fülle an!“ sagte er schmunzelnd. „Du willst mir nicht sagen,“ fuhr er fort, „wie alt sie ist? Nun, ihr Vater wird gefälliger sein. Es ist jetzt Zeit für mich geworden, diese kleine

Haideblüte gefällt mir!“ Damit ließ er den Assessor stehen und ging lachend weiter.

„Warum so nachdenklich, lieber Assessor?“ fragte Alfred Tosky.

„Ich denke darüber nach, wie oft man Perlen vor die Schweine streuen sieht!“ sagte der Assessor finster.

„Soll ich die Bilder als Perlen und uns als die rüsseltragende Herde betrachten?“ lachte der Officier. „Doch der Vorhang hebt sich! Wie stolz mein Bruder ausschaut!“

Das vierte Bild zeigte den innern Hof einer Königsburg, von Hallen und Säulengängen umgeben, in dessen Mitte, von Rosen umgeben, ein schlafendes Mädchen in reichster altdeutscher Tracht auf einer Rasenbank lag. Ein königliches Diadem funkelte in dem dunkeln Haar, das lang aufgelöst auf den himmelblauen silbergestickten Königsmantel herabwallte. In dem Königssohne, der, neben dem Mädchen knieend, sich über dasselbe neigte, erkannten Frau Cimoni und Frau Brückner sofort Herrn von Tosky.

„Endlich müßte nun aber doch Ginevra kommen!“ dachte Frau Anna beunruhigt, als sich der Vorhang zum fünften Mal hob. Eine der süßen Nymphenmelodien aus Lortzings Undine hatte die Darstellung dieses Bildes eingeleitet. Eine Waldlandschaft zeigte sich, zur Linken ein halbverfallener Brunnen, auf dessen

moosbewachsenem Rande die Nymphe Melusine saß, von dem vor ihr stehenden Raimund den Verlobungsring annehmend. Zwei Nymphen, in denen man Erika und Olga von Selling wieder erkannte, hoben warnend und bittend die Hände auf. Allein Melusine achtet der Schwestern nicht. Ganz Liebe und Hingebung ruht ihr Blick nur auf der hohen, stolzen Rittergestalt, die ihr mit geneigtem Haupte den Ring überreicht.

Man wußte nicht, was an diesem Bilde am meisten zu bewundern war, die holde Gestalt der Nymphe in dem leichten, weißen Gewande, das in langen Falten herabfloß, mit dem losen Kranze von Schilf und Wasserrosen in dem reichen, lichtbraunen Lockenhaar, oder die edle Gestalt des Ritters im blauen Wamms, das Baret mit langer weißer Straußenfeder in der linken Hand, oder endlich die schwärmerisch zärtliche und doch respektvolle Haltung in Miene und Ausdruck. Dies Bild war vollendet, das fühlte ein jeder, und ein wahrer Sturm des Beifalls brach los.

Mit Schrecken und Entsetzen hatte Frau Simoni Walter Hardings wohlbekannte Züge in dem Grafen entdeckt. Der ungestüme Beifall konnte sie nicht trösten. Peter runzelte die Stirne, und seine Mutter bemerkte, nachdem sie die schöne Gruppe lange genug durch ihre goldene Lorgnette betrachtet hatte: „Unpassend! Höchst unpassend! Ich begreife nicht, was der guten Warburg

eingefallen ist! Eine Tochter unseres Hauses mit diesem —" der ungetheilte, nicht enden wollende Beifall machte sie verstummen.

Das letzte Bild endlich zeigte die Scene unverändert, aber bei nächtlicher Beleuchtung. In unheimlich weißem Lichte, das jede Lebensfarbe von den Gesichtern verschwinden ließ, saß Melusine auf derselben Stelle. Der Kranz fehlte. Vor ihr am Boden hingestreckt, das Haupt auf den Rand des Brunnens gelegt, lag Raimund, einen letzten Blick voll unendlicher Liebe auf Melusinens Antlitz geheftet. Eine Mönchskutte, die nur das Haupt freiließ, verhüllte die ritterliche Tracht. Mit todestraurigem Ausdruck beugte sich Melusine über den Sterbenden. Ein hinter der Scene gesungenes, leise verhallendes Requiem verstärkte noch den Eindruck, der in der That so stark war, daß sich kein Laut des Beifalls regte. Erst als die Töne des Trauergesanges leise verklungen waren, brach ein ungestümes da capo hervor.

„Stehen Sie auf!" bat Ginevra, als die Zuschauer zum zweiten Mal ihr Blicken entzogen waren. „Stehen Sie auf! Es ist zu Ende!"

„Zu Ende!" murmelte er. „Zu Ende! Das Märchen ist ausgespielt, und die Wirklichkeit fängt wieder an? O, sagen Sie das nicht! Sagen Sie das nicht! O daß ich hier liegen könnte, in dieser Stellung, zu Ihren Füßen, immer und immer!"

Es war zum ersten Mal, daß ihn die besonnene Selbstbeherrschung verließ, zum ersten Mal, daß Worte andeuteten, was sie schon so lange wortlos wußte. Sie erschrak bis in die innerste Seele hinein und faßte sich nur mühsam.

Seine Augen ruhten auf ihr, eine Antwort erflehend. Als sie sich abwendete, richtete er sich mit Anstrengung auf. „Verzeihen Sie!" sagte er mit schwerer Stimme. „Ich war von Sinnen. Diese Stellung hat mich betäubt. Kehren wir in die Menschenwelt zurück."

Sie erhob sich schweigend. Im Ankleidezimmer kam ihr Erika entgegen, die ihr Kostüm bereits mit dem Ballanzuge vertauscht hatte. „Ginevra, was ist Dir?" rief sie erschrocken. „Du bist todtenbleich, und auch Sie, Herr Harding, sehen aus, als wären Sie wirklich gestorben!"

„Vielleicht bin ich es auch!" sagte Walter mit zitternden Lippen. „Darf ich hoffen," wandte er sich mit leisem Ton an Ginevra, „daß die Nymphe dem Sterblichen verziehen hat? Daß Fräulein Cimoni nichts mehr von dem weiß, was Melusine gehört hat?"

„Sei es vergessen!" erwiderte Ginevra sich abwendend.

Er neigte sein Haupt wie einer, der den Urtheilsspruch vernommen hat, dem er sich beugt, und ging.

„Was ist ihm, was habt Ihr gehabt?“ fragte Erika.

„O nichts! Das heißt — frage mich nicht, Erika!“ rief sie und sank, in plötzliches, leidenschaftliches Weinen ausbrechend, auf das Sopha nieder.

Eine halbe Stunde später trat Ginevra Cimoni im Ballanzuge in den Tanzsaal, wo sie sofort von einer Menge von Herren umringt wurde. Walter Harding saß neben der Frau vom Hause in ruhiger Unterhaltung. Seine tiefe Stimme bebte nicht, er zuckte nicht zusammen, als Ginevra eintrat, und Frau Warburg dachte: „Gott sei Dank, daß er nur ein guter Schauspieler ist! Es lag etwas in seinem Ausdruck, was mich erschreckte!“

„Graf Felsen,“ sagte Ginevra, als der Ball durch die ersten Stadien hindurchgegangen war, „ich habe eine Frage an Sie zu richten. Antworten Sie mir als Ehrenmann: Was für ein Mensch ist Herr von Tosky?“

Der Graf sah die Fragerin etwas erstaunt an. „Darf ich mir die Gegenfrage erlauben, weshalb Sie meine Meinung zu wissen wünschen?“

„Mein Gott,“ versetzte Ginevra, „ich sollte meinen, angesichts dieses seien meine Gründe nicht allzuschwer zu finden!“

Sie sah lächelnd auf Erika, die in Richard Toskys Armen dahinschwebte.

„Ich verstehe diesen Anblick nicht ganz,“ bemerkte der Graf kopfschüttelnd.

„Und warum nicht?“

„Man sagt, — verzeihen Sie, daß ich Ihnen ein wirkliches on dit mittheile, das keine andere Grundlage hat als die öffentliche Meinung — unser Dornröschen, Fräulein von Selling, nehme ein mehr als gewöhnliches Interesse an Herrn von Tosky. Doch das geht uns nichts an. Er zeichnet Fräulein Erika auffallend aus, das ist wahr, ob er aber der Mann ist, der sich in der Familie Brückner eine Stellung schaffen kann, das möchte ich bezweifeln. Die Brüder von Tosky sind, wie Sie wissen, ungarischer Abkunft, und der ältere hat alle Fehler und alle Vorzüge seiner Nation. Er ist heißblütig, leidenschaftlich und unbesonnen, wie sein Volk, und hat denselben Zauber der Persönlichkeit, dasselbe hinreißende, bezaubernde Wesen, das ihn zum Löwen unserer Bälle macht, während sein geistreicher, aber stiller Bruder unbeachtet bleibt. Richard Tosky ist ehrlich, aber nicht zuverlässig. Für heute und morgen und vielleicht auch noch übermorgen mag er es ernst mit Ihrer Cousine meinen, aber langes Werben, geduldiges Ausharren ist seine Sache nicht. Entweder er drückt

seine Freunde ans Herz, oder er stellt ihnen den Stuhl vor die Thüre; Mitteldinge kennt er nicht."

Ginevra schaute düster vor sich nieder. „Ich muß gestehen, Ihre Schilderung giebt mir keine Ruhe für das Glück meiner Cousine!"

Diese Unterredung fand statt während eines Tanzes, zu dem Ginevra mit dem Grafen engagirt war, und den sie beide nicht zu tanzen beschlossen hatten. Jetzt hörte die Musik auf, die Paare traten auseinander, Erika kam auf sie zu, Ginevra erhob sich.

„Ist Dir je etwas so Lächerliches vorgekommen, Nevra!" flüsterte Erika lachend. „Der alte Warburg macht mir wahrhaftig die Cour!"

„Er ist ja verheirathet, das ist ungefährlich!" tröstete Ginevra.

„Nicht unser Hausherr, sein Bruder, der Destillateur! Der mit der Glatze und den Augen, von denen wir immer nicht wußten, ob sie in Wein oder Grog schwammen. Herr von Tosky wäre vorhin beinahe grob gegen ihn geworden, er wollte durchaus eine Extratour mit mir tanzen!"

„Hast Du es gethan?"

„Bewahre! Ich sagte ihm, ich tanzte überhaupt keine Extratouren. Das war ein bischen geflunkert, denn mit Tosky hatte ich eine getanzt. Aber nur eine, Nevra! Und dann, weißt Du, das ist doch auch

gar nicht zu vergleichen: Tosky und der alte Warburg!"

Erika wollte sich nicht beruhigen, es kam ihr gar zu drollig vor. „Was ist Dir, Nevra, Du lachst ja nicht?" fragte sie, ihre Thränen trocknend.

„Ich muß gestehen, es kommt mir gar nicht so lustig vor!" sagte Ginevra düster.

„Geh, die Sterbescene hat Dich heute verstimmt!" versetzte Erika, von neuem belustigt. „Wenn man denkt, daß der alte Warburg mir die Cour macht! Wie lange ist es doch her, daß ich ihm den Hampelmann an den Rockknopf gebunden habe? Du weißt, mit Gustav Warburg zusammen, wofür ich acht Tage Stubenarrest bekam und drei Seiten Vokabeln zu lernen? Ich glaube, keine neun Jahre. Und der macht mir den Hof!"

Ginevra mußte wider Willen lachen, theils über den unglücklichen Hampelmann, mit dem der arme Mann arglos fortgegangen war, ohne sich das Rudel Straßenjungen erklären zu können, das sich an seine Fersen heftete, theils über Erikas Lustigkeit. Nicht lange, und Richard Tosky gesellte sich zu ihnen, dem der unsterbliche Hampelmann ebenfalls anvertraut wurde, und der die Strafe dieses Frevels über alle Gebühr hart fand.

Ginevra aber konnte beim besten Willen nicht in die Heiterkeit der beiden einstimmen. Sie sah den Herrn

im Hintergrunde des Saales mit Erikas Vater sprechen, und es wurde ihr kalt und unheimlich zu Muthe. — —

Ginevra suchte vergebens nach Walter, er hatte sich schon vor dem allgemeinen Aufbruch still entfernt. Er hatte nicht mehr gesucht, sie zu sprechen oder zu grüßen. Dem Taumel, dem hoch gespannten Empfinden seiner Seele war stille Ermattung, völlige Abspannung gefolgt. Er eilte still nach Hause, entkleidete sich sofort und legte sich nieder. Es war ihm dumpf und schwer zu Muthe, aber er blieb ganz ruhig. Im Einschlafen murmelte er noch einmal: „Es ist zu Ende!"

Zur selben Stunde saß Ginevra in ihrer einsamen Stube am Toilettentische. Der Schilfkranz mit Wasserrosen lag vor ihr, und heiße Thränen perlten auf die weißen Blüten herab und verdarben die zarten Farben derselben. „Zu Ende!" flüsterte sie, „ja, es ist zu Ende! O, warum hat er gesprochen, warum den Zauber gebrochen, der uns schützte! Wir haben das Gespenst gesehen. O mein Raimund, ist es denn wahr! Habe ich Dein warmes Herzblut erstarren gemacht?"

Das erste graue Tageslicht dämmerte im Osten, als Ginevra ihr Haupt auf die weißen Kissen legte.

Nicht fern von ihr, im Nebenhause, konnte auch ein junges Herz keinen nächtlichen Schlaf finden. Erika hatte sich entkleidet, die Lampe gelöscht, das Mädchen entlassen, aber sie ging nicht schlafen. Sie saß am

Fenster und sah hinaus in die Winternacht. Sie grüßte die funkelnden Sterne und lächelte ihnen freundlich zu wie geliebten Menschenaugen. Das Morgenroth eines jungen Glücks war leise und strahlend aufgegangen, sie war jung und hoffnungsfreudig, sie zweifelte nicht, daß es zum vollen reinen Tageslicht werden würde.

X.
Der Ritt.

Es war Frühling geworden, plötzlich und mächtig. Die Eisdecke des Stromes war gewichen, der gewaltsame, von Ueberschwemmungen begleitete Eisgang hatte großen Schaden angerichtet, aber jetzt, in der Mitte des März, hatten sich die Wasser wieder so ziemlich beruhigt und der Fluß war in sein Bette zurückgekehrt. Die Frühlingssonne leuchtete, und schon keimte manch zartes Hälmchen, die baldige Annäherung des jungen Grüns verkündend.

Ginevra Cimoni saß an ihrem Zeichentische, aber sie arbeitete nicht. Etwas zugleich müdes und ruheloses, abgespanntes und erregtes lag in ihrem Wesen, in der fieberhaften Hast, mit der sie minutenlang den Stift führte, um noch längere Zeit unthätig vor sich hin zu starren. Der Professor beobachtete sie von ferne. Als sie sich aufrichtete und den Stift wieder ergriff, nachdem sie lange unthätig gesessen, trat er näher und sagte freundlich:

„Hören Sie auf, sich selbst zu quälen. Ich kann

es nicht länger mit ansehen, lassen Sie die Arbeit ruhen."

„Und was soll ich thun, wenn ich nicht arbeiten soll?" fragte sie, den Stift niederlegend.

„Was Sie wollen, nichts. Liebes Kind, Sie tödten sich, wenn das so fortgeht!"

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte sie mit scheinbarer Gelassenheit.

„Mich täuschen Sie nicht, Ginevra!" erwiderte er mit leisem Tadel. „Mich täuschen Sie nicht, ich habe gelernt, in Ihren Zügen zu lesen. Sie sind zu ehrlich, Sie können nicht leugnen, daß Ihre Seele aus den Fugen ist!"

Statt aller Antwort stützte Ginevra den Kopf auf die Hand und schwieg.

„Warum ziehen Sie sich von aller menschlichen Gesellschaft zurück?" fuhr der Professor fort. „Warum besuchen Sie niemanden, nehmen nicht einmal Besuche an? Es ist unrecht und unklug von Ihnen; Sie wissen, daß es für tausend müßige Augen nichts schöneres gibt, als die Geheimnisse anderer Häuser und Herzen zu erspähen."

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen glaube, ob nicht," erwiderte sie mit gesenktem Haupte. „Ich bin es so gewöhnt, mich Ihrem Urtheil zu beugen, daß die altgewohnte Autorität mich wehrlos macht. Ich bin elend,

das ist nur zu wahr, ich wollte, ich wüßte eine helfende Hand, die mir beisteht!"

„Die Hand findet sich, hier ist sie!" versetzte er lächelnd und reichte ihr die Rechte. „Geschwind, mein Zögling, schlagen Sie ein! Ich schaffe Ihnen so viel zu thun, daß Sie Ihre Bürde leichter tragen!"

„Indem Sie mir eine schwerere auflegen!" sagte sie unter Thränen lächelnd, aber sie legte doch ihre Hand in die seine.

„Sie kranken am Fluch des Reichthums, an brachliegender überflüssiger Kraft und am Mangel an Pflichten. Ich nehme Sie in meine Hand. Versprechen Sie Gehorsam?"

„Ich verspreche!"

„So benutzen Sie diesen köstlichen Tag zu einem mehrstündigen Ritt. Sie haben neulich gesagt, daß Marienhof nachgesehen werden müsse. Uebernehmen Sie dieses Amt."

„Ich bin seit Monaten nicht zu Pferde gewesen!" sagte sie zögernd.

„Beim ersten Befehl rebellisch, o Ginevra!" lächelte er.

„Wohlan denn, ich gehorche!" sagte sie mit sichtlicher Ueberwindung. „Mir wird zu Muthe sein wie einem Uhu, der bei Tage an die Luft kommt. Und was befehlen Sie für den Abend?"

„Daß Sie ihn im Zimmer Ihrer Mutter zubringen.“

„Sie sind ein harter Erzieher für eine so erwachsene Schülerin!“

„Sie müssen sich aus dem einsamen Grübeln herausreißen!“

„Ich will es gern thun!“ erwiderte sie sanft. „Aber es hilft doch nichts, Professor.“

„Die Stadtluft lastet auf Ihnen!“ tröstete er. „Sie werden aufathmen, wenn Sie erst wieder in Marienhof wohnen.“

„In Marienhof!“ rief sie zusammenschreckend. „Ja so, zum ersten Mai! Also noch sechs Wochen.“

„Sie wünschen die Uebersiedelung nicht?“ fragte er erstaunt. „Sonst pflegten Sie die Tage zu zählen, die Sie noch von dem geliebten Landsitze trennten.“

„Sonst, ja sonst!“ sagte sie zerstreut. „Verzeihen Sie mein inkonsequentes Wesen! Sie sehen, ich weiß selber nicht, was ich will!“

* * *

Auf flüchtigem Roß jagte Ginevra über den Boden, in dem sich die ersten Frühlingssprossen regten. Der Reitknecht, grauhaarig, wie die ganze Dienerschaft des Hauses, und in derselben braunen Livree mit Gold ge-

stickt, folgte in einiger Entfernung. Der Alte kannte die junge Herrin, er wußte, daß sie allein sein wollte, wenn sie so davon jagte; er sorgte nur, daß er die schlanke Gestalt im schwarzen Reitkleide nicht aus den Augen verlor.

Nachdem die erste Heftigkeit ihres Rittes ausgetobt hatte, ließ Ginevra ihr Pferd ruhiger gehen und schaute um sich. Die Landschaft war keine von den schönen, ja, sie gehörte nicht einmal zu den lieblichen unseres Vaterlandes, dennoch gewährte ihr Anblick Ginevra einen Genuß, wie sie ihn lange nicht empfunden hatte. Mit Entzücken betrachtete sie das junge Grün der Wintersaat zwischen den schwarzen Ackerstreifen der Sommerfelder, die Reihen der Bäume, die das einförmig wellige Land belebten und durchschnitten, und wechselnde Lichter und Schatten auf die Landstraße warfen.

„Der Professor hat recht!“ dachte Ginevra. „Dieser Ritt thut mir unendlich wohl.“

Bei einer Biegung der Landstraße, von der aus man schon den stumpfen Thurm und die Bäume des Gartens von Marienhof schimmern sah, hielt Ginevra plötzlich ihr Pferd an. Ein einsamer Reiter kam ihr entgegengeritten, der, in seine Gedanken vertieft, der jungen Dame nicht achtete.

„Das ist Herr Harding, gnädiges Fräulein; er hat

die Ziegelei besichtigt," sagte der Reitknecht, der sich ihr sofort genähert hatte.

Ehe Ginevra etwas erwidern konnte, hatte Walter sie erkannt, erreicht, sein Pferd gewendet und ritt an ihrer Seite.

Er gehorchte fast unbewußt dem Impuls seiner Seele, indem er so that. Seit dem Abend der lebenden Bilder hatte er Ginevra nicht gesehen. Sein Besuch war nicht angenommen worden; er wußte nicht, ob Ginevra oder ihre Mutter die Ursache seiner Abweisung war, er hoffte letzteres, aber in bösen Stunden fürchtete er, daß Ginevra sich irgendwie über ihn geäußert haben müßte. Als eine Gesellschaft gegeben wurde, zu der er keine Einladung erhielt, wurde ihm diese Vermuthung fast zur Gewißheit.

Er täuschte sich, Ginevra hatte geschwiegen, aber ihre Mutter hatte Walters Einladung so viele Schwierigkeiten entgegengesetzt, daß Herr Cimoni seine Absicht fallen ließ. Ginevra erfuhr beides, sowohl die zurückgewiesene Visite als die Entfernung Walters aus dem Gesellschaftssaale, sie wußte es sich zu deuten: der Comptoirist sollte auf seine Stellung zurückgewiesen werden, über die ihn seine persönlichen Vorzüge für einen Augenblick erhoben hatten.

Auch Walter hatte das neue Betragen gegen ihn verstanden. Er hatte den Entschluß gefaßt, Ginevra

nicht mehr zu sehen. Allein die Gelegenheit des Augenblicks war zu stark; als er sie so plötzlich und allein vor sich sah, befand er sich an ihrer Seite, ehe er sich dessen klar bewußt war.

„Ein freundliches Schicksal gestattet mir noch ein paar Abschiedsworte, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Ich zögerte, mich Ihrer Frau Mutter persönlich zu empfehlen, nachdem ich neulich so unglücklich war, sie zu verfehlen.“

„Sie gehen fort?“ erwiderte sie leise.

„Auf vierzehn Tage. Ihr Herr Vater war so freundlich, mir den Urlaub anzubieten, um den ich nicht zu bitten wagte.“

„Und wo gedenken Sie Ihre freie Zeit zuzubringen?“

„Zu Hause; meine Mutter verlangt nach mir. Sie ist in letzter Zeit viel leidend gewesen und fürchtet schlimmeres, als wohl zu besorgen steht. Auch hat sich meine einzige Schwester verlobt, die fast noch Kind in der Wiege war, als ich das Haus verließ. Kurz, es ist ein Sehnsuchtsschrei nach mir ausgestoßen worden, dem ich wohl nachgeben muß.“

„Sie haben noch beide Eltern?“

„Gott sei Dank, ja.“

Sie ritten schweigend eine Strecke neben einander. Ein Wort schien ihm auf den Lippen zu schweben, das

er sich auszusprechen nicht entschließen konnte. Endlich, nachdem er noch einen langen Blick auf ihr hatte ruhen lassen, sagte er in verändertem ernsten Tone:

„Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen so ohne weiteres genähert habe. Ich will Ihnen nicht länger störend sein, gnädiges Fräulein."

Sie zögerte einen Augenblick. Dann, den Blick zu ihm emporhebend, sagte sie langsam: „Haben Sie keine Zeit mehr? Sonst — ich werde Marienhof bald erreicht haben — wir könnten zusammen zurückreiten."

Er zuckte freudig zusammen, eine feurige Antwort schwebte auf seinen Lippen. Ein Blick auf ihr ruhiges, fast kaltes Gesicht gab ihm seine Haltung zurück. „Sie hält Wort!" dachte er bitter. „Was Graf Raimund zur Nymphe Melusine sagte, ist vergessen! Warum soll Fräulein Cimoni nicht mit dem Beamten ihres Vaters freundlich sprechen wie ehemals?" Er verbeugte sich statt aller Worte und nahm die gegebene Erlaubniß an.

„Wo haben Sie reiten gelernt?" fragte sie plötzlich.

„Das will ich Ihnen sagen!" versetzte er. „Ich hatte einen Onkel, der Förster bei einem reichen Gutsbesitzer war; wir Knaben pflegten einen Theil der Sommerferien in der Försterei zuzubringen und kamen da mit dem Sohne des Gutsherrn zusammen. Derselbe war ein schüchterner und vielleicht durch allzu strenge

Erziehung ängstlich gemachter Knabe, er getraute sich nicht, ein Pferd zu besteigen, und keine Strafe und keine Belohnung konnte ihn zum Reiten bringen. Mein Onkel verfiel auf den Gedanken, uns zusammen reiten zu lassen, und der arme kleine Kurt, der übrigens, abgesehen von seinen zarten Nerven, ein braver Junge war, überwand sich allmählich, als er sah, daß das grausame Vergnügen mir nicht den Hals kostete, und wurde ein guter Reiter. Aus Dankbarkeit für den Dienst, den ich nur zu gern geleistet hatte, zog man mich häufig zur Familie, und bis vor wenigen Jahren habe ich stets, wenn ich zu Hause war, ein paar Tage auf dem Gute zugebracht, wo mir ein Pferd zur Disposition stand."

„Erzählen Sie mir mehr von Ihrer Kindheit!" fuhr Ginevra fort. „Sie waren ein glückliches Kind?"

„Das glücklichste unter der Sonne! Es würde Ihnen schwer fallen, gnädiges Fräulein, sich in die Verhältnisse zu versetzen, in denen ich aufgewachsen bin. Behagen in einem Häuschen, das kaum acht Fuß hohe Stuben darbietet, von denen sich nur die beste einer hellgrünen Tapete erfreut — ein Sopha von sehr zweifelhafter Beschaffenheit, und ein einziger Lehnstuhl, der dem Herrn des Hauses erb- und eigenthümlich zugehört, und auf den nur Rekonvaleszenten dann und wann Ansprüche machen dürfen, — so sind die Ver-

hältnisse, in denen ich den schönen Traum der Kindheit geträumt habe. Freilich muß man das sanfte und schöne Bild meiner Mutter kennen, um die Vollkommenheit dieses Glückes zu begreifen."

„Wie Sie Ihre Mutter lieben!" bemerkte Ginevra. Es klang fast wie Neid.

„O ich wollte, Sie könnten meine Mutter kennen lernen, gnädiges Fräulein!" rief er enthusiastisch. „Wenn ich mir trotz aller Stöße des tückischen Geschickes, trotz Schopenhauer und manchen Erfahrungen des Gegentheils, das reine Ideal der Weiblichkeit erhalten habe, so danke ich es meiner Mutter! Freilich galt es bei uns Brüdern als ausgemachte Thatsache, daß unsere Mutter das unerreichte, nie übertroffene Ideal aller Mütter sei, und wir waren tief beleidigt, wenn andere Knaben uns dies Monopol streitig machen wollten."

„Sie haben auch Geschwister?" fragte sie weiter.

„Wir waren fünf Brüder, von denen ich der älteste bin, und eine Schwester, ein nachgeborenes Nestküchlein. Die zwei jüngsten Brüder starben schon in der Kindheit. Den dritten trieb ein angeborener, unwiderstehlicher Hang zur See. Er lief mit sechzehn Jahren auf einem Hamburger Schiffe aus, und man hat nie wieder etwas von dem Fahrzeuge oder seiner Mannschaft gehört. Mein Bruder Viktor endlich, mir der nächste und liebste, hat

seine Militärpflicht mit dem Leben bezahlt. Er hat auf Alsen ein frühes Grab gefunden."

„So ruht die ganze Hoffnung Ihrer Eltern auf Ihnen?"

„Auf mir und meiner Schwester. Und ich muß sagen, daß mich das Bewußtsein dieser großen Liebe manchmal erschreckt, wie das Gefühl einer schweren Verantwortlichkeit. Es beschämt mich oft, wenn ich bedenke, wie wenig ich im Grunde thue, um mir diese Liebe zu erhalten, und wie treu sie doch mein eigen bleibt."

Ginevra citirte zur Erwiderung:

„Die Mutterliebe, sieh', das ist der Pflichttheil
Von Liebesglück, den jeder Kreatur
Auswirft die kargende Natur.
Der Rest ist Schein und Trug!"

„Glauben Sie das wirklich?" fragte er leise.

Sie neigte den Kopf und machte sich mit der Mähne ihres Pferdes zu schaffen.

„Nein!" sagte sie, sich aufrichtend. „Nein! Ich glaube an eine Liebe, die so stark und mächtig ist als der Tod, noch mächtiger sogar. Ich denke, nur Menschen, die namenlos gelitten haben, oder die selber oberflächlich sind, können das Walten dieser Macht leugnen —"

„Doch wir sind am Ziel!" unterbrach sie sich plötz-

lich selber. „Sehen Sie, die Sonne wird gleich sinken, wir haben nur eine Viertelstunde Zeit!"

Langsam durchschritten sie die stillen Stuben des Landhauses. Die Verwalterin, die während des Winters auf Erhaltung der Wohnung zu sehen hatte, wollte sie begleiten. Ginevra dankte so kühl, daß die Frau bescheiden zurücktrat.

Walters Nähe setzte sie nicht in Verwunderung. Wurde er doch oft dazu verwendet, wichtige Angelegenheiten zu ordnen, die eigentlich der Herr selber besorgte. Sie kannte ihn wohl und betrachtete ihn als eine Art Oberdiener, dessen Anwesenheit sie so wenig auffallend fand, wie die des Reitknechts.

„Sehen Sie," sagte Ginevra gedankenvoll, „was Ihnen die Erinnerung an Ihre Heimat, das ist mir dieses Landhaus — der Ort unschuldiger Jugendträume, unbefangenen Glücks. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich diesen kleinen Garten da geliebt habe!"

„Und doch sagt man, dies sei bei weitem nicht die schönste von Ihres Vaters Besitzungen?" bemerkte er.

„Die andern kenne ich kaum. Dieses Marienhof ist meine eigentliche Heimat, hier war ich glücklich!"

Sie hatte sich am Fenster niedergelassen, während sie sprach. Er stützte seine Hand auf die Lehne ihres Stuhles. „Sie *waren* hier glücklich!" fragte er leise. „Sind Sie es nicht mehr?"

„Ob ich hier noch glücklich bin, ob ich ihn noch liebe, den stillen Garten da unten? Ich weiß es kaum!“ erwiderte sie träumerisch. „Andere Gedanken, andere Empfindungen erfüllen mich. Ich weiß nicht, ob die zarten Veilchen und die jungen Maiglöckchen mir noch so wunderbare Geschichten zu erzählen hätten . . . .“

„Doch kommen Sie, es ist hohe Zeit!“ sagte sie plötzlich abbrechend in verändertem Tone und stand auf.

„Noch einen Blick vom Thurme, und dann, leb wohl für heute, stille Heimat!“

Noch schimmerte der Glanz der sinkenden Sonne über der weiten Ebene und beleuchtete mit seinem röthlichen Scheine die fernen Dächer der Stadt und die spitzen Thürme ihrer Kirchen, als Walter neben Ginevra auf dem flachen Thurmdache stand. Beiden war das Herz schwer, beide schwiegen. Den Ton der Unterhaltung konnten sie nicht mehr treffen, und sie durften nicht aussprechen, was ihnen die Seele erfüllte.

Es war schon dunkel, als Ginevra vor der Thüre ihres Vaterhauses ankam. Sie hatten den Rückweg ebenso schnell und schweigsam wie den Hinweg langsam und unter steten Gesprächen gemacht. Hier angekommen, stieg Walter vom Pferde, dessen Zügel er dem Diener übergab. „Leben Sie wohl!“ sagte Ginevra einfach. Er küßte schweigend die dargereichte Hand und trat

zurück. Sie ritt in den Thorweg ein, wo geschäftige Hände Roß und Reiterin in Empfang nahmen.

„Ich habe Harding heute unterwegs getroffen und mitgenommen," sagte Ginevra in nachlässigem Tone, als sie, ihrem Versprechen gemäß, bei ihrer Mutter eintrat. „Er ist ein recht gewandter Reiter!"

„Ihr verzieht den Menschen in einer wahrhaft lächerlichen Weise!" erwiderte Frau Simoni stirnrunzelnd. „Wie kannst Du ihn als Kavalier annehmen! Wahrlich, wenn er sich in den Kopf setzen sollte, ein Mädchen aus unseren Kreisen zu heirathen, es würde mich nicht wundern!"

„Du verkennst Harding ganz und gar, liebe Anna," sagte Herr Simoni ruhig. „Er ist der bescheidenste Mensch von der Welt, trotzdem er mir unbezahlbare Dienste leistet."

„So erhöhe sein Gehalt, gieb ihm Gratifikationen; wenn Du ihn als Vertrauensmann herumschicken willst, so halte ihm ein Reitpferd. Thue, was Du willst, Julius, aber vergiß nicht, daß Deine Arbeiter anderen Sphären angehören als Deine Familie."

„Du vergißt, Mama, daß wir auch nur Kaufleute sind, bürgerlich, wie er!" bemerkte Ginevra.

Ein kalter Blick der Verachtung strafte die kühne Bemerkung der Tochter.

„Fahre nur so fort!" sagte sie. „Wir werden

sehen, wohin diese Ansichten führen. Ich sehe deutlich den Tag kommen, an dem Herr Walter Harding seine Augen zu Dir erhebt. Warum auch nicht! Wenn Du ihn als gleichstehend achtest!"

Ginevra erwiderte nichts. Sie wurde für den Rest des Abends sehr schweigsam.

XI.

Mutter und Sohn.

In der kleinen Stube, in der Walter Harding das Licht der Welt erblickt hatte, saß der zurückgekehrte Sohn des Hauses am Fenster. Schon vor einigen Tagen war er angekommen. Er hatte alles in bessern Umständen angetroffen, als er geglaubt hatte, besonders die Mutter. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er das liebe mütterliche Antlitz wieder in so heiterer Frische vor sich sah; allein die Last, die sich von seinem Herzen löste, schien bei seinem Anblick auf das der Mutter zu fallen.

Mit dem Vater mochte er die Handelsverhältnisse der großen Stadt, die gewaltigen Verbindungen seines Prinzipals besprechen und durch kluge Worte die Wunde verdecken, die an seinem Herzen zehrte; mit der Schwester mochte er Schelmereien treiben und das erröthende Mädchen zu allerlei Geständnissen bringen, so daß sie, in lauter eigene Angelegenheiten vertieft, des Bruders wenig achtete; vor dem Mutterauge konnte er nicht ver-

bergen, wie sehr er litt. Ja, er war in einer guten Stelle, er verdiente mehr, als er verbrauchte, er hatte feinere Kleider, bessere Wäsche mitgebracht, als je; er war, wie der Vater schmunzelnd sagte, vorwärts gekommen, und doch — das Mutterherz war nicht zufrieden. Ihr fröhlicher, heiterer Knabe, ihr ausgelassener Walter, von dem sie zu sagen pflegte, sein Anblick mache ihr das Herz im Leibe lachen, was war aus ihm geworden? Welcher böse Zauber hatte das frische Leben ihres Sohnes angeweht und seine Manneskraft gebrochen? Warum lehnte er sich mitten im Gespräch oft so abgespannt zurück, warum war er so still und zerstreut, warum schrak er so leicht zusammen, er, der sonst nicht wußte, was Nerven waren, warum vor allem schien ihm der Anblick des unschuldigen Glückes seiner Schwester unerträglich? Mit dem sichern Instinkt der Mutterliebe sagte sie sich, daß ein Weib die Ursache dieser Leiden sei, und mit zitterndem Herzen flehte sie zu Gott, daß keine unwürdige Leidenschaft die Seele ihres Kindes beflecken möge.

Walter war gern in sein Vaterhaus zurückgekehrt, an dem er mit inniger Liebe hing, allein hier mehr als je empfand er die ungeheure Kluft, die ihn von der Tochter seines Brotherrn trennte. Er konnte sich Ginevra nicht in diese Umgebung hineindenken, und eben so wenig konnte er sich seine einfachen alten

Eltern, seine harmlose, junge Schwester auf dem Parquet des Hauses Simoni vorstellen. Mochten sich in geweihten Augenblicken ihre Seelen aufschwingen, weit über das Gemeine und Irdische hinaus, sie blieb doch immer ein Kind des Reichthums und er der arme Sohn des Volkes.

Und war er sich denn wirklich sicher, daß er ihr mehr war, als all die andern, die sich ihr huldigend nahten, als Graf Felsen vor allem? Sie hatte ihm ihre Achtung, ihre Freundschaft bezeugt, sie hatte zu ihm gesprochen, wie sie nur zu wenigen sprach; aber bedeutete das im Grunde etwas anderes, als daß sie sich der unübersteiglichen Kluft recht wohl bewußt war, die sie schied; als daß sie die Scene zwischen Raimund und Melusine für einen Anfall von Wahnsinn nahm, der durch eine kurze Verbannung aus ihrer Nähe genügend bestraft war, und den sie verziehen hatte?

Dann wieder begann eine neue Reihe von Vorstellungen. Wie, wenn sie endlich, von den Bitten der Familie ermüdet, einem andern Bewerber ihre Hand reichte! Wenn es der geduldigen Treue des Grafen gelänge, ihren Widerstand zu besiegen, wenn er sie als Braut wiederfinden sollte! Oder, gar — gräßlichster der Gedanken! als Peter Brückners Braut!

„Nur dieses nicht!“ flehten seine bleichen Lippen.

„Muß es denn sein, so sei es wenigstens ein Mann, der ihrer würdig ist!“ — — —

Die Thüre des Zimmers, in dem Walter saß, öffnete sich in den kleinen Laden, den einzigen des Ortes, in dessen mannichfachen Kisten und Truhen Walter die ersten Elemente des Handels studirt hatte. Wie hatte er diesen Laden geliebt, der alles enthielt, was in dem Städtchen überhaupt zu haben war, Materialwaaren und Porzellan, Blechsachen und Kleiderstoffe, bunte Wolle und Zündhütchen, Gesangbücher und Putzmacherarbeit! Wie oft, wenn sich der blasse, ernste Kommis über das Schreibpult der düstern, städtischen Comptoirstube gebeugt hatte, war ihm die Erinnerung an den heimischen kleinen Laden mit seiner weinumrankten Eingangsthüre erheiternd in den Sinn gekommen. Es war sein Ergötzen gewesen, in den Urlaubszeiten die braven Nachbarn in Verlegenheit zu setzen, indem der vornehme junge Herr aus der Stadt sie selber bediente. Jetzt betrat er den freundlichen Raum nur widerstrebend und hatte kein Auge für manche kleine Verbesserung, auch nicht für eine Wage nach neuestem System, die des Vaters besonderer Stolz war. „Er ist zu vornehm geworden!“ sagte derselbe nicht ohne geheimes Selbstgefühl. Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie wußte es besser, er hatte die Lust am Scherz verloren.

Die Glocke der Eingangsthür wurde jetzt hörbar,

Walter vernahm eine helle Mädchenstimme, die etwas begehrte. Leise erhob er sich, verließ durch eine andere Thüre Stube und Haus und setzte sich auf die Bank im Garten.

„Nun,“ sagte das Mädchen, nachdem sie von der Mutter das Verlangte erhalten hatte. „Nun, Frau Harding, Herr Walter läßt sich ja gar nicht sehen. Mutter dachte bestimmt, wir würden ihn auf der Försterei treffen. Lieschen meinte, Sie würden alle gehen.“

„Sie wissen, Nanettchen, daß es mir immer noch schwer wird, so weit zu gehen,“ erwiderte Frau Harding, „und da ging Lieschen mit dem Vater, und Walter blieb bei mir.“

„Er war immer ein guter Sohn!“ bemerkte das Mädchen und entfernte sich, wenig befriedigt von dem Bescheid.

Frau Harding suchte den Sohn vergebens in dem Ladenstübchen. Sie trat in den Garten, dort fand sie ihn, auf der Bank sitzend, den Kopf auf den Gartentisch gelegt.

Die Mutter berührte leise seine Schulter. Er sah auf, und sein Blick hatte einen so tiefen Ausdruck hoffnungslosen Schmerzes, daß sie erschrak.

„Du bist geflohen!“ sagte sie. „Hast Du Nanettens Stimme erkannt?“

„Das gute Kind!“ murmelte er.

„Willst Du nicht zu Müllers gehen?“ fragte sie weiter. „Man wundert sich, daß Du Dich so gar nicht um sie kümmerst. Ihr waret doch sonst gute Freunde! — Da oben,“ fuhr sie fort, als er nicht antwortete, und deutete auf ein helles Winzerhäuschen, das freundlich von dem Weinberge herniederblickte, „wird unser Lieschen nun bald hausen.“

„Und Nanettchen meint, es sei an der Zeit, daß ich mich entscheide und mich von dem zwanzigjährigen Schwesterlein nicht zu sehr überholen lasse!“ versetzte er mit mattem Lächeln. „Mutter, kannst Du ihr nicht schonend begreiflich machen, daß ich überhaupt nicht heirathen werde?“

„Mein armer Junge, was mußt Du gelitten haben!“ sagte die Mutter sanft.

Er umschlang sie und zog sie neben sich auf die Bank, sein müdes Haupt an ihre Schulter legend. „Ja,“ sagte er leise, „ich habe fürchterlich gelitten!“

„Ist es denn möglich!“ rief sie. „Kann es denn sein, daß mein Walter sein braves, treues Herz einem Weibe giebt, und das Weib ungerührt bleibt! O mein Sohn, ein Mädchen, das kalt bleibt bei Deiner Liebe, ist ihrer nicht werth!“

„Urtheile nicht so schnell, Mutter,“ bat er leise.

„Sie steht so hoch über mir, so ferne, so fremd — wir können sie nicht verstehen!“

„Und wer in aller Welt ist dieses Weib, das sich so hoch über Dich stellt?“ sagte sie mit leicht erregtem Mutterstolz. „Walter, um Gottes willen, Walter,“ setzte sie erblassend hinzu, „es ist doch keine verbrecherische Neigung, die Dich elend macht? Du liebst doch nicht die Gattin eines andern?“

„Nein!“ sagte er langsam. „Noch ist sie frei. Auf wie lange, weiß Gott allein. Ob meine Liebe sterben kann, wenn sie das Weib eines andern wird — ich weiß es nicht. Wer sie ist, fragst Du? Niemand anders, als die Tochter meines Chefs, niemand anders, als — Ginevra Cimoni.“

„Nicht wahr, Mutter, Du erschrickst?“ fuhr er mit bitterem Lachen fort. „Warum konnte ich nicht noch toller sein, warum nicht gleich meine Hände nach einer Tochter des hohen Adels, nach einem Kinde des Fürstenhauses ausstrecken!“

„Mein armes Kind!“ versetzte die Mutter leise.

„Seit fast zwei Jahren trage ich sie in mir herum, diese fürchterliche Qual! O Mutter, der Mensch kann viel ertragen! Das Leben ist so zäh, so furchtbar zäh; es reißt nicht, so sehr das arme Herz auch manchmal auf Ruhe hofft! Und immer schweigen, immer schwei-

gen! Immer dieselbe klare Stirn zeigen, dasselbe ruhige Lächeln, dasselbe gehaltene Betragen . . ."

„Und hast Du nie gesprochen?"

„Wie sollte ich!" erwiderte er düster. „Wochen und Monate vergehen, und ich höre nichts, als das Rauschen ihrer Schleppe in den Fluren. Bei ihren Gesellschaften erscheine ich, ein geduldeter, kaum geduldeter Gast. Zwei Worte der Begrüßung, zwei des Abschieds — und von so armer Gabe habe ich jahrelang gelebt! — Es ist wahr," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „seit Weihnachten etwa bin ich glücklicher gewesen, und einmal, einmal vergaß ich mich so weit, daß ich sprach. Wenige Worte nur. Aber ich kam bald wieder zur Besinnung zurück, sie versteht es, Grenzen zu ziehen!"

„So ist sie hochmüthig?"

„Hochmüthig? Das Wort hat keine Beziehung zu ihr. Ihre Mutter ist es. Sie aber wandelt ihren Weg, unnahbar wie eine Fürstin, und ich bewahre meine Besinnung." Er sah ihr mit rührendem Flehen in die Augen. „Weißt Du kein Heilmittel für Dein krankes Kind, Mutter?"

„Trennung!"

Er schüttelte mit traurigem Lächeln den Kopf. „Es würde nichts nützen, ich gehöre ihr mit Leib und Seele, Vernunft und allen Sinnen. Und wenn ich über

den Ozean entflöhe, ich würde doch zurückkehren. Ich würde eilen, um, müßte es sein, vor ihrer Thür zu sterben — und würde mich glücklich preisen, träfe mich ihr letzter Blick in Liebe!"

„Ist Deine Liebe so stark, so gewaltig, so sehe ich wohl, Du mußt sie tragen!" sagte die Mutter traurig. „Doch wer weiß! Vielleicht bist Du ihr theuer!"

„Was bin ich ihr? Ein Beamter ihres Vaters! Und selbst, wenn ich ihr mehr wäre, wir stünden uns deshalb nicht minder ferne. Niemals wird ihre Familie unsere Verbindung sanktioniren, ich bin zu stolz, sie in das Elend einer ertrotzten Ehe zu stürzen und selber nur geduldet zu werden."

„Und mit dieser Last im Herzen willst Du zurückkehren und das aufreibende Leben fortsetzen!" rief die Mutter besorgt.

„Sorge nicht um mich, ich muß . . ."

Die Mutter erwiderte nichts mehr. Sie zog des Sohnes Haupt sanft an ihre Schulter, und der ernste Mann lag mit geschlossenen Augen an der Stelle, auf der er so oft als Kind geruht, und fand hier Trost und Ruhe in dem Leiden seiner reifen Jahre, wie er sie in den Schmerzen der Kindheit gefunden hatte.

XII.

Götzendiener.

In dem schönen neuen Hause, das neben dem alten der Simonis stand, saßen etwa acht Tage, nachdem Walter sein übervolles Herz der Mutter ausgeschüttet hatte, gleichfalls Mutter und Sohn zusammen im vertraulichen Gespräch. Es war gegen zwei Uhr Mittags; die helle Sonne schien durch die hohen Fenster, brach sich in tausend blitzenden Farben in dem Krystallschmuck der Kronleuchter und strahlte ihr Licht über die Oelgemälde, die in breiten Goldrahmen an den Wänden hingen. Allein das freundliche Himmelslicht konnte nur verstohlen durch unbeachtete Spalten dringen. Frau Kamilla liebte kein helles Licht, sie zog ein gewisses dämmeriges Helldunkel vor, das so schön an die venetianischen Meister des Blütenalters erinnerte und zudem den Vorzug hatte, daß es die Grenzen zwischen natürlicher Blässe und aufgelegtem Puder nicht leicht erkennen ließ.

Frau Kamilla Brückner hörte mit halbgeschlossenen

Augen ihrem Sohne Peter zu, der seinen niedrigen Sitz dicht an ihren Platz geschoben hatte und leise und eifrig zu ihr sprach. Die blassen zarten Züge der Mutter und die feinen und kleinen Profillinien des Sohnes zeigten in dieser nahen Stellung eine unverkennbare Aehnlichkeit, die durch den harten, ja grausamen Ausdruck beider hübschen Gesichter noch gesteigert wurde.

Wenn in Frau Kamillas Seele noch ein Gefühl lebhaft und stark war, so war es die Liebe zu diesem ihrem erstgebornen und ihr so ähnlichen Sohne. Sie sagte, und mit Recht, daß er ihr nie einen Schmerz, nie eine schwere Stunde bereitet habe, und in demselben Grade, in dem sie ihn liebte, haßte sie ihr Nichte Ginevra. Es gab ein gewisses Leuchten ihrer Augen, das nur eintrat, wenn Ginevras Name genannt wurde; so scharf, so voll des tiefsten Hasses, daß ein jeder erschrak, der diesen Blitz aufleuchten sah. Ein jeder außer Ginevra, die mit dem vollen, reinen, unerschrockenen Blick ihrer Augen den Ausdruck der Tante ertrug. Während der Sohn sprach, leuchtete der böse Blick, selbst unter den halbgeschlossenen Lidern erkennbar. Es mußte also von Ginevra die Rede sein.

„Und bist Du ganz sicher?“ fragte die Mutter, als der Sohn tiefathmend schwieg.

Er lächelte: ein kaltes häßliches Lächeln. „Habe ich mich je geirrt?“ fragte er gelassen.

„Das nicht!“ erwiderte sie mit aufleuchtendem Mutterstolz, der auf Augenblicke ihren kalten Zügen einen Hauch warmen Lebens verlieh. „Das nicht, allein täusche Dich nicht, sie liebt Dich nicht. Wenn sie nun doch im letzten Augenblicke zurücktritt?“

„So fliegt das Haus Cimoni in die Luft!“ versetzte er kalt. „Ich sage Dir ja, Mama,“ fuhr er nach einer Pause lebhafter fort, „sie kann mir nicht mehr entgehen! Ich habe meine Netze sicher gestellt, sie kann keinen Ausweg finden. Die Summen, die ich vorgestreckt habe, sind ungeheuer. Auf übermorgen sind die Wechsel fällig.“

„Alle auf übermorgen!“ unterbrach ihn Frau Kamilla. „Das ist wieder einmal recht klug von Julius gehandelt! Auf einen Verfalltermin so große Summen kommen zu lassen!“

Peter machte eine abwehrende Bewegung. „Gleichviel, es ist nun einmal so! Er kann sie nicht einlösen, ich weiß es bestimmt. Springe ich nicht im letzten Augenblicke bei, so ist der Bankerott unvermeidlich.“

„Und der Preis für Deine Hilfe?“

„Ginevras Hand!“

Er sprach diese Worte noch leiser und noch fester, als die vorhergegangenen.

„Noch eins, Mutter,“ versetzte er nach einer

kurzen Pause. „Tosky bewirbt sich um Erika, das geht nicht an.“

„Warum nicht?“ fragte sie unruhig.

„Es geht nicht!“ wiederholte er. „Zwei arme Heirathen hält unser Haus nicht aus.“

„So gieb Ginevra auf,“ sagte sie langsam.

Er fuhr auf, wie von einer Schlange gestochen. „Aufgeben? Ginevra aufgeben? Mama, Du kennst mich schlecht!“

„Ich begreife nicht, was Du an ihr findest!“ sagte sie mißmuthig. „Sie ist schön, sehr schön, das ist wahr. Aber sie ist eine kalte Natur, sie liebt Dich nicht. Ich kann nicht glauben, daß sie Dich glücklich machen wird.“

„Genug, Mama!“ bemerkte er abwehrend und verbarg sein Antlitz hinter der vorgehaltenen Hand. „Ich bin entschlossen, und damit genug! Wir kommen von unserm Thema ab!“

„Der Besitz unseres Hauses ist sehr groß,“ erwiderte sie nachdenklich. „Wenn Deine Heirath auch augenblicklich mit Verlusten verknüpft ist, so wird sich das späterhin ausgleichen.“

„Der Cimonische Besitz ist sehr groß, aber die Schulden, die darauf haften, sind noch größer. Auch im besten Falle gewinne ich nichts. Willigen wir in Erikas Heirath mit dem Officier, so muß immer gezahlt

werden, und kommt es schließlich einmal zur Erbtheilung, so bekommen Erich und Erika das Baarvermögen, und ich kann zusehen, wie ich die Firma ohne Kapitalien erhalte."

„Erich kann auch verdienen!" bemerkte die Mutter unschlüssig.

„Erich wird nie verdienen!" versetzte er ruhig. „Er hat nur Sinn und Geschmack für seine Studien. Das ist ganz gut, aber reich ist noch niemand dadurch geworden. Die einzige Aussicht bleibt Erikas Heirath. Wenn ihre Hand uns ein bedeutendes Kapital zuführt, so werde ich frei."

„Eine Heirath mit einem Officier würde keine pekuniären Vortheile bringen, aber doch gesellige," bemerkte sie zögernd.

„Gesellige Vortheile! Bah, Mama!" rief Peter verächtlich. „Glaubst Du, daß Tosky nicht fortzukommen suchen würde, sowie er das Goldfischchen sicher hätte!"

Es lag viel Wahres in allem, was er sagte, Frau Kamillas hellem Verstande war es bald klar. Aber trotz alledem sagte ihr der vornehme Schwiegersohn zu. Sie hatte sich zu tief in den Gedanken eingelebt, ihre Tochter als Frau von Toska zu sehen, um ihn sofort aufzugeben. Ehe sie noch antwortete, machte der Ein-

tritt ihres Mannes, der von der Börse kam, jedem ferneren Gedankenaustausch ein Ende.

„Nun," rief er in seiner roh scherzenden Weise, „hockt Ihr wieder einmal da und steckt die Köpfe zusammen? Heraus damit, Peter, was für Anschläge führst Du im Schilde?"

Die derbe Manier des Vaters hatte für Peters zarte Organisation etwas unsäglich Verletzendes. Er war nervös und körperlich schwach, daher war ihm alles Grobe und Lärmende äußerst zuwider; es irritirte ihn schon, wenn sich jemand unruhig bewegte. Sein Vater schlug jemandem, den er nicht leiden konnte, am liebsten gleich ins Gesicht, je derber desto besser; Peter zog vor, denselben mit einem Nadelstich hinterrücks zu treffen. Doch so sicher er auch dieser Waffen war, seinem Vater gegenüber bediente er sich derselben niemals. Theils fürchtete er die rücksichtslose Grobheit desselben, theils wollte er es nicht mit ihm verderben. Peter Brückner nahm im Komptoir seines Vaters eine so völlig unabhängige Stellung ein, daß er gern manches hinnahm, um sich dieselbe zu erhalten. So verschluckte er auch jetzt die wenig höfliche Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte, und versetzte gelassen:

„Wir haben Familienangelegenheiten besprochen."

„Na, da komme ich ja gerade recht!" rief Herr

Brückner gut gelaunt und warf sich auf einen der eleganten Polsterstühle, der unter der Last des schweren Mannes seufzte und stöhnte. „Ich habe Euch etwas mitzutheilen, aber zuerst, warum warst Du nicht auf der Börse, Peter?"

„Ich hatte dort nichts Besonderes zu thun," erwiderte der Sohn, angelegentlich die Spitzen seiner Lackstiefel betrachtend. „Die Interessen unseres Hauses waren ja genügend durch Dich vertreten."

„Hol' der Teufel meine Vertretung, wenn ich von drei Vierteln der Geschäfte nichts weiß, die Du abschließest!" brauste der Vater auf. „Julius hat sehr nach Dir verlangt. Was in aller Welt hast Du nur jetzt immer mit ihm zu thun, Ihr wollt Euch doch nicht associiren oder eine Bank gründen? — Na, thu, was Du willst!" setzte er besänftigt hinzu, als der Sohn nicht sofort antwortete, „Du wirst schon wissen, was Du zu thun hast. Nebenbei bemerkt, Julius sieht schlecht aus, er kommt mir verdammt gedrückt vor. Sie sagen, er hätte viel Unglück gehabt."

„Wer sagt das?" fragte Peter aufmerksam.

„Nun, dieser und jener, Heinrich Warburg, die Radkes und so," erwiderte der Vater gleichmüthig. „Nun zu unserer Angelegenheit. Warburg hat um Erika angehalten."

„Welcher?" rief die Mutter.

„Der alte oder der junge?“ rief Peter gleichzeitig.

„Welcher? ich begreife Dich nicht, Kamilla! Hugo Warburg natürlich!“ versetzte ihr Mann.

„Der Destillateur!“ rief sie enttäuscht.

„Pah, geh, Destillateur!“ sagte Herr Brückner verächtlich. „Ein reicher Mann ist er, ein steinreicher Mann, das ist die Hauptsache! Der dumme Junge, der Neffe, sollte mir kommen, mit seiner unbesoldeten Assessorstelle. Was soll das Alter, Peter? Ein Mann in den besten Jahren! Kaum über fünfzig!“

„Und Erika ist kaum achtzehn!“ bemerkte Frau Kamilla schüchtern.

„Die Partie ist gut,“ sagte Peter nach einem Augenblicke des Nachdenkens.

Frau Kamilla schwieg mit gerunzelter Stirne und zog ihr weißes Tuch dichter um sich. Der Destillateur war durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

„Du mußt nämlich wissen, Papa,“ sagte Peter mit einem Blick auf seine Mutter, „daß Mama für gut findet, Tosky zu protegiren.“

„Tosky? Was? Wie so? Bist Du närrisch geworden, Kamilla, daß Du Dich auf solche Possen einläßt? Du warst doch sonst eine verständige Frau!“

Frau Brückner warf ihrem Sohne einen bösen Blick zu, den er mit seinem gewöhnlichen kalten Lächeln ertrug. „Wozu haben wir unser Geld, wenn wir immer

bleiben, was wir sind, einfache Kaufleute!“ sagte sie erregt. „Machen wir kein Hehl daraus, wir sind eine heraufgekommene Familie. Leugne es nicht, Peter, Du strebst nach dem Adel. Glaubst Du, die Regierung werde den Schwiegervater und Schwager eines Branntweinbrenners in den erblichen Adelstand erheben? — Wenn Peter eine passende Partie macht, Erich studirt, und Erika einen adeligen Officier heirathet, so sind unsere Chancen jedenfalls viel besser. — Ueberlegt Euch das, und dann thut, was Ihr wollt!“ Damit erhob sie sich und verließ das Zimmer.

„Sie hat nicht so unrecht!“ bemerkte ihr Mann fast wehmüthig. „Aber im Grunde genommen ist das mit dem Adel doch nur eine Posse. Deshalb kann man doch keine Verluste erleiden!“

„Bewahre!“ bekräftigte der Sohn. „Erika muß natürlich Warburg heirathen, und mit dem Adel laß es nur gut sein, den bekommen wir auch noch, wenn sich denn Mama darauf versessen hat!“

Vater und Sohn begaben sich beruhigt zu Tische, wo sie Frau Kamilla bereits erwartete.

Das Herz und die Neigung derjenigen zu befragen, die doch allein in dieser Angelegenheit zu entscheiden hatte, war keinem der drei Berathenden eingefallen. Und wäre der Gedanke, daß Erika doch wohl gehört werden müsse, auch einem von ihnen in den Sinn ge-

kommen, so hätten sie ihn als eine lächerliche, in Geschäftssachen durchaus unstatthafte Sentimentalität einfach verworfen.

XIII.

Der Abend der Rückkehr.

Walter Harding kehrte von seiner Urlaubsreise zurück. Pünktlich, wie es seine Natur und die geregelte Ordnung des Hauses verlangte, nahm er seinen Platz in einer der düstern Comptoirstuben wieder ein, in denen selbst am Tage nur auf Stunden die Gasflammen erloschen. „Sie hätten nicht so pünktlich zu sein brauchen, lieber Harding," hatte der Prinzipal lächelnd gesagt, „es ist jetzt sehr still im Geschäft. Sie werden wenig zu thun finden." Walter wußte es sich nicht zu erklären, aber dieses Lächeln schnitt ihm seltsam ins Herz.

Die Urlaubszeit war ihm leichter verstrichen, als er anfangs gehofft hatte. Nachdem er der Mutter sein gequältes Herz eröffnet hatte, war ihm alles übrige erträglicher geworden. Nach und nach hatte selbst das einen wohlthuenden Einfluß auf ihn ausgeübt, was ihn zuerst erschreckt hatte, die tiefe Ruhe um ihn her. An Leib und Seele gestärkt, war er zurückgekehrt.

„Und wie hat sie diese Zeit verlebt?" so fragte er sich immer wieder, während er an diesem Tage, dem längsten und trübsten, den er noch verlebt hatte, an seiner Arbeit saß. Endlich, es war schon gegen Abend, machte ihn das Rollen eines leichten Wagens und das wohlbekannte Zeichen des Kutschers auffahren.

Er stürzte hinaus und kam gerade rechtzeitig, um den Schlag zu öffnen. Er hatte sich nicht getäuscht, Ginevra stieg aus. „Sie hier, Herr Harding?" sagte sie und ihre Hand bebte leise in der seinigen. „Sind Ihre vierzehn freien Tage schon abgelaufen?"

„Sie sind mir nicht so kurz erschienen!" erwiderte er. „Es scheint mir eine lange, lange Zeit verflossen zu sein, seit ich damals das Glück hatte, Sie begleiten zu dürfen, gnädiges Fräulein!"

„Sie haben recht!" sagte sie und zupfte, wie in Gedanken verloren, an dem Spitzenbesatz ihrer Handschuhe. „Es sind lange Tage verflossen seitdem, bange, düstere Tage für mich. Doch ich vergesse die Hauptsache. Wie haben Sie Ihre liebe Mutter gefunden und verlassen?"

„Besser, viel besser, als ich zu hoffen gewagt hatte! Ich denke, sie wird uns noch manches Jahr erhalten bleiben."

„Und Ihre bräutliche Schwester?"

„Sie genießt das reinste Glück."

„So sind Sie glücklicher gewesen als ich!“ versetzte sie seufzend und traurig. „Ich bin im Begriff, den einzigen Freund zu verlieren, den mir das Schicksal bisher gegönnt hat. Ich komme vom Sterbebette des Professor Krause!“

Sie reichte ihm bei den letzten Worten die Hand, die er an seine zitternden Lippen drückte. Wie lange sie so gestanden hatten, wußten sie nicht. Eine Thüre, die sich oben im ersten Stock öffnete, brachte beide zur Besinnung.

„Dies ist nicht der Ort für solche Gespräche!“ sagte sie gezwungen lächelnd und zog ihre Hand zurück. „Wir sprechen uns wohl später ungestört. Leben Sie wohl, Herr Harding.“

„Wo bist Du nur so lange geblieben?“ sagte die Mutter in gereiztem Tone, als Ginevra oben eintrat. „Dein Wagen ist doch längst hereingefahren?“

„Ich habe mit Harding gesprochen,“ sagte Ginevra.

„Schon wieder dieser unglückselige Harding! Ich muß gestehen, Du wirst mir immer unbegreiflicher. Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich auch diese fortwährenden Besuche bei einem kranken Herrn höchst sonderbar und unstatthaft finde.“

„Sie werden Dich nicht mehr lange ärgern, Mama,“ erwiderte die Tochter, mühsam ihre Thränen

zurückhaltend. „Der Professor wird die Nacht nicht überleben.“

Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, verließ Ginevra sie und eilte in ihre Stube. Hier brach sie zusammen. Den Kopf in die Kissen des Sophas gedrückt, lag sie schluchzend, während ein konvulsivisches Zucken von Zeit zu Zeit ihren Körper erschütterte.

„Ich kann nicht mehr!“ murmelte sie endlich verzweiflungsvoll. „Ich habe es getragen, geduldig getragen, aber meine Kraft ist zu Ende. O, Geliebter, wüßtest Du, was ich leide!“

Sie sprang auf und riß das Fenster auf, es wurde ihr so erstickend heiß und schwül im Zimmer. Die frische, feuchte Luft legte sich mild und beruhigend auf ihre erhitzte Stirne.

Unter ihr, im Arbeitszimmer ihres Vaters, sah sie schon Licht. Der weißhaarige Kassirer, der älteste Diener der Firma, kam über den Hof und trat in des Herrn Zimmer. Noch standen die Fenster in des Vaters Stube offen; in der Stille des Abends drang jedes Wort deutlich an Ginevras Ohr.

„Kommt Herr Brückner?“ fragte der Vater.

„Er wird sogleich kommen.“

„Sind die Posten alle bezahlt, Herr Claus?“

„Alle, Herr Simoni.“

Eine kurze Pause trat ein, während welcher der Vater die Quittungen durchzusehen schien.

„Noch eins, Herr Claus!“ begann der Vater wieder. „Sie haben seit langer Zeit ihr Gehalt anstehen lassen. Ich habe die Summe mit den Zinsen berechnet, hier ist sie. Sehen Sie die Berechnung durch.“

„Um Gott, Herr Simoni, Sie wollen mich alten Mann doch nicht ablohnen?“

„Ablohnen? Welch ein Wort zwischen mir und Ihnen, lieber Claus! Aber nehmen Sie, nehmen Sie! Ich muß alle meine Rechnungen abschließen.“

„Herr Simoni, ich verstehe Sie nicht!“

„So thun Sie einmal meinen Willen, ohne mich zu verstehen!“

„Weil Sie es wollen, gehorche ich!“

Der alte Mann verließ das Zimmer. Nach wenigen Augenblicken hörte Ginevra Peters Stimme: „Du hast mich zu sprechen gewünscht, Onkel?“ dann wurde das Fenster geschlossen, dichte Vorhänge rauschten herab. —

Ginevras Thränen waren plötzlich versiegt, mit Anstrengung hatte sie jedem Worte gelauscht. Jetzt legte sie beide Hände auf ihre pochenden Schläfen. „Was hatte der Vater mit dem Verhaßten zu besprechen?“

Nicht lange, und zwei Gestalten traten in die

Hinterthüre, in denen ihre aufs äußerste gespannte Aufmerksamkeit Walter und den alten Claus erkannte.

„Guten Abend, Herr Claus," begann Walter. „Wie geht es Ihnen? Ich habe Sie heute noch gar nicht zu sehen bekommen."

„Schlecht, Herr Harding!" erwiderte der alte Mann bekümmert.

„Sie sind doch nicht krank?"

„Das nicht, das nicht! Aber — es wird kein Mensch mehr aus dem Geschäfte klug!"

„Wenn Sie das schon sagen, Herr Claus, so muß es allerdings schlecht stehen!" versetzte Walter nachdenklich. „Was hat man gethan, während ich fort war?"

„So gut als nichts. Wir haben kleine Schulden bezahlt!"

„Was?" fragte Walter gedehnt.

„Kleine Schulden bezahlt, sage ich Ihnen!" beharrte der Kassirer. „Lumpenposten, kaum der Mühe werth. Arbeitern ihren rückständigen Lohn ausgezahlt, Handwerkern das Geld aufgezwungen, Wittwen und Waisen, die ihre Sparpfennige hier stehen hatten, unglücklich gemacht, denn wer gibt so hohe Zinsen, als unser Haus? Mir ist mein Gehalt ausgezahlt worden. — Ich glaube," fügte der alte Mann fast weinend hinzu, „Herr Simoni hat den Verstand verloren!"

Walter stieß einen leisen, langen Pfiff aus, wie als sei ihm plötzlich ein unerwartetes Licht aufgegangen. „So!“ murmelte er, „stehen die Sachen schon so? Nun, Herr Claus, den Verstand hat er doch wohl nicht verloren! Vielmehr scheint es mir, als wenn er sehr wohl überlegte, was er thut. Alter Freund, Sie verstehen ihn ebenso gut als ich!“

Ginevra sah, daß der alte Mann sein Haupt abwandte, wie um seine Rührung zu verbergen. Dann verließen beide den Hof. Eine sonderbar starre Ruhe war über sie gekommen. Leise schloß sie das Fenster und begab sich, scheinbar völlig gefaßt, in das Zimmer der Mutter.

XIV.

Onkel und Neffe.

Während der alte Kassirer und Walter im Hofe ihr kurzes Zwiegespräch hielten, fand eine Unterredung, ganz anderer Art über denselben Gegenstand im Arbeitszimmer des Chefs statt. Es war dies ein kleiner schmuckloser Raum, in dem ein Schreibtisch mit dem davor stehenden Lehnstuhle des Herrn, Bücherrepositorien und einige einfache Rohrstühle die ganze Einrichtung bildeten. Vielleicht war keine der vielen Stuben des Hauses so unverändert von Vater auf Sohn übergegangen, als dieses Arbeitszimmer, in dem jedes Stück bis auf die seltsam geformten Muscheln, die den obern Rand des Schreibtisches zierten, das Alter von mehr als einem Jahrhundert beanspruchen konnte. Der einzige neue Gegenstand, zugleich außer den Muscheln der einzige Schmuck des Zimmers, war ein über dem Schreibtische hängendes Brustbild Ginevras, von Professor Krause in ihrem sechzehnten Jahre gemalt. Der feine, von langen glänzenden Locken umwogte Mädchenkopf schien sich mit

den tiefblauen Märchenaugen verwundert und fragend in dem düstern Raume umzusehen.

Der letzte Erbe der Cimonis erhob sich von dem Platze, den er seit so manchen Jahren einnahm, als Peter Brückner mit den kühlen Worten eintrat: „Du hast mich zu sprechen gewünscht, Onkel?“ Mit zitternden Händen schloß Herr Cimoni das offene Fenster und ließ die dichten Vorhänge herab, wie um jede Möglichkeit auszuschließen, daß ein fremdes Auge Zeuge der Scene sein könne, die jetzt stattfinden sollte. Als er sich wieder dem Neffen zuwandte, war sein sonst so gütiges Antlitz starr und von einer fahlen Blässe bedeckt.

Mit stummer Handbewegung lud er den Neffen ein, auf dem Sitze Platz zu nehmen, den er verlassen hatte. Derselbe gehorchte, wobei ein flüchtiges Lächeln seine schmalen Lippen umspielte.

„Ich habe Dich rufen lassen, Peter,“ begann der Onkel endlich mit langsamer Stimme, der es anzuhören war, daß sich jedes Wort nur mühsam von den widerstrebenden Lippen rang, „weil ich Dir eine Bitte vorzutragen habe.“

Der junge Mann neigte stumm das Haupt zum Zeichen seiner Aufmerksamkeit.

Herr Cimoni fuhr schwer athmend fort:

„Du weißt, daß ich im letzten Jahre zu verschiedenen Zeiten große Summen auf Wechsel von Dir

erhalten habe. Diese Wechsel sind, wie ich gestern erst aus Deiner Liste ersehen habe, sämmtlich zum ersten April, also auf morgen, fällig. Ich gestehe," bei diesen Worten umspielte ein müdes Lächeln seine Lippen, „daß ich als schlechter Kaufmann gehandelt habe, als ich Dir die unterzeichneten Blanketts aushändigte und die Ausfüllung in blindem Vertrauen in Deine Hand legte. Ob Du dieses mein Vertrauen absichtlich getäuscht hast, als Du alle Wechsel auf denselben Tag ausstelltest, ob Du meinen Wunsch überhört hast, für jeden der spätern dieselbe Frist der Verfallzeit anzusetzen wie für den ersten, wollen wir ununtersucht lassen."

Herr Simoni hielt einen Augenblick inne, wie um dem Neffen Zeit zur Antwort zu geben. Da Peter den Kopf nur noch tiefer neigte, ohne zu sprechen, fuhr der Onkel mit herbem Schmerze fort: „Die Sache sei gekommen, wie sie wolle, jedenfalls wird durch die moralischen Motive nichts geändert. Wie es nun einmal liegt, verfällt die ganze Summe am morgenden Tage. — Ich habe Dich rufen lassen, um Dir mitzutheilen, daß ich außer Stande bin, die Wechsel morgen einzulösen, und Dich um Prolongirung derselben zu bitten."

Es blitzte seltsam in des jungen Mannes Zügen auf, ein triumphirendes, stolzes Leuchten. Aber nur

einen Augenblick, dann saß er wieder unbeweglich und schweigend.

„Du wirst dadurch keinen Schaden erleiden," fuhr der Onkel erleichtert fort, als nunmehr das Schwerste gesagt war. „Ich habe Unglück gehabt, aber noch bin ich nicht verloren. Das Frühjahr ist so rasch und plötzlich gekommen, daß es mir schweren Schaden gebracht hat. Große Bauholztransporte, auf deren Herbeischaffung durch Schlitten ich noch gerechnet hatte, sind theils liegen geblieben, theils verunglückt. Noch ist die Weichsel übergetreten und wild, sie hat mir meine polnischen Waldungen verwüstet, die sonst große Holzmassen liefern. Ich habe wichtige Bestellungen nicht annehmen können, die mich sonst aus jeder Verlegenheit gezogen hätten. Was rede ich viel davon! Ein Unglück kommt nicht allein, im schlimmsten Augenblicke sind mir Kapitalien auf Marienhof, und die Ziegelei gekündigt worden, die ich auszahlen mußte. Seit einigen Jahren trifft mich ein Schlag nach dem andern! — Genug der Klagen, dergleichen ist vorübergehend. Wem Zeit gelassen wird, der erholt sich schon wieder. Darum bitte ich Dich, prolongire die Wechsel und setze verschiedene Verfalltermine fest, damit ich die Posten nach und nach abtragen kann."

Der Onkel hielt tief aufathmend inne. Peter Brückner legte einen Bleistift, mit dem er bisher ge-

spielt, fort und erwiderte mit leiser, aber unerbittlich klarer und fester Stimme:

„Ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen, — die Wechsel sind nicht mehr in meiner Hand!“

Mit einem Stöhnen, das einem Angstschrei glich, preßte Herr Cimoni beide Hände vor die Stirne, die große Tropfen kalten Schweißes bedeckten. „Nicht mehr in Deiner Hand? Und wo, bei allem, was Dir heilig ist, sind sie denn?“

Peter zuckte kühl die Achseln. „Ein Wechsel, vom Chef des Hauses Cimoni & Sohn unterzeichnet, gilt oder galt doch wenigstens bis vor kurzem überall als baares Geld. Ich habe Zahlungen damit gemacht. Gott mag wissen, wo sie jetzt sind, in der vierten, fünften Hand vielleicht.“

Herr Cimoni war auf einen Stuhl niedergesunken. Sein erloschener Blick starrte düster vor sich hin, als sähe er keinen Ausweg mehr aus der tiefen Nacht der Verzweiflung, die sich rings um ihn her lagerte.

„Was thun? Um Gottes Barmherzigkeit willen, was thun?“ murmelte er. „Ich kann die Forderungen nicht erfüllen, kann dem Bankerott nicht vorbeugen, wenn mir nicht baares Geld geschafft wird, viel Geld, um das Mißtrauen zu ersticken, das sich schon unheimlich regt.“

„Und wer ist Schuld daran, daß das Mißtrauen

sich zu regen beginnt? Wer anders als Du selber!" sagte Peter unbarmherzig. „Du hast es Dir selber zuzuschreiben, Onkel! Warum seit Monaten diese sorgenvolle Stirne! Warum vor allem dieses ängstliche Ablohnen und Auszahlen kleiner Schulden! Pah, wie manches blühende Haus ist nur dadurch erhalten worden, daß sein Chef in schwerer Stunde der Welt eine klare Stirne gezeigt hat!"

„Verschone mich mit Deinen Grundsätzen, Peter!" erwiderte Herr Simoni rauh. „Ein jeder handelt, wie er handeln muß. Soll ich zu Grunde gehen, so sollen wenigstens nicht die Thränen der Wittwen und Waisen durch meinen Sturz vermehrt werden, so sollen mir nicht die Flüche treuer und betrogener Diener ins Elend nachfolgen. — Genug! Es wäre vergebens, davon zu sprechen. Weißt Du einen Rath und willst Du ihn geben, so sage mir: wo finde ich baares Geld?"

„Bei mir!" sagte Peter ruhig. Er stand auf und legte seine Hand auf des Onkels Schulter. „Bei mir!" wiederholte er, als er keine sofortige Antwort erhielt.

Der Onkel starrte ihn mit großen Augen an. „Unter welchen Bedingungen?" sagte er endlich.

„Ich mache nur eine einzige, und sie ist nicht schwer zu erfüllen!" versetzte Peter ausweichend. „Höre mich ruhig an, Onkel. Dein Kredit schwankt; gleichviel ob begründet oder unbegründet, er schwankt. Verweigerst

Du morgen die Zahlungen, so erhältst Du keine Prolongationen. Du mußt Deine Zahlungen einstellen, den Bankerott erklären, es wird ein Konkursverfahren eingeleitet werden. Dein Besitz ist groß; er wird genügen, Deine Gläubiger auszuzahlen, vielleicht bleiben Dir ein paar tausend Thaler. Du kannst Dich damit begnügen, Dich still zurückziehen, und wenn auch Deine Rolle in der großen Welt ausgespielt ist, so bleibt doch Deine Ehre unangetastet."

Peter Brückner sprach ruhig, gelassen und mit unbarmherziger Klarheit. Er schien eine Antwort zu erwarten. Als diese nicht erfolgte, fuhr er fort:

„Kannst Du dagegen morgen den Schlag abwenden, so wird es Dir leicht gelingen, nach und nach Theile Deines Besitzes zum vollen Werthe zu verkaufen und die dringendsten Schulden damit zu decken. Wenn Dir Zeit gelassen wird, wirst Du aus der Verwirrung herauskommen, und wenn der Umfang Deiner Besitzungen auch etwas verkleinert wird, so macht das wenig aus. Die ganze Frage ist also die: wo bekommst Du Geld her?"

„Baares Geld ist im Augenblicke rar," fuhr er fort, als der Onkel immer noch in düsterm Schweigen beharrte. „Die Zeit ist kurz. Ich zweifle, ob die Summe, die Du morgen brauchst, überhaupt in der Stadt disponibel ist. Selbst wenn Du in die Residenz

an die bekanntesten Geldmakler telegraphirtest, würdest Du das Geld nicht mehr rechtzeitig erhalten, abgesehen davon, daß Dein Kredit durch solche Maßregeln, die nie ganz geheim bleiben, unheilbar erschüttert werden würde. . . . Machen wir ein Ende. Du siehst, Du hast keine Hilfe von außen zu erwarten. Ich biete Dir meine Hand. Wahrscheinlich werden Dir die Wechsel morgen auf der Börse präsentirt werden. Bestelle die Leute in Dein Haus. Ich sorge, daß Deine Kasse gefüllt ist!"

„Und Deine Bedingung?" Herr Cimoni sah den Neffen forschend an. Es geschah Peter, was seiner eisernen Stirne nicht oft geschah, er erröthete und schlug die Augen nieder.

„Meine Bedingung ist leicht zu erfüllen, wie schon gesagt," erwiderte er langsam. „Du weißt, daß ich mich schon lange um Ginevra bewerbe. Bringe mir morgen vor der Börsenstunde ihr Jawort, und es geschieht, wie ich gesagt habe."

„Und ohne dieses Jawort?"

„Ziehe ich meine Hände aus dem Spiele."

„Es ist gut!" sagte Herr Cimoni nach langem Schweigen mit plötzlicher Fassung und stand auf. Es ist auf alle Fälle des Lebens gut, wenn man weiß, was man zu erwarten hat. Ich habe Dich lange aufgehalten. Gute Nacht, Peter!"

Er öffnete die Thüre und machte dem jungen Manne eine so unzweideutige Handbewegung, daß sich dieser bestürzt entfernte, ohne noch ein weiteres Wort hinzuzufügen. „Ich glaube wirklich, er hat plötzlich den Verstand verloren!“ murmelte er, die breiten Treppen seines Wohnhauses hinaufsteigend.

Als sich die Thüre hinter der schmächtigen Gestalt seines Neffen geschlossen hatte, starrte Herr Cimoni lange in düsterm Sinnen vor sich nieder, während sich ein gepreßtes Stöhnen seiner gequälten Brust entrang. Dann erhob er die Lampe zu dem Brustbilde seiner Tochter und blickte lange in die jugendlichen Züge. „Mein Kind, mein armes Kind!“ murmelte er.

Allmählich ging der Ausdruck starren Schmerzes in den einer stillen Fassung über. „Sei es denn!“ flüsterte er, die Lampe auslöschend. „Aber ich kann sie heute nicht mehr sehen!“

XV.

Der Schlag.

Ginevra saß allein in ihrem Zimmer. Vor ihre auf dem Nähtische lag ein schwarzgeränderter Brief, dessen wenige Zeilen sie gelesen und wieder gelesen hatte; er enthielt in kurzen Worten die Anzeige von dem bald nach Mitternacht erfolgten Tode des Professors.

Vor einer Stunde hatte Ginevra diesen Brief empfangen, und noch immer konnte sie die Nachricht nicht fassen, die er enthielt. Ihre Thränen hatten die feinen Schriftzüge fast verlöscht und immer noch war es ihr gleich unmöglich, sich vorzustellen, daß dieser hohe Geist, der sie so lange geleitet hatte, wirklich auf immer von dieser Erde verschwunden sei, und nichts zurückgeblieben, als die leblose Form.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihre stummen Thränen. Der Kammerdiener fragte an, ob der Kommerzienrath sie sprechen könne. Sie nickte stumm. Nicht lange darauf hörte sie den Schritt ihres Vaters,

der ihr ungewöhnlich schwer und schleppend erschien. Als er eintrat, erschrak sie über seine Blässe.

„In Thränen, liebes Kind?“ fragte er besorgt.

Sie reichte ihm schweigend den schwarzgeränderten Brief. Der Vater überflog die wenigen Zeilen. „Du hast Unglück, armes Kind!“ sagte er schmerzlich.

„Ueber dieser schmerzlichen Nachricht vergesse ich ganz, nach Deinem Befinden zu fragen, lieber Vater!“ versetzte sie nach langem Schweigen. „Dein gestriges Unwohlsein scheint doch nicht so ganz leicht gewesen zu sein, Du siehst noch sehr blaß und angegriffen aus. Ich wollte noch nach Dir sehen, aber Johann ließ mich nicht eintreten. Er sagte, es sei Dein Befehl, nicht gestört zu werden.“

„Johann ist ein zuverlässiger Mensch,“ sagte er ruhig. „Wegen meiner Blässe ängstige Dich nicht; es wird bald vorüber sein!“

„Willst Du nicht lieber doch den Arzt kommen lassen?“ bat sie beunruhigt.

„Bewahre!“ versetzte er abwehrend. „Ich gebe Dir mein Wort, es wird bald alles gut sein. Doch ich habe mir diese eine Stunde reservirt, um noch einmal recht behaglich mit Dir zu plaudern, ehe ich — ehe ich auf die Börse gehe; nicht, um von meiner Gesundheit zu reden!“ fuhr er fort, sich matt zurücklehnend. „Wir haben in der letzten Zeit wenig von einander gesehen,

Ginevra. Ich habe viel zu thun gehabt und war oft nicht in der Stimmung; Du hast es mir nicht für Kälte ausgelegt, mein Kind?"

„Lieber Vater!"

„Nicht! Das freut mich. Sieh, Ginevra," und er warf einen prüfenden Blick auf die Bücher, die den Nähtisch bedeckten, „mein Leben lang bin ich im Kampfe gewesen zwischen der Bestimmung der äußeren Verhältnisse und dem inneren Hang der Natur. Dir ist es leichter gemacht worden, Du hast frei ausbilden dürfen, wozu Dein Herz Dich trieb. Nun sage mir, liebes Kind, diese Bücher, mit denen Du Dich zu beschäftigen liebst, diese hohen Geister, mit denen Du verkehrst, würden sie Dir die Kraft geben, zu ertragen, Dich aufrecht zu halten im Unglück?"

„Wenn sie es nicht thäten," erwiderte sie mit schwermüthigem Lächeln, „so wäre es wahrlich nicht ihre Schuld, sondern lediglich die meiner eigenen Unvollkommenheit, meines nur halbfertigen Verständnisses."

Er neigte zustimmend das Haupt. „Es ist sonderbar," sagte er dann, „wie das Leben so eigenthümlich mit den Menschen waltet! Mir hat das Schicksal aufgebürdet, was tausende sich heiß ersehnen, die Last des Reichthums. Du, mein Kind, bist im Reichthum geboren, im Reichthum erzogen, hast nie im Leben etwas anderes gesehen als Reichthum. Würdest

Du sein können ohne den Glanz, der Dich stets umgeben hat?"

„Ich schätze gering, was mir oft lästig ist!" sagte sie ernst. „Soweit man sich selbst kennt, glaube ich sagen zu dürfen, daß der Goldglanz meine Seele noch so ziemlich unbefleckt gelassen hat."

„Gott sei Dank!" versetzte er feierlich. „Noch eins, ehe ich Dich verlasse," setzte er in leichterem Tone hinzu. „Peter wirbt um Deine Hand."

„Peter!" Alles Blut wich aus ihren Wangen. „Peter!" wiederholte sie. „Vater, das ist eine Beleidigung!"

„Denke noch einmal nach, ehe Du Dich entscheidest."

„Vater!" sagte sie mit bebender Stimme, „dabei ist nichts zu bedenken! Ich hege nur zwei Empfindungen für ihn, von denen ich nicht weiß, welche die stärkere ist: Haß und Abscheu!"

„Du würdest ein Leben voller Entbehrungen dem Leben an seiner Seite vorziehen?"

„Jedes! jedes!" rief sie erregt.

„Es ist gut, ganz gut!" erwiderte er wie träumerisch. „Du hast ganz recht, liebes Kind. Er ist ein schlechter Mensch. Ich wollte es Dir nur mittheilen, damit Du mir später keine Vorwürfe machen kannst, wenn — —"

Er stand auf und nahm ihre beiden Hände in die seinen. „Es ist doch schade um diese Hände! Sie sind

schön, mein Kind, sehr schön! Sie sind zart und doch kräftig. Es ist doch schade, daß solche Hände arbeiten sollen!"

„Aengstige Dich nicht um mich, Vater!" bat sie. „Wenn uns Verluste bevorstehen, ich fürchte sie nicht, ich helfe Dir, sie zu tragen. Wenn wir den Luxus aufgeben müssen, was thut es! Unsere Herzen hängen nicht daran. Laß uns eine kleine bescheidene Heimat gründen, gleichviel wo! So viele Menschen sind zufrieden mit wenigem, warum nicht auch wir!"

Er streichelte liebkosend ihr glänzendes Haar. „Es ist zu spät!" sagte er sanft. „Nichts mehr davon! — Du vergißt Deine Mutter. Sie würde uns keine Ruhe lassen, so lange noch Hoffnung wäre."

Die Uhr auf dem Kamine schlug die zwölfte Stunde. Er schrak zusammen und zählte langsam die zwölf silberhellen Schläge. „Sieh da, die Börsenstunde! Sie überrascht mich im Geplauder mit Dir. Sieh auf, Ginevra! Sieh mir noch einmal voll in die Augen, liebes Kind! So!" und er küßte ihre Stirne; „jetzt ist es genug! Du weißt, Ginevra, daß ich Dich immer sehr geliebt habe?"

„Ich weiß es, Vater."

„Und Du willst an meine Liebe glauben, auch wenn Beweise gegen mich zeugen?"

„Immer, Vater! Immer!"

„Auch wenn Du selber irre wirst?“

„Ich werde nicht irre, wo ich liebe!“

„Ich danke Dir!“ sagte er leise und zog sie an sein Herz. „Und nun noch einmal, lebe wohl, mein Kind!“

„Vater!“ bat sie ihn festhaltend, „gehe heute nicht auf die Börse! Du bist noch nicht ganz wohl! Du bist erregt, ich fühle, wie Dein Herz klopft.“

„Es wird bald alles vorüber sein!“ unterbrach er sie, sich mit sanfter Gewalt losmachend. „Adieu, mein Kind! Grüße Deine Mutter.“

„Du wirst doch pünktlich um zwei zurück sein? Mama erwartet Tischbesuch.“

Er lächelte flüchtig. „Sage Deiner Mutter, sie soll nur anfangen lassen, auch wenn ich erst später zurückkommen sollte.“

Er ging. Mit beklommenem Herzen lauschte Ginevra seinen verhallenden Schritten. Sie trat an das Fenster und sah den Wagen, der eben vorfahren wollte. Diese feurigen Rappen, diese Dienerschaft in der vornehmen dunklen Livree, wie lange sollte ihr das alles noch gehören? Was lag so dumpf und schwer auf dem Vater und dem ganzen Hause?

Gegen zwei Uhr fanden sich die Gäste ein, beide Hellwigs und Brückners. Peter ließ sich entschuldigen, und Erich war bereits vor einigen Tagen an seinen neuen Bestimmungsort abgereist. Peters Absage war

für Ginevra eine geheime Erleichterung, sie begann zu hoffen, die schweren Wolken würden sich heben, die ihr Herz und Sinn bedrückten, denn der Vater war schon um halb zwei von der Börse zurückgekehrt und war gleich in sein Zimmer gegangen.

Ruhig sprechend saß sie mit Arthur von Hellwig und Erika zusammen. Sie sprach von der kurzen Krankheit und dem Tode des Professors. Nach all dem wirren Denken und Ringen der letzten Stunden war eine plötzliche Ruhe und Fassung über sie gekommen, die sie selber in Erstaunen setzte. Zudem, der Vater war zurückgekehrt. Wenn auch wirklich ein Theil des Vermögens verloren ging, was lag daran?

So arbeiteten ihre rastlosen Gedanken, während ihr Mund andere Worte sprach. Nach und nach verstummte sie gänzlich. Ihr war, als sei sie in einer Wolke entrückt, nur undeutlich und wie aus weiter Entfernung hörte sie Arthur mit Erika die Unterhaltung fortsetzen. Wie unklares Brausen schlugen die Worte an ihr Ohr, die am andern Tische gewechselt wurden. Warum sah die Tante sie so prüfend und kalt durch die Lorgnette an, warum starrte der Onkel so auf sie? Wußten sie, was dem Vater bevorstand? Und wenn sie es wußten, warum halfen sie ihm nicht? Ein wilder Zorn stieg heiß in ihrem Herzen auf und des Onkels Augen senkten sich vor ihrem Blicke.

Dann wieder war ihr, als höre sie von Arthurs Lippen den Namen Tosky nennen und als zucke dabei ein freudiger Schein über Erikas Gesicht; dann trat der Kammerdiener ein und meldete, der Herr sei sehr müde nach Hause gekommen und habe sich zu Bette gelegt. Sie fühlte sich an Arthurs Arm zu Tische geführt. Plötzlich schrak sie heftig zusammen und sagte: „Um Gottes willen, was war das?"

„Was?" wurde bestürzt gefragt.

„Habt Ihr nichts gehört? Keinen Schrei?"

„Du träumst!" sagte die Mutter unwillig.

„So, so, ich träume!" versetzte Ginevra langsam und strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Ich träume! Haben Sie auch nichts gehört, Arthur?"

Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Ihre Mutter hat recht. Sie waren wirklich abwesend," sagte er leise.

Man setzte sich zu Tische, allein so großen Zwang sich auch Ginevra anthat, es wollte kein Bissen über ihre zitternden Lippen. „Ich bitte um Verzeihung!" sagte sie endlich aufstehend. „Ich muß einmal nach dem Vater sehen."

Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte sie fort. Im Vorzimmer des Vaters fand sie den Kammerdiener, der ihr die Thüre des Schlafzimmers

vertrat und bittend den Finger an den Mund legte. „Der Herr wollen nicht gestört sein!“ flüsterte er. — Wie am Abend vorher, so auch jetzt, trat die Tochter vor dem vertrauten Diener zurück. „Haben Sie nichts gehört, Johann?“ fragte sie angstvoll.

Der Diener zögerte. „Einen leisen Schrei und ein Stöhnen!“ erwiderte er mit Widerstreben. „Ich wollte herein, die Thür war von innen verschlossen. Der Herr muß mich gehört haben. „Laß gut sein, Johann; es ist schon vorüber!“ rief er mir zu. — Es wird ein Schwindel gewesen sein!“ setzte er beschwichtigend hinzu, als Ginevra in stummer Verzweiflung die Hände rang.

„Und jetzt ist es ganz still?“

„Ganz still! Der Herr müssen sehr fest schlafen. Horchen Sie selber, Fräulein Ginevra, man hört nichts.“

„Auch nicht den leisesten Athemzug!“ sagte Ginevra etwas beruhigt. „Sie halten gute Wache, Johann?“

Der alte Diener lächelte statt aller Antwort.

Sie eilte zurück und nahm ihren Platz wieder ein. „Der Vater muß doch sehr unwohl sein, er schläft ganz fest,“ bemerkte sie auf die Frage der Mutter.

„Der Schlaf wird ihn wieder herstellen!“ beruhigte Arthur.

Sie reichte ihm dankend die Hand, allein das schwere Herz war ihr nicht erleichtert.

Ihre gedrückte Stimmung theilte sich den Gästen mit. Man sprach, ohne daß einer recht auf den andern hörte, man aß, ohne zu genießen, hastig, ohne die feierliche Langsamkeit des Diners zu beschleunigen.

Ginevra hatte bemerkt, worauf keiner der anderen geachtet hatte, daß seit einigen Minuten ein Kommen und Gehen, ein halb unterdrücktes Rufen und Fragen in den untern Räumen des Hauses herrschte. Jetzt stürzte ein eiliger Schritt die Treppe hinauf, und ohne das „Herein“ der Wirthin auf ein hastiges Klopfen abzuwarten, trat Walter Harding ein, einige längliche Streifen Papiers in der Hand.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe!“ sagte er mühsam athemholend. „Ist Herr Cimoni nicht hier?“

„Mein Mann ist unwohl, Sie können ihn jetzt nicht sprechen!“ sagte Frau Cimoni hochfahrend.

Wie Hilfe suchend, blickte Walters Auge umher und blieb auf Ginevra ruhen. „Wenn ich keinen Zutritt erlangen kann, so sind Sie vielleicht so gütig, gnädiges Fräulein, meine Botschaft zu übernehmen!“ Mit

stummem Neigen des Hauptes folgte sie ihm in den Korridor.

„Es herrscht unten eine grenzenlose Bestürzung," sagte Walter leise und hastig. „Es sind Wechsel an unserer Kasse präsentirt worden, Wechsel auf große Summen. Die Besitzer behaupten, von Herrn Cimoni selber auf vier Uhr herbestellt worden zu sein; ich zweifle nicht, daß sie wahr sprechen. Der Kassirer ist nicht benachrichtigt, nichts vorgesehen in der Kasse, kein Geld."

Ginevra lehnte zitternd an der Wand. „Wer hat die Wechsel? Befreundete Firmen?"

„Leider nein! Geldmäkler, Fremde, zweifelhafte Leute, die mit ungezogener Rohheit auf ihrem Rechte bestehen."

„Die Unterschrift ist echt?" — „Unzweifelhaft!"

Es trat eine Pause ein. Beide sahen sich stumm an.

„Soll ich etwa Herrn Brückner — —?" begann Walter zögernd.

„Nein, nein, nur dieses nicht!" rief Ginevra schnell. „Es wird mir schwer, wir müssen den Vater wecken!"

Der Diener war noch auf dem Posten. „Ist mein Vater aufgewacht, Johann?"

„Ich habe noch nichts gehört!"

„So müssen wir ihn wecken."

Mit bebender Hand drückte Ginevra auf die Thür=

klinke. Dieselbe gab nach, aber die Thüre öffnete sich nicht, sie war von innen verschlossen. Sie klopfte — keine Antwort; sie rief — es blieb alles still.

„Der Vater muß sehr fest schlafen!“ sagte sie endlich tonlos, ohne Walter anzusehen.

„Wir müssen das Schloß aufbrechen lassen. Holen Sie den Schlosser, Johann.“

Der alte Mann eilte davon.

Auf den Fluren und der Treppe wurden mißtönende Stimmen hörbar. „Wir wollen unser Geld! Unser Geld! Wo ist der Mensch, der uns unser Geld nicht auszahlt?“

„Erbarmen Sie sich meiner, Walter,“ flehte Ginevra außer sich. „Halten sie die Meute fern!“ In der Erregung dieses Augenblicks vergaß sie alles. Noch nie hatte sie seinen Vornamen genannt.

Walter gehorchte. Im nächsten Augenblicke hörte sie seine Stimme, klar, fest und wohltönend.

„Der Herr ist krank; noch habe ich ihn nicht sprechen können. Gehen Sie in das Zimmer, das man Ihnen angewiesen hat, dorthin werde ich den Bescheid bringen. Sie werden Ihr Geld erhalten; noch nie ist ein Wechsel unseres Hauses uneingelöst geblieben.“

Dann wurde es still, die Schritte zogen sich zurück.

„Ich habe versprochen, wovon ich nicht weiß, ob ich

es halten kann," murmelte er zurückkehrend. „Gleichviel! Für die nächste halbe Stunde haben wir Ruhe!"

Der Schlosser kam. Es kostete große Mühe, den von innen steckenden Schlüssel zu entfernen. Endlich gelang es, er fiel mit lautem Geräusch zu Boden. Ginevra horchte von neuem; es blieb still. Mit stummem Wink befahl sie dem Schlosser, den Dietrich zu gebrauchen. Er gehorchte; als er jedoch die Thür öffnen wollte, kam sie ihm mit rascher Geistesgegenwart zuvor. „Es ist gut!" sagte sie zu dem Verblüfften. „Der Diener wird Sie für Ihre Mühe bezahlen!" Der Schlosser ging, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd.

Mit erloschenem Blicke sah Ginevra zu Walter auf. „Lassen Sie mich allein!" bat sie. „Was ich auch sehen werde, ich muß allein eintreten!"

Ehrfurchtsvoll trat Walter zurück. Die Thüre schloß sich hinter Ginevras Gestalt. Er lauschte mit Anstrengung; kein Wort, kein Schrei, kein Ausruf, alles blieb still, dieselbe entsetzliche lautlose Todesstille. Endlich öffnete sich die Thüre wieder. „Treten Sie ein, Herr Harding," sagte Ginevra mit scheinbarer Ruhe. „Es kann ja doch nicht verborgen bleiben!"

Walter gehorchte. Julius Cimoni, der reiche Mann, dessen ganzes Leben im Ueberfluß verflossen war, lag auf dem kleinen Sopha, das er seit seiner Knabenzeit gebraucht

hatte — starr und todt. Nur ein winziges Fläschchen, das neben ihm auf dem Teppich am Boden lag, verrieth die Art seines Todes.

„Drücken Sie ihm die Augen zu, nehmen Sie das Fläschchen an sich!“ bat Ginevra schaudernd. „Ich kann es nicht!“

Sie sank auf die Kniee nieder und barg das Haupt und die starren, thränenlosen Augen in den Kissen des Sophas, während Walter das gebrochene Auge des Todten schloß — so fand sie die herbeigerufene Mutter.

XVI.

Wiedererwachen.

Als die Mutter Ginevra aus ihrer knieenden Stellung aufrichten wollte, hatte sie sich schaudernd dichter an das Sopha geschmiegt, auf dem des Vaters entseelter Körper lag; erst Walters leisem Bitten war es gelungen, sie zum Aufstehen zu bewegen. In dem blassen Gesicht mit den fast bewußtlosen Augen konnte man keine Spur irgend eines Verständnisses entdecken. Sie war still stehen geblieben, den Blick ins Leere geheftet; als man sie hinwegführte, hatte sie sich nicht widersetzt.

Es war Nacht geworden und wieder Tag. Jetzt dämmerte der zweite Abend herein und keine Aenderung in Ginevras Zustande! Sie hatte sich am Morgen erhoben, auch die Trauerkleidung ohne Widerrede angelegt, die das Kammermädchen vorbereitet hatte. Dann schien ihr eine plötzliche Erinnerung zu kommen, sie hatte das schwarze Kleid befühlt und war in dumpfem Stöhnen zusammengesunken. Das Mädchen brachte sie aufs

Sopha, da lag sie seitdem fast ohne Bewegung. Sie schlief nicht, sie nahm keine Nahrung zu sich, sie sprach nicht, sie weinte nicht. Ihren starren, ausdruckslosen Augen sah man an, daß sie nichts von dem begriff, was um sie herum vorging.

Der durch Arthur von Hellwig sofort herbeigerufene Arzt war in äußerster Bestürzung. Vergebens erschöpfte er alle seine Mittel, Ginevras Zustand blieb derselbe. Er ließ den Prediger holen, der Ginevra eingesegnet hatte, aber es war ersichtlich, daß sie die warmen und herzlichen Worte des Greises nicht verstand. Derselbe entfernte sich betrübt und versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen. Der Arzt bat die Mutter, bei ihr zu bleiben, allein der Ausdruck in Ginevras Zügen wurde so schmerzlich und wild, daß der geängstigte Mann die hoffnungslos schluchzende Frau wieder entfernte. Er bat, daß Erika geholt werde. Walter, der sofort davoneilte, wurde nicht vorgelassen, er erhielt den Bescheid, das Fräulein sei von den Scenen des vorhergegangenen Tages noch so angegriffen, daß man sie unmöglich einer zweiten Erschütterung aussetzen könne. Verzweiflungsvoll kehrte Walter zurück.

„Was thun? Um Gottes Barmherzigkeit, was thun?“ Walter beachtete nicht mehr, daß die Todesangst in seinen Blicken sein sorglich gehütetes Geheimniß allen denen preisgab, die Augen hatten, zu sehen.

Er stand im Flur und umschlang in seiner Seelenangst beide Hände des Arztes. „Helfen Sie!“ flehte er. „Helfen Sie, rathen Sie, was kann man noch thun?“

„Ich bin zu Ende!“ sagte der Arzt bekümmert. „Wenn jetzt noch jemand helfen kann, so sind Sie es!“

„Ich!“ Walter erschrak; aber es war zu spät zum Leugnen. „Was kann ich thun?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Sie kennen Fräulein Cimoni besser als ich. Ihre fehlerlose Gesundheit und ihre Abneigung gegen Medikamente haben mich immer fern von ihr gehalten. Wenn Sie etwas wissen, was sie besonders erschüttern kann, so reden Sie ohne Umschweife. Leben und Tod steht auf dem Spiele, vielleicht noch mehr.“

„Noch mehr!“ sagte Walter dumpf.

„Ein feiner und hoher Geist! Das nenne ich mehr als das Leben!“ versetzte der Arzt ausdrücklich.

Walter schwieg. „Wir müssen ihr etwas geben, was die Erinnerung an ihren Vater sofort wachruft!“ fuhr der Arzt nachdenklich fort. „Ich würde sie an die Leiche führen, wenn ich nicht fürchtete, die Erschütterung könne eine zu gewaltsame sein. Wissen Sie nichts? seinen Ring, seine Uhr, ein Bild — sei es, was es sei!“

„Herr Cimoni trägt einen Ring am Finger, ein kleines dünnes Goldreifchen,“ sagte Walter zögernd.

Sie hat es ihm einmal als Kind gekauft. Wie wäre es mit dem —!“

„Versuchen wir es!“ seufzte der Arzt.

Mit leiser Hand zog Walter den kleinen Ring von dem starren Finger des Todten.

„Sie müssen ihn ihr anstecken!“ sagte der Arzt abwehrend, als er ihn übergeben wollte.

Walter widersprach nicht. Beide Männer kehrten zu Ginevras Thüre zurück, die der Arzt behutsam öffnete, dann aber hinter Walter schloß, ohne selber einzutreten.

Zum ersten Male stand Walter im Zimmer der Geliebten. Ach, es war nicht mehr der behagliche, verschwenderisch geschmückte Raum früherer Tage! Die eleganten Möbel standen verschoben und staubbedeckt, noch lag der Anzug vom Tage vorher über einen Stuhl nachlässig hingeworfen, niemand hatte daran gedacht, die strenge Ordnung des Hauses aufrecht zu halten. Die Fenster waren verhangen, eine gedämpfte Lampe warf ein undeutliches, dämmeriges Licht über die verstreuten Gegenstände, in ihrem Schein sah der Eingetretene eine schwarzgekleidete zusammengekauerte Gestalt auf dem Sopha liegen.

Walter bemerkte das alles, und doch sah er sich eigentlich nicht um. Es war, als seien seine Sinne zehnfach verschärft worden. Namenlose Trauer und

namenlose Seligkeit erfüllten sein Herz, als er sich über die Geliebte neigte, der er noch nie so nah, so vertraulich nah gewesen war. Mit sanfter Gewalt löste er ihre festverschlungenen Hände und steckte den Ring an ihren Finger. Die Berührung des kalten Metalls machte sie zuerst schaudern, dann wurde sie aufmerksam. Sie betrachtete den kleinen Goldreif. Walter sah, daß sie ihn erkannte. Ihre Brust hob und senkte sich; in erschütterndes Schluchzen ausbrechend, barg sie ihr Haupt in den Kissen.

Noch einen Augenblick neigte sich Walter über sie, dann erhob er sich leise, winkte dem Kammermädchen, das sich bei seinem Eintritt am Fenster erhoben hatte, sich zu nähern, und verließ die Stube leise, wie er gekommen war.

„Der Kampf ist gewonnen, sie weint!“ sagte er zu dem unruhig wartenden Arzt.

„So kann ich hier nichts weiter thun!“ sagte derselbe aufathmend. „Die Mutter weint sich nicht todt. Darf ich Sie nach Hause bringen? Mein Wagen wartet.“

Walter lehnte das freundliche Anerbieten dankend ab. Obgleich voraussichtlich auch für ihn nichts mehr zu thun war, so konnte er es doch nicht übers Herz bringen, das Haus schon zu verlassen. Er begab sich in das Komptoir und setzte sich dort an das Fenster, durch

dessen Gitter er auf das immer rege Gewoge und Gewühl der Straße blickte.

Die Gedanken fluteten in seinem Haupte, und dazwischen beobachtete er die Kreise des Lichtes, die der Laternenschein draußen auf der Straße bildete, und wunderte sich über die Menge der Fußgänger, die schweigend und eilig vorüberglitten. Plötzlich fuhr er aus seinem Sinnen auf, die Thüre des Komptoirs wurde geöffnet. Sollte Ginevra —! Doch nein! Ihr Kammermädchen stand auf der Schwelle, ein brennendes Licht in der Hand.

Das arme Geschöpf war blaß und verweint. Mit schüchternem, fragendem Blicke suchte sie bei dem unsichern Scheine des flackernden Lichtes in dem dunklen Raume umher, und ihr trüber Blick erhellte sich erst, als sie Walters ansichtig wurde. „Ach, Herr Harding," sagte sie, „ich habe Sie gesucht. Das Fräulein möchte mit Ihnen sprechen."

Walter antwortete nicht; sie stiegen schweigend die dunkle Treppe hinauf.

Ginevra trat ihnen entgegen. Ihre Augen blickten müde und verweint, allein es glänzten keine Thränen mehr darin. Das Kammermädchen zog sich zurück.

„Das gute Kind!" sagte Ginevra, ihr nachblickend. „Sie hat mehr Thränen für mein Unglück, als ich selber. — Setzen Sie sich, Herr Harding," fuhr sie zu

diesem gewendet fort. „Verzeihen Sie, daß ich Sie habe rufen lassen. Mir war so entsetzlich einsam zu Muthe.“

Walter verneigte sich schweigend. In dieser Stunde, in der das Weib, das er liebte, sich Schutz suchend zu ihm wandte, waren seine sonst so beredten Lippen stumm.

„Ich bin völlig außer Stande, die Folgen des gestrigen Tages zu übersehen,“ fuhr sie mit matter Stimme fort. „Noch habe ich nichts empfinden, nichts bedenken können; nicht einmal die Trauer — den Schmerz —“ aufsteigende Thränen erstickten ihre Worte.

Walter nahm ihre beiden, jetzt fieberheißen Hände in die seinen. „Sprechen Sie sich aus, theures Fräulein!“ bat er leise und innig. „Lassen Sie sich ganz gehen! Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können und daß ich Ihnen manches erklären kann.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie etwas beruhigt. „Nun sagen Sie mir — ist das Begräbniß schon festgesetzt?“

„Auf übermorgen.“

„Uebermorgen!“ Sie athmete schwer.

Walter schwieg.

„Der Konkurs ist eröffnet?“ fragte sie wieder.

„Er ist heute erklärt worden.“

„Und wie stellen sich die Dinge?“

„Noch ist nichts zu übersehen."

„Ich sehe an Ihrer Miene, daß Sie die Sachlage bereits so ziemlich übersehen. Ob aus dem großen Schiffbruch, der bereits das theuerste Leben verschlungen hat, noch ein paar arme Trümmer gerettet werden können, darnach frage ich nicht, mein Freund! Was mich ängstigt, ist vielmehr, werden wir im Stande sein, die Schulden zu decken? Wird niemand, auch nicht der Aermste und Geringste, das Vertrauen beklagen, das er in meinen Vater gesetzt hat?"

„Ihr Vater hat selber gesorgt, daß die Armen und Beladenen nicht mit ihm in den Abgrund gerissen werden. Alle Forderungen der Art sind berichtigt. Die ganze letzte Zeit hat er gearbeitet, um jede kleine Schuld zu tilgen. Was die großen Kapitalien betrifft — in dieser Stunde darf ich Sie nicht täuschen — so stehen sehr große Forderungen aus."

„Wird es möglich sein, dieselben zu decken?" Ginevras Auge hing in Todesangst an Walters Lippen.

Er senkte den Blick. „Ich kann es noch nicht sagen."

Sie athmete schwer. „Nehmen Sie hin, alles, alles! Leider verstehe ich nicht viel davon! Ich weiß, daß manchmal der Winkelzug gebraucht wird, einen Theil des Vermögens oder des Besitzes der Frau zu

schenken. Es hat sich keine Schenkungsakte der Art vorgefunden?“

„Nichts!“

„So gehört unser ganzes Besitzthum den Gläubigern!“

„Das ganze, ausgenommen das persönliche Eigenthum von Ihnen und Ihrer Frau Mutter.“

„Es muß auch hingegeben werden, wenn das andere nicht genügt!“ murmelte Ginevra.

„Sie sind nicht allein!“ bemerkte Walter zögernd.

„Sie haben Recht, meine Mutter! Haben Sie sie heute gesehen?“

„Ich wollte sie in Geschäftssachen sprechen, wurde aber nicht vorgelassen.“

„Arme Mutter! Ich muß jetzt suchen, ihr mehr zu sein, als bisher!“

Sie schwieg. Walter nahm an, daß sie ihn für heute nichts mehr zu fragen habe, und erhob sich. „Darf ich hoffen, Sie morgen wieder zu sehen?“ fragte er.

„Lieber Freund!“ sagte sie, traurig zu ihm aufsehend, „die Zeiten des Ceremoniells sind vorüber! Sie sind willkommen, so oft Sie wollen!“

Er küßte schweigend ihre dargebotene Hand und ging still davon. Nie hatte er sie mehr geliebt als jetzt, nie waren seine Lippen verschwiegener gewesen.

XVII.

Peter.

Peter Brückner hatte diese letzten Tage in einer Aufregung zugebracht, die seiner kalten und selbstsüchtigen Natur etwas ganz Unerhörtes war. In seinem ganzen Wesen gab es nur ein Gefühl, das echt und bis zu einem gewissen Grade selbstlos war, und dieses Gefühl war die Liebe zu seiner Cousine Ginevra. Er wußte sich in der That keiner Zeit zu erinnern, in der er Ginevra nicht geliebt hätte. Als ihm die kleine Cousine zum ersten Male in einer Wolke von Spitzen und Stickereien gezeigt worden war, hatte seine Mutter zu dem damals fünfjährigen Knaben gesagt: „Wenn dieses kleine Mädchen groß wird, wird sie Deine Frau werden!" Was für Vorstellungen diese Worte in dem Kinderkopfe erzeugt haben mochten, ließ sich nicht mit Sicherheit ermitteln, jedenfalls aber hatte der kleine Knabe das Händchen des Kindes ergriffen und das feine Gesichtchen mit den tiefblauen Augen prüfend und ruhig betrachtet. Dann hatte er sich sehr ernsthaft zur

Mutter gewendet und gesagt: „Ja, Mama, ich werde sie heirathen!“

Diese kleine Scene war zum größten Ergötzen beider Mütter unzählige Male wiederholt und besprochen worden, besonders die kühle Ernsthaftigkeit des fünfjährigen Bräutigams war ein Gegenstand steter Erheiterung für Frau Kamilla. Ihre Stirne hatte sich daher auch sehr bewölkt, als ihr Bruder, dem sie in des Knaben Gegenwart voller Triumph die Worte mittheilte, sehr ruhig sagte: „Wenn Du dieses kleine Mädchen heirathen willst, Arthur (damals hatte Peter Arthur seinen Taufnamen noch nicht mit dem der Firma vertauscht), so mußt Du ein sehr braver, guter Mann werden!“ Auch hatte er darauf den Frauen Zukunftsprojekte der Art mit einem Nachdruck verwiesen, den weder Frau noch Schwester zu hören gewöhnt waren, was Frau Kamillas Stimmung gegen die unschuldige Urheberin des Ganzen nicht verbesserte.

Mochte aber nun Julius Cimoni mit günstigen Augen auf das Zukunftsprojekt seiner einzigen Tochter sehen oder nicht, jedenfalls war in Peters zäher und beharrlicher Natur der Same ausgestreut worden, der dort Wurzel schlug und fest wurde: „Ich werde sie heirathen!“ Dieser Vorsatz wurde auch in nichts erschüttert, als die kleine Ginevra früh eine Abneigung zu zeigen begann, die wohl die kindische Verehrung jedes

andern Knaben bald in offenen Haß verwandelt haben würde. Peters Verehrung aber war keine kindische; sie hatte nichts von der schwärmerischen Zartheit so mancher anderen Kinderliebe. Er war entschlossen, Ginevra zu heirathen, und ihr Widerwillen hatte nur die Wirkung, daß sich seine Neigung in der merkwürdigen Form äußerte, das Kind auf alle mögliche Weise zu quälen. „Du wirst ja doch meine Frau!“ Mit diesen Worten, welche in dem leidenschaftlichen Kinde gewöhnlich eine Flut von Thränen hervorriefen, pflegten diese kindischen Dispute abzuschließen.

Gegen Ginevras Klagen blieb die Mutter taub. „Du bist ein ungezogenes Ding!“ war gewöhnlich der einzige Bescheid, den sie erhielt.

Erst des Vaters Dazwischenkunft machte dieser Episode eine Ende, der, als er einmal Zeuge einer solchen Scene war, den jugendlichen Bewerber ohne weiteres derb abstrafte und ihm ein ähnliches Schicksal für jede nochmalige derartige Aeußerung in Aussicht stellte.

Den Quälereien war nun allerdings ein Ende gemacht, aber dadurch die Sachlage nicht im wesentlichen geändert. Je mehr Ginevra heranwuchs, je schöner sie sich entfaltete, desto fester wurde in Peter der Vorsatz, sie und nur sie zum Weibe zu begehren.

Dann war eine Zeit gekommen, in der selbst Peter

zu verzweifeln begann. Ginevra trat in die große Welt ein. Ihr Erfolg war ein solcher, wie ihn die Stadt nicht oft gesehen hatte; was Peter in diesen Abendstunden litt, vermögen keine Worte auszudrücken, in jeder Gesellschaft fürchtete er, daß Ginevra sich entscheiden, daß sie als Braut daraus hervorgehen könne. — Allein diese Periode der Mißstimmung, unter der seine Mutter nicht am wenigsten zu leiden hatte, dauerte nicht lange, Ginevra blieb frei.

So weit war er, als ihm das Schicksal eine neue Handhabe bot — der Onkel war in Geldverlegenheit. Peter war nie in Geldverlegenheit; er machte kein Hehl daraus, daß er die Menschen verachtete, die sich nicht einzurichten wissen. Er war weder großmüthig, noch verschwenderisch, noch endlich aufopfernd; obwohl man wußte, wie reich er war, wurden doch keine Anforderungen an seine Börse gestellt.

An jenem Tage nun, an dem Peter bemerkte, daß der Onkel, der reiche Onkel Cimoni, in Geldverlegenheit war, ging er nach Hause wie ein Betrunkener oder wie ein Träumer, er zeigte den ganzen Abend über eine Liebenswürdigkeit, die seine Mutter entzückte und Erika mit stillem Mißtrauen erfüllte; er erkundigte sich nach Erichs neuesten Entdeckungen in der Pflanzenwelt und schlug dem Vater eine Sorte Cigarren vor, die alle Vorzüge der Welt in sich vereinigen sollte. Wie war

es möglich, daß das Unglück eines Mannes den andern so glücklich machen konnte? Jetzt war die so lange vergeblich gesuchte Handhabe gefunden, jetzt konnte er, Peter Brückner, sein Beistand, seine Hilfe, erst wichtig, dann unentbehrlich werden! — Am nächsten Morgen machte Peter dem Onkel einen Besuch, erwärmte ihn erst durch freundliches Gespräch, lockte ihm das Geständniß seiner schwierigen Lage ab und that, was er noch nie gethan hatte, bot ihm seine Hilfe an. Der geängstigte Mann griff zu. Es war der Anfang vom Ende!

Vielleicht hatte Peter nie qualvollere Stunden verlebt als die Morgenstunden des ersten April. Jetzt konnte jede Minute entscheiden. Eine zum äußersten gespannte Leidenschaft jagte ihm das Blut fieberheiß durch die Schläfen und machte seinen Herzschlag stocken; zum ersten, vielleicht zum einzigen Male in seinem Leben war er wirklich außer Stande, zu arbeiten.

„Sie muß einwilligen!“ sagte er sich immer wieder von neuem, so oft er die Konjekturen durchdachte, das Für und Wider erwog. Aber Stunde auf Stunde verrann, es kam keine Botschaft. Die Börsenstunde schlug. Derselbe Klang, der im Nebenhause Vater und Tochter für immer trennte, schreckte Peter von seinem Schreibtische auf, an dem er in kaltem Schweiß gebadet gesessen hatte. Er eilte ans Fenster; sollte wirklich, wirklich kein Bote kommen? Sollte Ginevra — unmöglich!

Unbegreiflich! — Und doch! Da öffneten sich die weiten Thorflügel des Nachbarhauses, und der wohlbekannte Wagen rollte heraus. Peter erkannte deutlich die bleichen, leidenden Züge des Onkels, der sich matt zurücklehnte.

Er war verschmäht! — Zähneknirschend preßte er die blasse Stirn so gewaltsam gegen das Fenster, daß die Scheibe klirrend zersprang und ihre Trümmer zu Boden fielen. Er fuhr erschrocken zurück. „Bestellen Sie sofort den Glaser und fegen Sie die Scherben weg; ich habe eine Scheibe eingestoßen!“ sagte er im Flur zu dem Comptoirdiener. Der Mann sah ihn sonderbar an, auf seiner Stirn stand ein Tropfen Blut. Ein Splitter hatte die Haut geritzt, er merkte es nicht.

Die Einladung, die er am Morgen in der Zuversicht angenommen hatte, daß das Mahl sein Verlobungsmahl werden solle, wies er jetzt zurück, ohne einen Grund anzugeben. Die Mutter betrachtete besorgt das verstörte Antlitz des Lieblings. „Was hast Du? Auf Deiner Stirn ist Blut?“ — „Nichts!“ erwiderte er unmuthig und wischte den rothen Tropfen ab.

Peter warf sich auf ein Sopha und blieb unbeweglich liegen, bis die plötzliche Rückkehr der Eltern ihm Kunde von dem furchtbaren Ende des Onkels brachte.

„Verflucht!“ fuhr er knirschend auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. Dann besann er sich. Die Eltern brauchten nicht zu wissen, wie es um ihn stand. Er setzte sich zur Mutter und ließ sich genau erzählen. Leider wußte Frau Kamilla nicht viel zu sagen. Als ihre Schwägerin abgerufen worden war und sie in den bestürzten Mienen der Dienerschaft das Schlimmste lasen, waren sie entsetzt geflohen und hatten Erika gezwungen, mitzukommen, obgleich dieselbe gern bei Ginevra geblieben wäre. Arthur von Hellwig war zum Arzt geeilt, seine Frau bei der jammernden Wittwe geblieben — mehr konnte Frau Kamilla nicht mittheilen.

Peter hörte zu, ohne daß eine Miene seines Antlitzes den tobenden Aufruhr seiner Seele verrieth. Ein Kind, dem das lange und heiß ersehnte Spielzeug in dem Augenblicke zerbricht, da es ihm gereicht wird, kann nicht bitterer, nicht trostloser enttäuscht werden, als dieser kluge, berechnende Mann es in diesem Augenblicke war. Wie fein, wie sicher hatte er seine Netze gestellt, das Netz war zerrissen, der schöne Vogel frei.

Am Abend suchte ihn sein Vater auf. Derselbe war noch einmal in das Trauerhaus zurückgekehrt, wo er seine Schwester in einem solchen Zustande der Erregtheit antraf, daß der rohe, aber im Grunde nicht gefühllose Mann tief bewegt worden war. Um sie zu be-

ruhigen, hatte er alles versprochen. Er wollte die Verwaltung der Konkursmasse übernehmen, die Geschäfte ordnen, sie solle sich nur nicht ängstigen, es werde schon noch gut werden, und was dergleichen schöne Dinge mehr waren. Sein Zuspruch hatte Wunder gethan, die unendlichen Thränen waren versiegt, sie war beruhigt zu Bett gegangen.

Ginevra hatte er nicht gesehen, ihr Anblick war ihm unbequem, aber von Walter hatte er erfahren, daß es schlecht um sie stand. Eine längere Unterredung mit Walter, der der einzig Zurechnungsfähige im ganzen Hause war, hatte ihm indessen sein Versprechen doch einigermaßen bedenklich gemacht; er begriff bald, daß er sich als Verwalter im besten Falle eine ungeheure Arbeitslast auflud. In Zweifel mit sich selber kam er zu seinem Sohne, ohne dessen Rath er nichts unternahm.

Mitten in der Nacht seiner Verzweiflung ging Peter ein leiser Hoffnungsschimmer auf. Wenn Mutter und Tochter alles, was ihr persönliches Eigenthum war, zurückbehielten, wozu sie unzweifelhaft berechtigt waren, so konnte immer noch ein kleines Kapital herauskommen, von dessen Zinsen zwei anspruchslose Damen allenfalls leben konnten. Wie aber Peter Ginevra kannte, und er kannte sie gut, war er überzeugt, daß sie alles aufopfern würde, bis der letzte Thaler der Schuld getilgt

sei. Wie nun, wenn sie, die Stolze, die Verwöhnte, das verzogene Kind des Reichthums, plötzlich mit der harten Noth des Lebens zu ringen haben würde? Wenn die Sorgen um das tägliche Brot die Schwingen dieses stolzen Geistes gebrochen haben würden und er ihr dann die rettende Hand bot — würde die Gedemüthigte dann noch die Kraft haben, sie zurückzuweisen? — Schwerlich! — In wenigen Sekunden war sein Plan fertig.

Er war sich des großen und entscheidenden Einflusses wohl bewußt, den er auf den Vater hatte; in dieser Stunde benutzte er ihn so, daß er seinen eigenen Zwecken diente und zu gleicher Zeit den Vater in dessen natürlichem Hange zum Geiz bestärkte. Mit wenigen Worten theilte er ihm mit, unter welcher Bedingung er dem Todten seine Hilfe angeboten hatte. Der Vater, der die zukünftige Ehe zwischen seinem Sohne und Ginevra als eine längst abgemachte Familiensache betrachtet hatte, deren Realisirung unter den jetzigen Umständen nur allenfalls von Peter abhing, gerieth außer sich.

Peter that, als merke er nichts von dem aufsteigenden Grimme des Vaters. „Thue nun, was Du für gut hältst!“ schloß er mit scheinbarer Selbstlosigkeit. „Natürlich kann mein persönliches Verhältniß zu Ginevra nicht Deine Handlungsweise gegen ihre Mutter bestimmen!“ Er hatte genug gesagt, der Vater war

gänzlich umgestimmt. Er schwur, für das undankbare Geschöpf nichts zu thun, gar nichts, und jeden Umgang mit ihr abzubrechen. Diese Auskunft war, wie sie die bequemste war, so auch jedenfalls die billigste. Peter hatte daher keine Veranlassung, ihre buchstäbliche Ausführung zu bezweifeln. Wesentlich beruhigt legte auch er sich zu Bett.

Der nächste Tag verging, ohne daß eine Nachricht aus dem Trauerhause zu seinen Ohren gedrungen wäre. Trotzdem er, wie an jedem andern Tage, arbeitend an seinem Pulte saß, verweilten seine Gedanken doch fortwährend bei Ginevra. Mit der Grausamkeit der Rachsucht malte er sich jeden Zug ihrer Erniedrigung aus, verweilte er bei den Bildern der Armuth und des Elends, in die sie nunmehr gerathen mußte.

Aber so kalt verständig Peter auch zu denken gelernt hatte, so genau der ruhige Schlag seines Herzens auch nach der Vernunft geregelt war, selbst in seiner Seele gab es dunkle Stellen, unbewußte selbstherrliche Regungen, die er mit all seinem kühlen Denken nicht wegdemonstriren konnte. Warum liebte er Ginevra? Er hatte sich lange damit getäuscht, daß er sie nur ihres Reichthums wegen liebe. Jetzt wußte er, daß er sie selber liebte, nicht ihr Eigenthum, daß er ihrem Besitz selbst Opfer zu bringen im Stande war. Und während er an diesem Tage brütend über seiner Arbeit saß und

in der Erniedrigung der Geliebten schwelgte, zog noch ein zweites dunkles Verlangen durch seine Seele, von dem er sich durchaus keine Rechenschaft geben konnte — er wollte den Onkel sehen! Warum?

Was Peter Brückners Schritte lenkte, als er spät am Abend hastig und verstohlen über die Straße huschte und in die offen stehende Thüre des Nachbarhauses trat, war jene mit Grauen vermischte Neugierde, die den Mörder veranlaßt, noch einmal in das todte Antlitz seines Opfers zu schauen, ehe er, von Entsetzen geschüttelt, flieht. Jenes tiefe unvertilgbare Grauen, das selbst den härtesten Verbrecher zwingt, auf seiner Laufbahn manchmal stillzustehen und zurückzublicken.

Mit flüchtigem leisen Schritt glitt er die wohlbekannte dunkle Treppe hinauf. Am heutigen Abend hatte niemand daran gedacht, auch nur eine der zahllosen Gasflammen anzuzünden, die sonst Tageshelle in den weiten Fluren und Korridoren verbreiteten. Peter war es zufrieden; um so unbemerkter konnte er sich wieder entfernen.

Oben an der Treppe angelangt, hielt er einen Augenblick inne und zögerte. Er hatte zwar nach nichts gefragt, aber abgebrochene Worte der Dienerschaft, flüsterndes Gespräch der Beamten des Comptoirs hatten ihm so viel verrathen, als er wissen mußte. Er wußte, daß Ginevra noch in dem bewußtlosen Zustande war, in dem

man sie am Abend vorher von der Leiche ihres Vaters entfernt hatte, daß ihre Mutter ihr eignes Zimmer nicht verlasse, und daß der letzte Simoni bereits im Familiensaale ausgestellt sei. Nach dem Familiensaale also, aus dessen nur angelehnter Thüre matter Lichtschein drang, lenkte Peter seine Schritte.

Die Thüre gab seinem Drucke geräuschlos nach, er trat ein. So gestählt gegen Empfindungen er auch war, der Anblick des großen, weiten, schwarz verhängten Saales, den die um den Sarg brennenden großen Wachskerzen nur zum Theil und selbst da nur unvollkommen erleuchteten, überwältigte ihn doch. Ihm war, als sei das Gemach unabsehbar groß und weit, als nähme es größere und immer größere Dimensionen an, und als sei er gezwungen, immer und immer darin zu bleiben, allein mit dem Todten, auf ewig von jeder andern Gesellschaft als von der des stillen blassen Antlitzes vor ihm getrennt. Doch nur einen Augenblick dauerte die Erschütterung, im nächsten kam ihm die Besinnung wieder, und die kalten Schweißtropfen von der Stirne wischend, trat er näher.

Hätte er geahnt, daß Ginevra, nachdem Walter sie verlassen hatte, an den Sarg des Vaters geeilt war und hier kniete, er wäre nicht näher getreten. Aber sein verwirrter Blick konnte das Halbdunkel nicht durchdringen, das den weiten Saal erfüllte; er sah das Mädchen

nicht, dessen schwarze Trauerkleidung sich kaum von den Behängen des Katafalks unterschied.

War es ein kaum merkliches Geräusch, das sein leiser Tritt verursachte, sagte ihr eine innere Stimme, daß sie nicht mehr allein war — Ginevra blickte auf. Ihre Züge nahmen einen starren und düstern Ausdruck an, als sie des verhaßten Menschen ansichtig wurde, der sich mit zögernden geräuschlosen Schritten näherte, wobei er sich fortwährend verstohlen umsah.

Langsam erhob sie sich aus ihrer knieenden Stellung und stand plötzlich vor dem Erschreckten, der sie wie eine Erscheinung aus der andern Welt anstarrte.

„Hinweg, Peter!" sagte sie fast drohend. „Hinweg! Was hast Du an dieser Stelle zu suchen?"

Er wich in der ersten Bestürzung um mehrere Schritte zurück. „Wie kannst Du mich so erschrecken, Ginevra!" sagte er endlich, sich mühsam fassend. „Ich hatte Dich nicht hier vermuthet!"

„Nicht?" erwiderte sie kalt. „Nicht? Und wo gehöre ich denn hin, wenn nicht an diese Stelle? Noch einmal sage ich Dir, hinweg! Unser Spiel ist ausgespielt, Vetter! Wir haben einander in die Karten gesehen, und ich habe Dich falsch befunden. Wage es zu leugnen, wenn Du die Stirne dazu hast im Angesicht dieses Todten, wage es zu leugnen, wenn Du kannst — Du hast ihn in den Tod getrieben!"

Ginevra sprach von einer dunklen Ahnung getrieben, ohne ihre Beschuldigung begründen zu können. Sie erschrak über die Wirkung, welche ihre Worte machten. Doch nur wenige Augenblicke senkte Peter seinen Blick vor dem flammenden Auge des Mädchens. In der nächsten Minute richtete er sich wieder auf, und die heiße Leidenschaft blitzte wieder durch, die Ginevra nur allzu gut kannte.

„Mir machst Du Vorwürfe!“ rief Peter, näher tretend und seine Hand nach dem Mädchen ausstreckend, das entsetzt vor seiner Berührung zurückwich. „Du machst mir Vorwürfe, Ginevra? Sieh in Dich, statt um Dich! Die Schuld trägst Du, nicht Dein Nächster! Was! — Reichte Deine Kindesliebe nicht so weit, um Deinem Vater dieses Opfer zu bringen, wenn es denn ein Opfer sein soll?“

Ginevra starrte den Sprecher mit großen Augen an. „Wovon sprichst Du, ich verstehe Dich nicht!“

„Wovon ich spreche?“ erwiderte er erregt. „Von etwas, was uns beide sehr nahe angeht! Du verstehst mich nicht? Verstellst Du Dich an dieser Stelle? — Unser Spiel ist ausgespielt, sagst Du? Wohlan denn, so laß es ganz ausgespielt sein! Gestern noch lebte Dein Vater in frischer Gesundheit, heute liegt er vor uns kalt und todt. Hat er Dir gestern nicht gesagt,

daß ich um Dich werbe? Ja! Nun wohl — in Deiner Antwort lag Leben und Tod für ihn!“

Ginevra war vor seinen glühenden Blicken allmählich bis hinter den Sarg des Vaters zurückgewichen. Während der letzten Worte richtete sie ihren Blick von den Zügen des Todten auf die des verhaßten Mannes. „So!“ sagte sie endlich tief aufathmend, mit schwerer Betonung. „So also ist es gekommen! Ich danke Dir, Vetter! — Halte mich nicht für irrsinnig, ich weiß, was ich sage. Ich danke Dir! Jetzt hast Du mir den ersten Dienst erwiesen, so lange ich lebe, Du hast eine große Last von meinem Herzen genommen und die bangen Zweifel zerstreut, die mich beschleichen wollten. O mein Vater!“ fuhr sie mit herzzerreißendem Schmerz fort, „jetzt endlich verstehe ich Dich ganz! Jetzt endlich weiß ich, warum Du vor der Zeit den dunklen Weg freiwillig gegangen bist! — O Du hattest gut gerechnet, Peter! Du wußtest wohl, daß ich für ihn alles gethan hätte, auch das Furchtbarste! Du hast recht, läge er jetzt nicht vor uns, starr und todt, so stände ich vor der Welt als — Deine Braut!“ Sie wandte sich schaudernd ab.

„Dies ist mehr, als ein Mensch ertragen kann!“ rief Peter außer sich. „Hasse mich; ich kann Dich leider nicht zwingen, mich zu lieben! Verachte mich; aber glaube wenigstens daran, daß ich Dich liebe!“

„Still!“ sagte sie leise. „Still davon! Entweihe die Ruhe dieses Todten nicht durch Deine unheilige Leidenschaft! Ich weiß, daß Du darin ehrlich bist, ich weiß, daß Dich ein wildes Feuer verzehrt; aber ist das Liebe? Ist das Liebe, dem nichts heilig ist, nicht Glück, nicht Ruhe, nicht Friede der Geliebten?“

„Du weißt nicht, was Du sagst,“ murmelte er düster. „Du bist kalt. Dein Blut war nie in Flammen, der heiße Wahnsinn hat nie in Deinem Hirn gewühlt! Du weißt nicht, was ich gelitten habe!“

Ein Lächeln überflog ihre Lippen, und aus ihren Augen brach ein Strahl, so warm, so tief, so leuchtend, daß Peter auffuhr, wie gestochen.

„Du liebst?“ sagte er wild. „So kannst Du lieben? Hüte Dich, hüte Dich, Ginevra! Laß mich nicht merken, wer es ist, dem dieser warme Blick gilt! Du könntest es büßen!“

„Ich fürchte Dich nicht!“ sagte sie gelassen. „Drohungen schrecken mich nicht. Du hast den Vater in den Tod gejagt, thue Dein Möglichstes! Wagst Du, die Tochter an des Vaters Sarg anzugreifen, thue es! Wir sind allein — Du und ich — ich fürchte Dich nicht!“

Eine kurze Zeit hindurch stand sie ruhig, hoch aufgerichtet, ihr glänzendes Auge auf ihn geheftet. Als er unbeweglich stehen blieb, neigte sie sich über den Vater,

küßte seine Stirne und verließ mit gelassenem Schritt das Gemach.

Peter starrte ihr lange nach. „Stolzes Weib!“ murmelte er. „Stolz wie eine Fürstin, stolz und unnahbar! Und doch! Ich kann sie nicht lassen!“

XVIII.

Mutter und Tochter.

Ginevra fand ihre Mutter auf einer bequemen Chaiselongue ausgestreckt, in Wittwentracht, ein parfümirtes Battisttuch vor den Augen haltend. Die Kammerfrau, eine vertraute Dienerin, deren Verhältniß zur Mutter intimer war, als Ginevra lieb war, ging ab und zu. Der Diener servirte den Theetisch, die silberne Maschine blitzte, der Kessel summte, alles wie in früheren Tagen.

Ginevras Herz krampfte sich zusammen, als sie dieses zur Schau Tragen, diese sorgfältig auf den Eindruck berechnete Trauermiene sah. Konnte die Mutter denn nie einfach und natürlich handeln, selbst dann nicht, wenn ein so furchtbares Unglück sie betroffen hatte?

Ihre Erregung bezwingend trat Ginevra zu der Mutter und sagte mit sanfter Stimme: „Guten Abend, Mama!“

„Da bist Du ja endlich, liebes Kind!“ erwiderte

die Mutter in kläglichem Tone. „Sie sagten mir, Du seiest besinnungslos und könntest niemand sehen.“

„Ich war lange Zeit bewußtlos,“ erwiderte Ginevra. „Jetzt ist mir besser. — Soll ich den Thee machen, Mama?“

Die Mutter nickte, Ginevra machte sich ans Werk. Ihre Hände zitterten und ihre Thränen rollten über die blassen Wangen, trotzdem fuhr sie muthig in ihrer Arbeit fort, bis der dampfende Trank in den Tassen bereit stand. Der Diener beobachtete sie mit stummem Mitleid.

Auf ihr: „Es ist gut, Anton!“ zog sich der Diener zurück. Die Mutter, die unterdessen ihren Platz am Theetische eingenommen hatte, bemerkte kläglich:

„Warum schickst Du Anton fort? Ich wollte mir eben ein Glas Wasser geben lassen!“

„Es ist welches hier!“ sagte Ginevra aufstehend. „Ich werde es Dir eingießen.“

„Du? Wasser holen! Welcher Einfall!“ rief die Mutter. „Wozu sind die Leute da?“

Ginevra reichte das verlangte Wasser. „Ich denke, es wird gut sein, wenn wir bald lernen, uns ohne Dienerschaft einzurichten!“ sagte sie sanft.

Frau Cimoni stieß das Glas heftig von sich und brach in einen Strom von Thränen aus. „Du bist ein kaltes herzloses Geschöpf, mich jetzt an meinen Verlust

zu erinnern, wo ich kaum anfange, mich etwas zu erholen! Dein Vater hat das nicht um Dich verdient!" jammerte sie.

Ginevra stützte das schwere schmerzende Haupt in die Hand, ihr Thee blieb unberührt. Frau Cimoni trank einige Tropfen, und als Ginevra nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Wie kannst Du sagen, ich soll mich ohne Bedienung behelfen? Als ob ich je ohne Madame Lebrün gewesen wäre! Ich kann nicht ohne sie sein, ich habe sie immer um mich gehabt, auf Reisen und überall!"

„Ich habe Anton fortgeschickt, Mama, weil ich dachte, wir würden mancherlei zu besprechen haben!" bemerkte Ginevra in der Hoffnung, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Zu besprechen, was sollten wir zu besprechen haben?" rief die Mutter. „Wie kann ich heute von Geschäften sprechen, an Geschäfte denken? Ich verstehe nichts von Geschäften. Ich habe nie eine Zinsrechnung machen können. Julius behauptete, Du verständest Dich auf Geschäfte so gut wie ein junger Kaufmann. Wenn das wahr ist, so ordne Du dieselben und laß mich arme gebrochene Frau ungestört."

Ginevra sagte nichts mehr. Sie hielt die Hand vor die Augen, um die Thränen zu verbergen, die sich unaufhaltsam Bahn brachen. Der Schein des Lampen-

lichtes schimmerte in dem rothen Steine des Ringes auf ihrer Hand. Sie hatte den kleinen Goldreif gelassen, wie Walter ihn angesteckt hatte. Trotz ihres Schmerzes bemerkte die Mutter denselben doch sofort.

„Seit wann trägst Du Ringe?“ begann sie in dem ärgerlichen, Streit suchenden Tone, der bei ihr nur zu häufig die Stelle des Grams ersetzte. „Ich denke, es ist gegen Deine Grundsätze, Ringe zu tragen, und nun noch dazu einen so häßlichen einfachen Reif!“

„Es ist der Ring, den Papa immer trug!“ bemerkte Ginevra entschuldigend.

„Wie kannst Du so gefühllos sein, den Ring zu tragen, den Dein armer Vater trug!“ rief die Mutter, aufs neue erregt. „Nimm den Ring ab, ich bitte Dich, ich befehle es Dir! Glaubst Du, ich könnte wieder froh werden, wenn jeder Blick auf Deine Hand mich an das furchtbare Unglück erinnerte?“

Wieder froh werden? — Ginevra sah die Mutter mit großen Augen an. Wieder froh werden, nach dem, was die zwei letzten Tage gebracht hatten? Ein Zug unsäglicher Bitterkeit umspielte ihre Lippen, als sie den kleinen Ring gehorsam abzog.

„Du hast ihn gesehen?“ fragte die Mutter nach langem Schweigen in kleinlautem Tone.

Ginevra neigte stumm das Haupt.

„Ich konnte mich noch nicht entschließen,“ fuhr

Frau Anna fort. „Sieht er sehr — sehr schrecklich aus?“

Ginevra schüttelte den Kopf. Es war zu viel, diesem unverhüllten Egoismus gegenüber hatte sie weder Worte noch Thränen. Als sie nach kurzer Zeit die Mutter verließ, geschah es ohne den gewöhnlichen Gutenachtkuß.

Dem ersten Tage des Schmerzes folgte ein zweiter voll Todesruhe und Abspannung. Die Dienerschaft schlich verstört umher, keiner hatte etwas Ordentliches zu thun, oder es fehlte auch die Lust zur Arbeit. Die Comptoirstuben standen leer. — Nur Walter und der alte Kassirer hielten in den öden Räumen aus. Letzterer suchte überhaupt keine Stelle mehr, und ersterer verweilte, wo Ginevra war. Es war ihm gelungen, sich von Seiten des Gerichtes als Verwalter der Konkursmasse bevollmächtigen zu lassen, er begrüßte die Arbeitslast mit Freuden, die dieses Amt ihm auferlegte. Durfte er doch für Ginevra thätig sein!

Am folgenden Tage fand in dem Familiensaale der Trauergottesdienst statt. Gegen die Sitte des Hauses war der Sarg vorher geschlossen worden. Ginevra hatte es so verlangt. Nachdem sie den letzten Abschied genommen hatte, sollte niemand mehr die geliebten Züge sehen. Es war ihr unerträglich, daß Fremde ihren Vater betrachten sollten; daß sie zu Hause erzählen

sollten, ob Spuren des gewaltsamen Todes sichtbar gewesen seien oder nicht. Es kamen viele Freunde und Bekannte, mancher, an den Ginevra nie gedacht hatte, bewies ein dankbares Andenken, und andere wieder fehlten, die dem Todten verpflichtet gewesen waren. Die ganze Last dieser schweren Stunden ruhte allein auf Ginevras Schultern, ihre Mutter zeigte sich so fassungslos, daß sie auf Wunsch des Geistlichen wieder entfernt wurde, und diejenigen, die die nächsten am Sarge sein sollten, die Familie der Schwester, fehlten gänzlich. Ja, sie waren Kinder eines Hauses gewesen, sie hatten die Spiele der Jugend getheilt, und jetzt lag der Bruder im Sarge und die Schwester saß in ihrem eleganten Boudoir und verbot der Dienerin, Kunde von den Ereignissen im Nebenhause zu geben, da ihre zarten Nerven unmöglich eine Erschütterung ertragen könnten.

War es Zufall, daß Walter der Leidtragenden zunächst stand, daß es seine Hand war, die die Zitternde ergriff, als der Sarg des Vaters fortgetragen wurde, daß er sie den theilnehmenden Frauen übergab, als er sich dem Zuge anschließen mußte? Oder war es der sichere Instinkt zweier Seelen, die sich gegenseitig angehören? Walter fühlte, daß niemand hier ihn als Eindringling betrachtete, daß alle in ihm den natürlichen Schutz der Schutzlosen sahen.

Noch am Nachmittag desselben Tages verlangte Ginevra eine Unterredung mit ihm. Sie fragte nach dem Stande der Dinge, und als Walter zögernd und ungern gestand, daß die sofortige Entlassung der zahlreichen und kostspieligen Dienerschaft, sowie der schleunige Verkauf der Wagen und Pferde dringend erwünscht sei, ging sie mit Ruhe auf alle seine Vorschläge ein. Nur bat sie, alle Kontrakte zu berücksichtigen und keinen der greisen Diener zum Verlassen des Hauses zu zwingen, ehe für ein anderweitiges Unterkommen gesorgt sei. Dann begaben sich beide zu ihrer Mutter.

So leicht ihm Ginevra seine schwere Aufgabe gemacht hatte, so schwer wurde sie ihm von der Mutter gemacht. Pferde und Wagen verkaufen? Unmöglich! So undankbar konnte sie gegen das Andenken ihres verstorbenen Gatten nicht sein! Waren nicht beides, Wagen sowohl als Pferde, erst vor kurzem von ihm ausgesucht worden? Wo in der ganzen Stadt fände man wieder solch einen Wagen, so leicht, so zierlich und doch so bequem! Und nun gar die Pferde! Solche Schimmel, mit so prachtvollen Mähnen und Schweifen, hatte selbst die Fürstin nicht, und es war doch bekannt, daß sie Werth auf Schimmel legte.

„Aber, Mama,“ bemerkte Ginevra schüchtern, „wir können die Pferde nicht mehr erhalten!“

„Nicht mehr erhalten? Und warum denn nicht?“

erwiderte Frau Simoni erstaunt. „Was? Ist der Stall nicht mehr groß genug? Sind die Leute nicht mehr im Dienst? Soll sich eine arme Wittwe keinen Luxus mehr erlauben, weil sie so unglücklich war, ihren Mann zu verlieren? Was sage ich, Luxus? Luxus ist doch nur, was dem Menschen überflüssige Zuthat ist, aber Pferde und Wagen sind mir nicht überflüssig, ich brauche sie, sie sind mir Lebensbedürfniß."

Ginevra schwieg entmuthigt, und Walter nahm das Wort. Beiden war es klar, daß die unglückliche Frau die Worte Armuth, Elend, Entbehrung, die sie seit dem Tode ihres Mannes schon so oft ausgesprochen hatte, in den Mund nahm, ohne sich auch nur im entferntesten ihres Sinnes bewußt zu sein. Es war Walters Aufgabe, ihr die Augen zu öffnen.

„Gestatten Sie mir einige Worte, gnädige Frau!" begann er in dem sanftesten Tone, dessen er sich bedienen konnte. „Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die unmittelbare Ursache des Todes Ihres Herrn Gemahls bedeutende Summen waren, welche derselbe auf Wechsel bezogen hatte. Nach einer flüchtigen Durchsicht der Haupt- und Hypothekenbücher sind dies indessen nicht nur nicht die einzigen, sondern auch bei weitem nicht die größten Schulden gewesen, welche —"

„Und darf ich fragen," unterbrach ihn die Dame hochfahrend, „wer Ihnen, Herr Harding, dem Comp-

toiristen meines verstorbenen Gatten, die Berechtigung verliehen hat, die Hypothekenbücher und sonstigen Papiere unseres Hauses einzusehen?“

Walters klare Stirne bedeckte eine heiße Röthe, eine scharfe Antwort schwebte auf seinen Lippen. Mit einem Blicke auf Ginevra bezwang er sich.

„Wenn Sie die Gnade gehabt hätten, gnädige Frau, mir die Unterredung zu gewähren, um die ich bereits drei Mal vergebens gebeten habe, so wäre uns diese peinliche Auseinandersetzung erspart worden,“ sagte er so ruhig, als er konnte. „Vielleicht erinnern Sie sich, daß mir jedesmal der Bescheid wurde, Sie seien völlig außer Stande, mich zu sehen oder überhaupt geschäftliche Dinge zu hören; wir möchten nach eigenem Ermessen handeln. Die Gläubiger drängten, die Sache litt keinen Aufschub, somit mußte ich handeln, ohne Ihre Einwilligung zu haben, die ich später zu erlangen hoffte.“

„Sie! Mein Gott, warum denn gerade Sie von allen Beamten meines Mannes?“ rief die Dame. „Hätte mein Bruder denn nicht jemand anders beauftragen können?“

„Ich muß bedauern, gnädige Frau,“ sagte Walter ernst, „daß eine persönliche Antipathie, deren Veranlassung ich mir wirklich nicht zu erklären vermag, Sie hindert, etwas von dem Vertrauen in mich zu setzen, was Ihr verstorbener Herr Gemahl mir in so reichem Maße zu

Theil werden ließ! Wenn Sie sich nicht entschließen können, mit mir in Verkehr zu treten, so bin ich freilich gezwungen, mein Amt, das mir noch gar nicht offiziell übertragen ist, so schnell als möglich in die Hände einer würdigeren oder Ihnen weniger unangenehmen Persönlichkeit niederzulegen. Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, mir eine solche zu bezeichnen?"

„Ich verstehe nichts von alle dem!" versetzte Frau Simoni kopfschüttelnd und in natürlicherem Tone. „Ihr Amt? Mein Bruder hat mir doch gesagt, ich solle mich um nichts kümmern, er werde alles ordnen."

„Und wann hat Ihnen Ihr Herr Bruder diese Mittheilung gemacht?" fragte Walter finster.

„Wann? Wie soll ich das noch so genau wissen! Doch ja, warten Sie. — Am selben Abend noch, wenige Stunden nach dem Tode."

„So muß ich Ihnen mittheilen, gnädige Frau, daß Herr Brückner diese Ansicht leider geändert hat. Dieses Billet, das ich vor wenigen Stunden erhielt, nachdem ich mehrere Male vergeblich versucht hatte, einen der Herren Brückner zu sprechen, theilt mir mit, daß Ihr Herr Bruder nach einer Rücksprache mit seinem Sohne, der die Geschäfte mit unserer Firma stets geleitet habe, sich von jeder Theilnahme an unserer Lage lossage. Einige kleine Forderungen seiner Firma habe er niederschlagen lassen."

Walter überreichte den Brief, den die unglückliche Frau mit matten Blicken überflog.

„Und wer," fragte sie langsam, während ihre Hand das Blatt krampfhaft zusammenballte, „wer vertritt nun die Interessen der Firma?"

„Die Verwaltung der Konkursmasse liegt vorläufig in meiner Hand!" sagte Walter kurz.

„Somit bleibt mir also nichts übrig, als mit Ihnen zu verkehren?"

„Bis sich jemand findet, der Ihnen angenehmer ist, oder bis das Gericht einen seiner Beamten beauftragt — allerdings."

„Uebersehen Sie unsere Lage schon?"

„So ziemlich."

„Und wie gestaltet sie sich?"

„Der Verkauf wird jedenfalls ausreichen, die darauf haftenden Schulden zu decken."

„Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe, daß wir beide, meine Tochter und ich, an den Bettelstab gebracht sind?"

„Ich kann noch nicht sagen, ob es möglich sein wird, ein kleines Kapital zu retten."

„Auf alle Fälle stehen wir hoffnungsloser Armuth gegenüber?"

Gereizt und erregt, wie Walter war, wußte er im Augenblicke nichts Milderndes zu sagen. Er neigte stumm

das Haupt. Frau Simoni starrte ihn mit erloschenen Blicken an, doch ehe er noch etwas sagen konnte, um den Eindruck seiner Zustimmung zu verwischen, geschah ihr, was ihr noch nie geschehen war — sie fiel in Ohnmacht.

XIX.

Des Professors Tochter.

„Verzeihen Sie mir!“ bat Walter außer sich, als sie die Ohnmächtige den Händen ihrer Kammerfrau übergeben hatten. „Ich war hart, ich war grausam, ich war rücksichtslos — verzeihen Sie mir!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Harding!“ sagte Ginevra mit Thränen kämpfend. „Sie haben wahrlich mehr ertragen, als menschliche Geduld aushalten kann. Ich bitte Sie, legen Sie das undankbare Amt nieder, dessen Sie sich so aufopfernd angenommen haben! Verlassen Sie dieses Haus, in dem Ihnen nur mit Undank gelohnt wird, und überlassen Sie uns unserm Schicksal! Was kommen muß, wird ja doch kommen; wir haben kein Recht, Sie mit in den Abgrund zu reißen, der uns verschlingt!“

„Stoßen Sie mich nicht von sich!“ bat er. „Lassen Sie mir das Glück, die Genugthuung, für Sie arbeiten zu dürfen.“

„Wenn Sie sich selber nicht schonen wollen, so

schonen Sie mich!" rief sie in Thränen ausbrechend. „Ich kann nicht wieder Zeuge einer solchen Scene werden, ich kann es nicht ertragen, Sie für all Ihre Aufopferung so behandelt zu sehen!"

Der Eintritt der Kammerfrau, die Ginevra zu ihrer Mutter rief, schnitt Walters Antwort ab. Er hatte Mühe, seine tiefe Bewegung vor den neugierigen Blicken der Dienerin zu verbergen. „Weiter haben Sie heute keine Befehle für mich?" fragte er geschäftsmäßig.

„Ich werde sogleich kommen!" sagte Ginevra zu der Kammerfrau, die sich zögernd zurückzog, aber doch nicht unterlassen konnte, ihr Ohr an das Schlüsselloch zu legen.

„Noch eine Bitte!" wandte sie sich zu Walter. „In dem Schmerz und der Verwirrung der letzten Tage habe ich fast ein Versprechen vergessen, das mich schwer bedrückt. Ich habe meinem Lehrer, Professor Krause, versprochen, für seine verwaiste Tochter zu sorgen. — So sind die Versprechungen der Menschen! Damals war ich in dem guten Glauben, daß ein Wort von mir genüge, um jede Sorge von dem Mädchen fern zu halten; heute kann ich weniger thun als der Aermste, der gelernt hat, auf eignen Füßen zu stehen! — Noch habe ich den Muth nicht gefunden, ihr gegenüber zu treten —"

„Soll ich Fräulein Krause in Ihrem Namen aufsuchen?“ fragte Walter, als sie stockte.

„Es würde mir eine große Erleichterung sein!“ erwiderte sie aufathmend. „Theilen Sie ihr alles mit, sie soll nicht denken, mein Wort an ihren Vater sei ein unaufrichtiges gewesen!“

Walter verabschiedete sich, Madame Lebrün zog ihr Ohr sehr wenig befriedigt von der Thüre zurück, und Ginevra begab sich zu ihrer Mutter, die nach und nach zum Bewußtsein zurückkehrte.

Der Zustand der unglücklichen Frau war in der That ein furchtbarer. Ihr Leben lang hatte sie den Werth der Menschen nach ihrem Besitz abgeschätzt, einen anderen Maßstab kannte sie nicht. Selbst vor einem vornehmen Namen hegte sie lange nicht die Ehrfurcht, die ihre Schwägerin Kamilla Brückner empfand. Das Gefühl des Reichthums, des schrankenlosen unabsehbar großen Besitzes war ihr so natürlich, so eingewurzelt, so ganz und gar mit ihrem Leben verwachsen, daß sie ohne denselben nicht existiren zu können glaubte und vielleicht thatsächlich nicht existiren konnte. Der plötzliche Tod ihres Gatten, von dessen Selbstmord sie nichts wissen wollte, hatte ihr wohl das Gefühl des Verlustes, der Einschränkung erregt, sie wußte, daß Schulden zu bezahlen waren. Sie war weder so unkundig in Geschäften, noch so unfähig, dieselben zu ver-

stehen, wie sie vorgab; gerade dieses zur Schau getragene Nichtverstehen des Geldpunktes war ein Zeichen ihres Uebermuths gewesen. Andere mochten nach Preisen fragen, Werth auf billige Quellen legen, nachdenken, ob sie ein Sammetkleid brauchten oder zwei, sie fand das nicht für nöthig. Ihre Rechnungen wurden ja doch bezahlt, kaum würdigte sie dieselben eines flüchtigen Ueberblicks. Und wenn ihr Gatte manchmal kopfschüttelnd gesagt hatte: „Ist diese Rechnung wohl richtig, liebe Anna? Sie kommt mir enorm hoch vor!“ dann hatte sie mit spöttischem Verziehen ihres kleinen Mundes erwidert: „Da mußt Du wirklich Madame Lebrün fragen, Julius. Sie wird wissen, wieviel Ellen man braucht.“ Madame Lebrün fand die Rechnungen immer richtig, und Julius Cimoni bezahlte sie mit der festen Ueberzeugung, daß er nicht nur die Garderobe der Dame, sondern auch noch die ihrer ganzen Familie in den ungeheuren Notes der Firma Wollenweber mitbezahlte. Da aber die leiseste Andeutung dieses Verdachtes die Gemahlin außer sich brachte, so hatte er eben auch dazu geschwiegen, wie zu so vielem anderen. So war die Sache fortgegangen, und im Laufe der Jahre nur schlimmer statt besser geworden, bis der plötzliche Tod selbst in Frau Annas Gemüth die Vorstellung wachrief, daß der Tag der Bezahlung auch für sie gekommen sei.

Ihr Plan war sehr einfach gewesen, sie wollte die Güter verkaufen, an deren Besitz ihr nicht viel gelegen war. Damit hoffte sie zu gleicher Zeit zwei Zwecke zu erreichen; erstens die Schulden zu bezahlen, und zweitens die Sorge der langweiligen und beschwerlichen Verwaltung loszuwerden. Der Gedanke des Ruins, der thatsächlichen Verarmung war ihr nicht in den Sinn gekommen.

Nun war ihr das Aeußerste mit ungeschminkter Klarheit mitgetheilt worden. Das hohläugige Gespenst der Armuth trat ihr mit seinem ganzen Schrecken unmittelbar unter die Augen, durch nichts gemildert oder versüßt, und die unglückliche Frau starrte hinein mit irrem Blick.

Nach einigen Stunden, die sie starr und wie geistesabwesend gelegen hatte, brach ein Paroxysmus aus, der für Ginevra zur höchsten Qual wurde. Die Mutter tobte und raste gegen alles. Gegen den Gott, dem sie treu gedient und der sie trotzdem in so tiefes Elend verstieß; gegen ihren Mann, der sie treulos verlassen, gegen Ginevra, die ihr stets abgeneigt und ungehorsam gewesen sei, gegen Walter, gegen die Verwandten, die Freunde. Ueberall suchte die furchtbar erregte Frau Ursachen des Zornes und des Hasses, nur in sich selber, in ihr eigenes Innere stieg sie nicht herab. Der Gott, dem sie allein dienen gelernt hatte, der Götze Mammon,

lag zertrümmert zu ihren Füßen, und in gänzlicher Hilflosigkeit tastete sie umher nach einer äußeren Stütze und konnte keine finden.

Vergebens versuchte Ginevra durch Bitten und herzliches Zureden dem Strom der Gedanken, der ihre Mutter überflutete, eine andere Richtung zu geben. Vergebens stellte sie ihr vor, daß viele Menschen anständig und geachtet von ihrer Hände Arbeit leben, daß sie manches gelernt habe und verstehe, was ihr Aussicht auf Erwerb gebe, daß sie ihre ganze jugendliche Kraft anwenden wolle, um der Mutter das Leben zu erleichtern — ihre sanften Vorstellungen, als Widerspruch aufgefaßt, fachten den Zorn der halb sinnlosen Frau nur noch mehr an. Ginevra fand es endlich gerathen, den Strom der Vorwürfe und Thränen ungehemmt austoben zu lassen. Gegen Morgen trat denn auch eine Abspannung ein, die endlich in festen Schlaf überging, und nun konnte Ginevra auch daran denken, die ihr so nöthige Ruhe aufzusuchen.

Gegen Mittag erwachte sie aus tiefem betäubungsähnlichen Schlafe. Lisette stand an ihrem Bett, eine Visitenkarte in der Hand. „Die Dame will warten!“ sagte sie.

„Johanna Krause!“ las Ginevra.

Sie kleidete sich hastig an und trat in ihr Wohnzimmer, wo Fräulein Krause saß.

Seit jenem Abend am Sterbebett des Professors hatten sich beide Mädchen nicht gesehen, wie viel hatte Ginevra seitdem erlebt!

Beide standen sich sprachlos gegenüber, beiden war das Herz voll. Aber wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, und gerade den tiefsten feinstfühlenden Menschen am leichtesten geschieht, das rechte Wort wollte sich nicht finden. Eine tiefe stille Trauer zeigte sich in dem blassen, schmalen, nicht hübschen aber anziehenden Gesicht der Tochter des Professors, deren entsprechender äußerer Ausdruck die einfache Trauerkleidung war, die sie trug.

Johanna Krause war um etwa drei Jahre älter als Ginevra und hatte für diese stets einen großen Zauber gehabt, der durch den Umstand, daß der Professor keinen Verkehr zwischen ihnen wünschte, nur noch gesteigert wurde.

„Meine Tochter paßt nicht in Ihr Haus!“ pflegte er auf Ginevras Bitten zu antworten. „Ein wechselseitiger Umgang kann zwischen Ihnen doch nicht stattfinden, Ihre Mutter läßt es nicht zu. Halten Sie mir meine väterliche Eitelkeit zu gut, Ginevra; so lange ich lebe, soll mein Kind nicht zur Gesellschafterin einer reichen jungen Dame werden; sie würde sich doch nur gedrückt fühlen!“

So war es gekommen, daß die Tochter die Räume

nie betreten hatte, in denen der Vater so manche ernste und so manche frohe Stunde zugebracht hatte.

„Ich habe mir erlaubt, Sie aufzusuchen, Fräulein Simoni,“ begann Johanna Krause endlich, „um Sie über einen Punkt zu beruhigen, der Ihnen, wie mir gesagt wird, schmerzlich ist.“

Ginevra bat die Sprecherin, Platz zu nehmen. „Herr Harding ist bei Ihnen gewesen?“ sagte sie.

„Gestern Abend. Mein Vater —“ ihre Stimme zitterte ein wenig, „mein Vater hat Sie gebeten, sich meiner in Zukunft anzunehmen. Ich bin selber gekommen, um sie so schnell als möglich von der Last dieses Versprechens zu befreien und Sie persönlich zu überzeugen, daß ich keiner Unterstützung irgend welcher Art bedarf und meine Lage völlig gesichert ist.“

„Und was,“ fragte Ginevra schüchtern, „sind Ihre Pläne für die Zukunft?“

„Mein Vater hat mich von früher Jugend an zur Lehrerin und Erzieherin bestimmt, weil er meine Neigung zu diesem Beruf sehr früh erkannte. Gleich nach seinem Tode erhielt ich von mehreren Seiten her vortheilhafte Anerbietungen. Eine derselben habe ich angenommen, die mir ein genügendes Auskommen sichert. Somit bin ich in den Stand gesetzt, die Zinsen des kleinen Kapitals, das mir mein Vater hinterlassen, unberührt liegen zu

lassen, so daß ich selbst in Krankheits- oder andern Unglücksfällen in Ruhe sein kann."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange mit meinen Angelegenheiten belästige!" fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Ich wünsche Ihnen jeden Schatten von Besorgniß zu nehmen. Sie sehen, daß nur übergroße Aengstlichkeit eines Vaters für mich gefürchtet hat, wo in der That nichts zu fürchten ist."

„Sie sind von beneidenswerther Selbständigkeit!" sagte Ginevra schmerzlich.

„Nach dem, was mir mein Vater von seiner Lieblingsschülerin zu erzählen pflegte, stehe ich sehr tief unter Ihnen!" erwiderte Fräulein Krause nicht ohne Wehmuth. „Liebes Fräulein, Ihre hohe Begabung hat mir manche thörichte Thräne der Eifersucht gekostet."

„Sie war es wirklich nicht werth!" sagte Ginevra mit schmerzlichem Lächeln. „Das wenige, was ich bin, verdanke ich nur Ihrem Vater, der nicht müde wurde, meine unbedeutenden Anlagen zu pflegen und zu entwickeln."

„Sie unterschätzen sich; allein mit mir ist die Natur ganz stiefmütterlich verfahren!" sagte Johanna Krause. „Und dieses Schicksal der angebornen hoffnungslosen Mittelmäßigkeit hat mich oft unsäglich elend gemacht. Eines Künstlers Kind und nicht nur ohne ausübendes Talent, sondern auch ohne jeden tiefern Sinn für die

Kunst, mittelmäßig und nur für praktische Dinge beanlagt, allem Theoretischen gegenüber unfähig! Es waren bittere Stunden für mich, wenn mein Vater nach Hause kam und sagte: „Es ist etwas Wundervolles, wie schnell und sicher Ginevra auffaßt!“ und wenn er dann seufzend hinzusetzte: „Schade, daß Ihr nicht theilen könnt!“

„Und ich habe manches Mal dasselbe hören müssen, aber weniger schmeichelhaft für mich!“ erwiderte Ginevra lebhaft. „O, liebes Fräulein, wie viel haben wir beide verloren!“

„Es war nicht das einzige Leid, das diese letzten Tage Ihnen brachten!“ sagte Johanna Krause leise. „Als ich erfuhr, wie furchtbar Sie getroffen waren, da schien mir das eigene Leid leicht zu tragen und mild und barmherzig. Ich wagte nicht, zu Ihnen zu kommen, aber im Geiste war ich mehr bei Ihnen, als bei meinem eignen Kummer.“

Ginevra reichte ihr dankend die Hand, sie konnte nicht sprechen. „Darf ich hoffen,“ fuhr Fräulein Krause fort, indem sie aufstand, „daß unsern Beziehungen durch dieses schwere Leid noch kein Ende gemacht wird, daß die Tochter Ihnen ein klein wenig von der Zuneigung bewahren darf, die der Vater stets für Sie hegte? Gestatten Sie mir, Sie dann und wann zu besuchen?“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Ginevra einfach.

Sie waren sich Fremde gewesen im Glück;

im Unglück schlossen sie sich leicht und schnell aneinander an!

Als Johanna Krause gegangen war, trat Walter ein. „Sie haben mir einen großen Gefallen gethan!“ sagte Ginevra.

„Es war mir selber eine Freude, die Dame kennen zu lernen,“ sagte Walter. „Wie edel, wie sicher, wie würdig ist sie in ihrem Schmerz!“

„Doch mich führt eine andere Angelegenheit zu Ihnen,“ fuhr Walter fort. „Sie baten mich, Acht zu geben, ob ich nichts Schriftliches aus Ihres Vaters Nachlaß fände. Ich habe nichts entdeckt, was Ihnen von Werth sein könnte. Heute fand ich, hinter eine Schublade geschoben, dieses Blatt.“

„Es sind nur Zahlen!“ sagte Ginevra enttäuscht.

„Zahlen und Daten!“ versetzte Walter mit Betonung. Ginevra sah ihn fragend an.

„Es sind die Summen, die an jenem Unglückstage als Wechsel präsentirt waren,“ fuhr er fort, und seine Stimme sank zu leisem Flüstern herab. „Die Summen sind richtig, aber die Daten stimmen nicht.“

„Sie sagten, die Wechsel seien von seiner Hand!“ bemerkte Ginevra unsicher.

„Die Unterschrift. Es ist mir kein Zweifel, daß Herr Simoni etwas gethan hat, was er trotz der Gefährlichkeit der Maßregel öfter gethan hat, vielleicht

überredet, vielleicht in arglosem Vertrauen, daß er unterzeichnete Blanketts aus der Hand gegeben hat."

„Von wessen Hand waren die Wechsel ausgefüllt?" fragte Ginevra langsam.

„Von dem jungen Herrn Brückner."

Es entstand ein langes Schweigen. Beide sahen sich an, sie verstanden sich.

„Schweigen Sie davon!" sagte Ginevra endlich langsam. „Lassen Sie mir das Blatt, es könnte mir gelegentlich von Werth sein! Die ganze Sache bleibt zwischen uns!"

Walter nickte stumm und ging in das dunkle Comptoir zurück.

XX.

Die Brüder von Tosky.

An dem Gitterthor eines der kleinen Gartenhäuser am Stadtgarten stand ein Herr, im Begriff, von einer Dame Abschied zu nehmen. Die Dame war hoch und schlank gewachsen, von feinen, blassen Zügen, mit dunklem Haar und dunklen Augen, die, immer schwermüthig, jetzt noch einen besonders traurigen Ausdruck zeigten. Es war das bleiche Dornröschen, Olga von Selling, der vor ihr stehende Offizier, Alfred Tosky, der jüngere des stadtbekannten Brüderpaares.

Langsamen Schrittes waren sie beide den Kiesweg entlang bis an das Gitterthor gekommen; sie mußten wohl gute Freunde sein, augenscheinlich hatten sie sich viel zu sagen. Trotzdem sie schon längst das Thor erreicht hatten, konnte er sich doch nicht entschließen, das letzte Wort zu sagen, auch schien sie den Abschied nicht beschleunigen zu wollen. Sie zerpflückte, wie in Gedanken, einen blühenden Fliederzweig, und um ihren

Mund spielte ein schmerzliches Beben, wie leiser Nachklang von vorübergegangener Erregung.

„Ich hatte so ernstlich gehofft, die lebenden Bilder würden wieder alles in Ordnung bringen!“ sagte er traurig.

Sie warf den zerpflückten Zweig von sich und machte eine abwehrende Handbewegung. „Lassen Sie es gut sein!“ sagte sie mit leiser, schmerzbewegter Stimme. „Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, Alfred, aber es ist vielleicht am besten so wie es ist! Denken Sie nicht, ich wolle zurücknehmen, was ich Ihnen in schwacher Stunde gestand! Er ist mir vielleicht noch theurer als damals, aber es ist aus zwischen uns, das sehe ich längst. Ich mache ihm keine Vorwürfe. Was uns trennte, waren mehr die Eigenthümlichkeiten seines Charakters, als die äußern, kleinen Mißverständnisse. Er ist nun einmal stolz, heftig und von leicht gereizter Empfindlichkeit, er konnte nicht begreifen, daß ihm meine Mutter nicht gleich mit offenen Armen entgegenkam. Das ist nun vorbei und ich habe es tragen gelernt. — Ich habe sie damals gesehen, und seitdem öfters auf der Straße. Sie ist ein liebliches Kind, ich denke, er wird glücklich mit ihr werden!“

Sie senkte den Blick zur Erde, während sie sprach, als fürchte sie, dem Auge des Mannes zu begegnen, den sie täuschen wollte. In Alfred Toskys feinen Zügen

lag eine gespannte, gewaltsame Ruhe, als beherrsche er seine Miene mit Anstrengung. „Ich sehe diese Bewerbung nicht gern!“ sagte er, und seine weiche Stimme klang rauh und heiser. „Er paßt nicht in das Haus. Das Mädchen ist reizend und lieblich, aber selbst das gefällt mir nicht. Sie verdient, daß ihr ein ganzes Herz entgegengebracht wird.“

Sie lächelte, ein flüchtiges, trauriges Lächeln. „Idealist!“ sagte sie. „Tausend Ehen werden so begründet, und sie werden nicht unglücklicher als andere, in denen das reinste Gefühl den Grund legt! Wir beide können die Welt nicht reformiren. Beten wir, daß der allgütige Vater auch seine thörichten Kinder schützt!“

Sie sprach die letzten Worte in einem scherzenden Tone, durch den verborgener Ernst klang. Ein paar Thränen, die ihr wider Willen in die Augen traten, hielt sie muthig zurück, so daß sie in den langen, dunklen Wimpern glänzten, ohne herabzurollen. Alfred Tosky sah die leuchtenden Perlen doch, und auch seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Leben Sie wohl!“ sagte er schnell. Sie reichte ihm die Hand, dann entfernte er sich.

In tiefe Gedanken versunken eilte Alfred Tosky der Stadt zu. Vor wenigen Stunden war er denselben Weg mit andern Plänen gegangen. Eine leise, schüchterne

Hoffnung hatte sein Herz erfüllt, auf diesem Rückwege begrub er sie mit fester männlicher Hand, aber sein Herz blutete.

Warum war es so, daß das Leben diesen beiden Brüdern alles so ungleich zutheilte? War Richard wirklich mehr werth, von größerer Güte, besseren Eigenschaften, höherer Begabung? Beide Brüder hingen mit inniger Liebe an einander, allein es gehörte Selbstvergessenheit und Aufopferung von Seiten des jüngern dazu, um fortwährend zuzusehen, wie dem Bruder von allen Dingen der Löwenantheil zufiel und er sich mit kümmerlichen Resten begnügen mußte.

So war es in ihrer Kindheit gewesen, so war es in ihrer Jugend, so blieb es im Mannesalter. Richard war eine glänzende Erscheinung, voll sprudelnden Lebens, voll unerschöpflichen Witzes, stets belebend, nie ermüdend, feurig, gutlaunig und voller Kraft, tüchtiger Soldat, gewandter Reiter, zuverlässiger Freund. Daß sich dabei Züge in sein Wesen mischten, die von so viel Ueberkraft wohl nur schwer zu trennen sind, daß er stolz und heftig war, mehr geneigt zu gewaltsamem Bruch als zu mildem Vergeben, daß ein rücksichtsloses Element in seiner Natur lag, das ihn bewog, abzuwerfen, was ihm lästig war, dergleichen wurde ihm kaum zum Vorwurf gemacht.

In jeder andern Gesellschaft wäre Alfred ohne

Zweifel mit zu den Löwen gezählt worden, wozu ihn sein geistiges Uebergewicht jedenfalls berechtigte, aber seines Bruders glänzende Persönlichkeit stellte ihn in den Schatten. Er sah es und ertrug es lächelnd. Gönnte er doch dem Bruder jeden Triumph, und war doch seine nach innen gekehrte, beschauliche Natur jedem Geräusch und Lärm abhold! Alfred kümmerte sich wenig um die Damenwelt, sein Ideal der Weiblichkeit stand fest, und als es ihm in Olga von Selling verkörpert entgegentrat, war sein Entschluß sogleich gefaßt.

Aber sein stilles Glück sollte nicht lange währen. Er selber machte den Bruder, der den Gegenstand seiner Neigung bisher über glänzenderen Erscheinungen übersehen hatte, auf die junge Dame aufmerksam. Richard wandte derselben größere Aufmerksamkeit zu, als ihm lieb war, und bald mußte er sehen, daß sich der alte Fluch seines Lebens wieder einmal vollzogen habe, daß die Geliebte den Bruder liebe.

In der Nacht, in der ihm diese bange Angst zur Gewißheit wurde, kam Alfred Tosky nicht nach Hause. Aus seinen blassen Zügen und verstörtem Aussehen schloß Richard auf eine wilde Nacht und bedauerte, nicht mitgenommen worden zu sein. Der Bruder widersprach nicht. In dieser Nacht war sein Entschluß gefaßt worden, still zurückzutreten. Unter welchen Schmerzen, das wußten nur die stillen Sterne, die Zeugen seines

Ringens gewesen waren. Aus dem Liebenden wurde ein Vertrauter, aus dem Nebenbuhler ein helfender Bruder.

Aber als die Sache zur Entscheidung kommen sollte, verwirrten sich die Dinge. Kleine Mißverständnisse, wie sie unter Liebenden nie ausbleiben, wurden durch den heftigen und herrischen Charakter des jungen Bewerbers zu wirklichen Zerwürfnissen. Die zärtliche Mutter Olgas, die mehrere peinliche Scenen mit steigender Angst beobachtet hatte, begann Schwierigkeiten zu machen. Es war nichts Ernstes: ein verständig freundliches Wort des jungen Mannes hätte die dunklen Wolken sofort wieder zerstreut, aber viel zu stolz und trotzig, um dieses Wort zu sprechen, zog sich Richard Tosky verletzt zurück. Um dieselbe Zeit kam er mit Erika Brückner in häufigere Berührung und wandte ihr sofort seine ganze Aufmerksamkeit zu.

Alfred hatte unter Empfindungen zugesehen, die schwer zu beschreiben wären. Er hielt sich still zurück, nachdem sein Anerbieten, die Vermittlung zu übernehmen, von Richard hartnäckig zurückgewiesen worden war. Eine neue Hoffnung ging ihm auf, am heutigen Tage hatte er zum ersten Male wieder den wohlbekannten Weg in den Stadtgarten eingeschlagen.

Aber welche Hoffnungen er auch an dieses Wiedersehen geknüpft haben mochte, sie waren sofort wieder zerstört worden. Er sah und sie verbarg auch nicht,

daß sie Richard immer noch zugethan war, daß seine Sache so hoffnungslos lag, wie vorher.

Es war dunkel geworden, als der einsame Träumer das Stadtthor passirte und in die belebte Hauptstraße einbog. Die Laternen wurden gerade angesteckt, aber viel zu sehr in seine eignen schmerzlichen Gedanken vertieft, achtete er des Menschenstromes nicht, der ihn umflutete, und schrak erst auf, als er, um eine Straßenecke biegend, ziemlich unsanft mit einem Manne zusammenstieß, der gerade so in sich versunken seinen Weg verfolgte. Mit einem höflichen: „Entschuldigen Sie!“ wollte Alfred vorüber eilen, als ihn der Ruf: „Halt!“ zurückhielt. Im Scheine der Laternen erkannte er seinen Bruder Richard.

„Du bist's?“ sagte er erstaunt.

„Schleiereule!“ scherzte Richard. „Der würdige Magistrat beleuchtet die Straßen doch wahrhaftig hinreichend, um seinen leibhaftigen Bruder zu erkennen! Wohin bist Du mir denn heute ausgerissen, Landstreicher? Ich habe Dich in allen Lokalen guten und schlechten Rufs gesucht wie eine Stecknadel.“

Während Richard so sprach, hatte er seinen Arm in den des Bruders geschoben und ihn in eine wenig besuchte Nebenstraße gezogen, in der sie ungestört sprechen konnten. Alfred sah, daß eine gewisse Aufgeregtheit sich unter den scherzenden Worten verbarg. „Was hast

Du?" fragte er nicht ohne Besorgniß. „Du hast mir etwas zu sagen?"

„Mensch, Du bist unschuldig wie ein neugeborenes Kind in der Wiege!" rief Richard. „Glaubst Du, ich würde wie eine wahnsinnige Heuschrecke in der Stadt herumspringen und mich mit meiner brüderlichen Liebe vor allen Kellnern dieser Handelsstadt lächerlich machen, wenn ich Dir nur zu sagen hätte, daß im „trockenen Schuster" frisches Bairisches angekommen ist?"

„Sprich heraus," drängte Alfred; „was hast Du?"

„Nun denn, kurz und gut, es gibt Krieg!"

„Ist die Erklärung heraus?"

„Nein, aber es wird mobil gemacht! Ich habe heute Nachmittag ein Telegramm aus der Hauptstadt bekommen! Die Kriegsakademie ist aufgelöst ꝛc."

„Es wird ernst!" bemerkte Alfred.

Beide gingen eine Strecke schweigend.

„Du siehst nun wohl ein, daß mir daran lag, Deiner habhaft zu werden, mein Junge!" sagte Richard in verändertem ernsten Tone.

„Du weißt, daß ich noch keine Dummheit oder Klugheit meines Lebens zu Ende gebracht habe, ohne Deinen Rath einzuholen, mein alter Philister!" fuhr er fort, als Alfred schwieg. „Leider habe ich denselben weniger befolgt, als mir gut gewesen wäre. Nun, das ist jetzt vorbei, und ich sage: „Fort damit!" Aber ein

Mann muß rein abschließen, wenn er mit fröhlichem Herzen in die Männerschlacht ziehen soll, und darum frage ich, was soll ich in Bezug auf Erika Brückner thun?“

Alfred seufzte tief. „Erlaubst Du mir vorher eine Frage?“

„Tausend!“ versicherte Richard trocken.

„Ich bin mit einer zufrieden. Liebst Du das Mädchen?“

„Mein lieber Junge, das ist genau die Frage, die ich nicht beantworten kann!“ sagte Richard mit so komisch verblüfftem Gesicht, daß Alfred wider Willen lachen mußte. „Liebe! Hm! — Was ist Liebe? — Heine sagt, ein Wahnsinn! — Wahnsinnig bin ich vorläufig noch nicht. Habe ich sie gern? Ja! Will ich sie heirathen? Ja! Kann ich leben ohne sie? Ja! Lebe ich nur für sie? Nein! Da hast Du den ganzen Katechismus, Frage und Antwort.“

„Aber Du willst sie heirathen?“

„Ja!“

„Und Du hast ihr das gesagt?“

„Bei jeder möglichen und bei mancher unmöglichen Gelegenheit.“

„Sie liebt Dich!“

„Ich glaube es.“

„Die Familie ist Dir freundlich?“

„Das ist wieder etwas, was ich nicht weiß!“ sagte Richard ernst werdend. „Sie sind mir früher freundlich entgegengekommen, besonders die Mutter. Du weißt, daß wir öfter eingeladen wurden, als Dir lieb war, armes Opfer der Kabale! Seit einiger Zeit werde ich nicht mehr angenommen.“

„Du hast Dir nichts zu Schulden kommen lassen!“ sagte Richard achselzuckend.

„Wissentlich und willentlich nicht, aber wer kann wissen, was das verwünschte Bleichgesicht von einem Bruder aufgestöbert haben mag!“

„Du mußt Ruhe haben, ehe wir ausrücken, das ist klar!“ sagte Alfred, einen Blick auf des Bruders aufgeregte und abgespannte Züge werfend. „Daher ist mein Rath: gehe morgen stehenden Fußes zu ihrem Alten und sprich ein vernünftiges Wort mit ihm.“

„Sehr gut gesagt und sehr schwer gethan!“ rief Richard. „Ich sage Dir ja, er läßt mich nicht vor. Ich kann ihn doch nicht auf der Straße überfallen, oder ihm die Thür eintreten! Stark genug wäre ich zwar, aber es wäre doch eine etwas kuriose Einleitung zur Brautwerbung!“

„Läßt er Dich nicht vor, so laß die ganze Geschichte fallen!“

„Ich kann nicht!“ sagte Richard unbehaglich. „Ich

bin zu weit gegangen, um nicht noch weiter zu gehen. Zu einer Auseinandersetzung muß es kommen!"

„So schreibst Du!" entschied Alfred.

Die Brüder bogen wieder in eine der belebten Straßen ein, wo sie bald von lustigen Kameraden bemerkt und mit fortgezogen wurden.

* * *

Am nächsten Morgen saß Erika Brückner in ihrem Zimmer, den Kopf auf beide Hände aufgestützt, in der Stellung hoffnungsloser Niedergeschlagenheit. Auf dem Tische vor ihr lag eine Visitenkarte, die sie mit starren Blicken betrachtete. „Richard von Tosky" stand darauf geschrieben. Auf der Marmorschale des Visitenzimmers lagen schon mehrere der Art, und seit der Unterredung Peters mit der Mama hatte sie Richard Tosky nicht mehr gesehen.

Erika wußte nichts Bestimmtes. Man hatte nicht für nöthig befunden, ihr den Familienbeschluß über ihre Zukunft mitzutheilen, nur aus Kleinigkeiten, gelegentlichen Bemerkungen, schnellen Blicken zwischen der Mutter und Peter konnte sie schließen, daß eine feindliche Strömung ihren Hoffnungen entgegenarbeitete. Die jungen Hoffnungen ihrer Seele, die seit einiger Zeit so fröhlich gekeimt hatten, wurden eine nach der andern von einem erkältenden Hauche berührt und senkten die Köpfe.

Wie hatte sie sich, Schutz suchend, an die ritterliche Gestalt des jungen Mannes angeklammert, der das vollendete Ideal ihrer Träume, ihres kindlich schüchternen Sinnes gewesen war — man hielt ihn fern, sie wußte nicht, warum?

Gern hätte sie, wie sie immer gethan, ihre Hoffnungen und ihre Furcht an der einzigen Stelle ausgesprochen, die ihr bisher gewährt worden war, zu Ginevras Füßen. Allein auch diese einzige Freistatt war ihr verschlossen worden. Nur widerwillig und gezwungen hatte sie das Trauerhaus verlassen, am Abend wollte sie noch einmal zu Ginevra eilen — zu ihrem Schrecken fand sie die Verbindungsthüre verschlossen.

Sie eilte zu ihrer Mutter, Schrecken und Bestürzung verliehen ihr einen Muth, den sie bei ruhigem Blute nie gehabt hätte — sie verlangte den Schlüssel.

In äußerstem Erstaunen betrachtete Frau Kamilla ihre Tochter längere Zeit hindurch durch ihre goldene Lorgnette und bemerkte dann, der Schlüssel sei in ihres Mannes Händen. Erika möge doch gehen, ihn dort zu holen. Sie könne auch denselben ungezogenen Ton beibehalten, er stände ihr allerliebst. In Thränen ausbrechend flehte Erika um die Erlaubniß, Ginevra sehen zu dürfen — es wurde ihr bedeutet, daß man den Umgang mit der Tochter eines bankerotten Selbstmörders ferner nicht schicklich für sie fände.

Der Todtenfeier beizuwohnen wurde ihr selbstverständlich auch nicht gestattet, und einige leidenschaftliche, schmerzüberströmte Briefe, die sie heimlich durch ihr Kammermädchen abschickte, wurden von der trotz aller Nervenleiden doch äußerst wachsamen Mutter aufgefangen. Frau Kamilla las dieselben gelassen durch und übergab sie den Flammen des Kamins, dem zitternden Mädchen aber versprach sie Verzeihung, falls sie geloben wollte, jede Botschaft und jeden Zettel ihrer jungen Herrin erst an die Mutter gelangen zu lassen. Die Geängstigte, die unter dem Blicke der Lorgnette vergehen zu müssen glaubte, gelobte alles. Tag um Tag wartete Erika in stummer Angst vergeblich auf Antwort von Ginevra, die ersehnten Trostworte kamen nicht.

Nur ungern und widerstrebend hatte sich Frau Kamilla an den Gedanken gewöhnt, in dem Destillateur Warburg ihren zukünftigen Schwiegersohn zu sehen, sobald sie aber mit sich einig geworden war, handelte sie bei weitem planvoller und unbarmherziger als ihr Mann. „Wenn Richard Tosky wieder kommt und sich bei Dir melden läßt, so nimm ihn an," hatte sie vor wenigen Tagen zu ihrem Manne gesagt. „Er soll wüthend auf uns sein, ich glaube, daß er sich aussprechen wird, so erledigen wir die Geschichte." Darauf hatte sie Herrn Brückner genau instruirt, wie der Officier zu nehmen sei, dessen Eigenthümlichkeiten sie ziemlich richtig erkannt hatte.

„Glaube mir, der Rest findet sich dann von selber!“ schloß sie diese Unterredung.

Während Erika brütend in ihrem Zimmer saß, ahnte sie nicht, daß der Geliebte mit ihr unter einem Dache weilte. Herr von Tosky hatte sich, seinem Vorsatze gemäß, eingefunden und war zu seiner Ueberraschung sofort und ohne jede Gewaltmaßregel vorgelassen worden.

„Ich komme in einer Angelegenheit, die Ihnen nicht ganz überraschend sein wird, Herr Brückner!“ begann Richard, nachdem die üblichen einleitenden Worte gewechselt waren. „Sicheren Nachrichten zufolge ist der Krieg keinem Zweifel mehr unterworfen, jeder Tag kann den Ausmarsch bringen. Ich kann die Stadt nicht in der Unruhe und Unsicherheit verlassen, in der ich die letzte Zeit gelebt habe. Ich glaube, daß es auch im Interesse Ihrer Fräulein Tochter besser wäre, wenn unsere Beziehungen eine klar ausgesprochene Gestalt gewinnen. Ich habe einige Ursache, zu glauben, daß sie mir nicht abgeneigt ist, also bitte ich Sie, mir die Ceremonie einer langen Bewerbung zu ersparen!“

Während Richard sprach, lehnte Herr Brückner in seinem Stuhle, die Augen halb geschlossen, mit einem häßlichen Lächeln um die breiten Lippen, dessen Meinung der junge Mann vergebens zu deuten versuchte.

„Sie thun mir also die Ehre an, Herr von Tosky, wenn ich Sie recht verstanden habe, bei mir um die Hand meiner Tochter anzuhalten," sagte er endlich langsam, wobei er einen schnellen lauernden Blick auf das offene Antlitz des jungen Officiers warf. „Ich gestehe, daß ich diese Bewerbung, um mich gelinde auszudrücken, etwas beschleunigt finde!"

Richard sprang auf und ging hastig auf und nieder, wie um Ruhe und Sammlung für die Fortsetzung des Gesprächs zu finden. Er hatte sich auf allerlei gefaßt gemacht, auf Grobheiten, auf ein rohes Nein! Auf diese abwägende Zurechtweisung war er nicht vorbereitet, sie brachte ihn außer Fassung.

„Wenn Sie mir, wie das anfangs geschah, mehr und freieren Zutritt zu Ihrer Familie gestattet hätten, so würde ich mir diesen Vorwurf nicht zugezogen haben!" sagte er endlich. „Ich kenne Ihr Fräulein Tochter schon seit einiger Zeit. Um ihretwillen habe ich Zutritt zu Ihrem Hause gesucht und gefunden. Sie haben mich eingeladen, mich stets freundlich empfangen, meine Absicht kann Ihnen kein großes Geheimniß gewesen sein. — Seit einigen Wochen hat sich das wie mit einem Schlage verändert."

„Wir haben Trauer!" unterbrach ihn Herr Brückner.

„Um so mehr muß ich den geradesten Weg ein-

schlagen, um zur Klarheit zu kommen!“ sagte Richard finster.

„Und glauben Sie wirklich, ich würde meine einzige Tochter der Unruhe preisgeben, ihren Bräutigam dem Kugelregen der Feinde ausgesetzt zu wissen?“ fragte Herr Brückner.

Es war heute Richards Schicksal, beständig überrascht zu werden. Auch diese Wendung verblüffte ihn. Er sah den Kaufmann mit großen Augen an, in denen ein entschiedener Unglaube klar ausgesprochen war.

„Und glauben Sie, wenn zarte Sorge für Ihr Kind Ihre Handlungsweise bestimmt, Fräulein Erikas Unruhe würde gemildert sein, wenn sie kein offenes, anerkanntes Recht hat, mir mit dem Herzen zu folgen?“ fragte er mit Nachdruck.

„Sie mögen Recht haben!“ sagte Herr Brückner nach kurzem Schweigen. „Nun aber die andere Seite der Frage: Was haben Sie meiner Tochter zu bieten?“

Richard Tosky biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Sie haben kein Vermögen?“

„Kein nennenswerthes.“

„Dafür aber Schulden?“

Der junge Mann schleuderte Herrn Brückner einen flammenden Blick zu. „Ich bedarf keiner reichen Frau, um meine Verhältnisse zu arrangiren!“ sagte er stolz. „Meine Schulden sind noch niemandem zur Last gefallen als mir selber.“

„Und Ihre Aussichten auf Avancement?“

„Sind so gut als die irgend eines Officiers von siebenundzwanzig Jahren und tadelloser Gesundheit! — Uebrigens, brechen wir dieses Verhör ab, das Ihnen mehr Vergnügen zu machen scheint als mir. Meine Verhältnisse sind bekannt genug; fragen Sie den Kommandeur, unsere Bekannten; erkundigen Sie sich, wie wir leben, was wir treiben, es kann Ihnen nicht schwer fallen, sichere Nachricht zu erhalten. Ich muß mir das gefallen lassen, es ist in der Ordnung, daß ein Vater weiß, wem er sein Kind giebt. Ich bitte nur um eins, lassen Sie mich nicht länger warten als nöthig ist.“

„Sie sind sehr ungeduldig, sehr rasch, mein Herr von Tosky!“ bemerkte Herr Brückner bedächtig. „Mit zukünftigen Schwiegereltern geht man in der Regel behutsamer um. Indessen, es zeugt von der Redlichkeit Ihrer Absichten, daß Sie sich so unverhüllt zeigen, um so bestimmter kann meine Antwort ausfallen! Was diese anbetrifft, überlegen Sie es sich selber! Wenn meine Tochter Sie heirathet, was würde ihre Zukunft sein!

Herzensangst ohne Ende! Gesetzt auch, Sie kommen unverletzt und dekorirt, vielleicht auch avancirt zurück, wer steht uns dafür, daß nicht im nächsten Jahre ein neuer Krieg losbricht? Sie werden verwundet — Ihre Zukunft ist dahin! Sie fallen — so kann meine Tochter eine verlorene Jugend betrauern. Im besten Falle steht ihr ein Leben ewiger Unruhe bevor. Wie anders, wenn sie an der Hand eines Kaufmanns geschützt und geborgen bleibt!"

Richard hatte mit steigendem Erstaunen zugehört, sein Mißtrauen minderte sich nicht. Als Herr Brückner geendet hatte, sagte er mit kaum verhehltem Spott: „Es gibt ein Ding in unserm Staate, das man allgemeine Wehrpflicht nennt! Wenn Sie Ihre Tochter nicht einem Invaliden oder einem Manne über vierzig bestimmen, so möchte der Stand sie schwerlich vor Sorgen der Art schützen."

„Es hindert mich nichts, das zu thun!" sagte Herr Brückner trocken.

„Als etwa Ihre Tochter selber!" rief Richard aufbrausend. „Dieselbe hat doch wohl zu entscheiden?"

„Da sind Sie ganz und gar im Irrthum, mein lieber Herr von Tosky! Ich entscheide, wem ich meine Tochter gebe!"

„Und mir scheint, daß Sie entschlossen sind, sie mir *nicht* zu geben?" — „So ist es!"

„Mein Geschäft hier ist zu Ende!“ sagte der junge Mann aufstehend und nahm seinen Helm. „Da mir schwerlich gestattet werden wird, Ihre Tochter zu sehen, muß ich Sie bitten, sie von der Unterredung in Kenntniß zu setzen, die hier stattgefunden hat.“

Er verneigte sich und ging. Als er mit schwankenden Schritten das von Karyatiden getragene Portal durchschritt, faßte ihn ein kräftiger Arm. Sein Bruder Alfred stand vor ihm. „Du hier, Fredy!“ stammelte er. „Fort, ich bitte Dich! Ich ersticke in diesem Hause!“

Alfred rief eine Droschke an und befahl, nach dem Stadtgarten zu fahren. Was sich die Brüder hier in den kühlen Laubgängen zu erzählen hatten, blieb ihr Geheimniß.

Am Abend desselben Tages ging Richard aus, Alfred begleitete ihn nicht. Auch am nächsten Abend blieb er still zu Hause. Er lag schon im Bett, als der Bruder heimkehrte, und es war gut, daß er das Licht schon ausgelöscht hatte, sonst wäre Richard doch wohl über die fahle Blässe erschrocken, die sein Gesicht bedeckte, als er ihm, auf dem Bett sitzend, eine Mittheilung machte.

Diese Mittheilung stand am folgenden Tage so in der Zeitung:

„Meine Verlobung mit Fräulein Olga von

Selling, Tochter der verwittweten Frau Majorin von Selling, beehre ich mich, Freunden und Bekannten anzuzeigen.

Richard von Tosky."

Arme Erika! Armes Haideblümchen!

„Nun, Erika, Dein Freund hat sich ja verlobt!" sagte Peter Brückner bei Tische zu seiner Schwester.

Erika sah ihn mit stummer Frage an.

„Da, lies selber. Die dritte Anzeige links."

Erika las. Vielleicht wurde ihr blasses Gesicht noch um einen Schatten blässer. Sie legte das Blatt schweigend hin.

„Ja, ja, so sind die jungen Männer heutzutage!" bemerkte ihr Vater. „Heute die, morgen jene! Da lobe ich mir einen reifen Mann in gesetzten Jahren!"

Diese Präliminarien auf die baldige Einführung des bejahrten Verehrers hätte er sich jedoch ersparen können. Erika hörte ihn nicht, sie hörte überhaupt nicht, was um sie herum vorging. Die ihr so liebevoll mitgetheilte Nachricht hatte ihr eine Wunde geschlagen, deren Narben sie nicht wieder verlieren sollte. Daß sie von Richards Besuch nichts wußte, versteht sich von selbst.

XXI.

Walter.

Walter Harding saß einsam in seiner einfachen Stube. Der Arbeitstisch, auf dem die kleine Petroleumlampe brannte, war bedeckt mit Papieren, über welche er sein Haupt seit langer Zeit beugte.

„Er arbeitet sich noch todt!“ jammerte seine Wirthin draußen in der Küche . . . „Denken Sie an mich, Frau Reuter, er schafft sich zu Tode! Mein Adolph selig war auch so, immer still, immer fleißig und vergnügt. So ging's manches Jahr, und endlich sagte er: Mutter, ich kann nicht mehr! Das war im Februar, und wie der März zu Ende war, da kamen sie und trugen ihn mir weg!“

Frau Reuter, die Nachbarin, die auf ein Stündchen herübergekommen war, nickte verständnißvoll, und Frau Schulz trocknete mit dem Schürzenzipfel eine Thräne.

Walter hatte der Erzählung „von meinem Adolph selig“ unzählige Male ein geduldiges Ohr geliehen. Er

hatte die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen durchgesehen und ein feines, fast krankhaft entwickeltes poetisches Gefühl darin gefunden. Er hatte seine Bücher, die die Mutter ängstlich hütete, vielfach zu eigenen Studien benutzt. Daß Frau Schulz ihrem Miether den Schlüssel zu ihres Sohnes Bücherschranke auslieferte, war der höchste Beweis menschlichen Vertrauens, dessen die gute Frau fähig war, und Walter empfand, daß etwas von mütterlicher Zärtlichkeit in dem Blicke war, mit dem sie ihn betrachtete, wenn er eins von des Sohnes Büchern in der Hand hielt.

Aber so vollkommen auch die seltene Harmonie zwischen Wirthin und Miether war, einen Punkt gab es doch, in dem kein Waffenstillstand zu Stande kommen wollte, und das waren Walters Arbeiten. Vergebens suchte Walter ihr klar zu machen, daß zwischen den aufreibenden poetischen Arbeiten ihres Sohnes und seinen kaufmännischen ebenso wenig Aehnlichkeit sei, als zwischen des Verstorbenen zarter Jugend und seinem reifen Mannesalter. Frau Schulz schüttelte den Kopf. „Ein Buch ist ein Buch, und sechs Stunden am Schreibtische sind sechs Stunden am Schreibtische!“ behauptete sie nicht ohne Grund.

Heute war sie nun vollends unzufrieden. Walter war gleich nach Tische nach Hause gekommen und hatte sich an den Schreibtisch gesetzt, von dem er noch nicht

aufgestanden war, trotzdem die Uhr schon fast auf neun deutete.

„Nicht einmal sein Abendbrot ißt er!“ klagte sie der theilnehmenden Nachbarin. „Sonst geht er doch noch aus und ißt etwas; aber glauben Sie, er hätte auch nur den Thee angerührt, den ich ihm gemacht habe? Und es war doch von dem guten schwarzen, den er sonst so gern trinkt!“

Was waren es aber für Arbeiten, die Walter so fest an den Schreibtisch bannten, während draußen der Regen auf die Straßen tropfte und durch die offenen Fenster ein lauer Frühlingswind drang, der muthwillig mit den Haaren des Arbeitenden spielte? Es war für Ginevra. Noch immer war der Nachlaß ihres Vaters nicht geregelt, die verworrenen Fäden dieses furchtbaren Sturzes noch immer nicht entwirrt.

Ginevra war seit dem ersten Mai mit ihrer Mutter in eine kleine Wohnung am Stadtgarten übergesiedelt, für sie ersehnte Walter belebende Sonnenstrahlen. Sie hatten schwere Zeiten durchgemacht. Seit jenem Tage, an dem der unglücklichen Mutter der völlige Verlust des Vermögens mitgetheilt worden war, hatte sich dieselbe nicht wieder erholt. Ginevra wußte nicht zu sagen, ob es mehr wirkliche Krankheit oder mehr düstere Zerfallenheit mit der Welt und sich selber es war, was Frau Cimoni ans Bett gefesselt hielt und sie unfähig machte, auch nur

an den geringsten Handlungen der Tochter Theil zu nehmen. Die Last, die Ginevra zu tragen hatte, war fürchterlich, und ohne Walters schützenden Beistand wäre sie unfehlbar zusammengebrochen. Was er ihr in diesen bittern Stunden war, das kann nur der nachfühlen, der selber Aehnliches durchgemacht hat.

Sie waren übereingekommen, daß es wünschenswerth sei, das große Haus sobald als möglich zu verlassen. Aber wohin sein Haupt legen? — Walter suchte Wohnungen.

Noch wurde mit ungewissen Größen gerechnet, noch konnte nicht festgestellt werden, bis zu welchem Grade die Verarmung ging. Der Satz, der allenfalls für die Wohnung berechnet werden konnte, reichte bei weitem nicht für das aus, was er suchte. — Verzweifelnd warf er sich dem Kassirer in die Arme.

Der alte Mann schaffte Rath. Im Stadtgarten, fern von den eleganten Villenstraßen der vornehmen Welt, besaß er ein kleines, einstöckiges Häuschen von jener Form, wie man sie nur noch auf dem Lande oder in Spielzeugschachteln findet, einfach, schmucklos und durchaus bescheiden. Herr Klaus war nicht wenig stolz gewesen, als er vor einer langen Reihe von Jahren seine Ehehälfte in dieses sein Eigenthum geführt hatte, aber unsere Zeit lebt schnell, auch Häuser altern jetzt in weniger Zeit als sonst. Des alten Klaus Häuschen war

entschieden veraltet, aber es war reinlich und nicht zu enge.

Im ersten Stock dieses Häuschens wurde für Ginevra und ihre Mutter eine Wohnung eingerichtet.

Walter war glückselig! Freundliche Stuben, von vorn Aussicht auf den Stadtgarten, hinten ein Gärtchen, in dem zwar mehr Gras und Gemüse wuchsen, als Blumen, aber es war doch immer ein Garten, der sich sogar einer Laube rühmte.

Nun entfaltete Walter eine geheimnißvolle Thätigkeit, über deren Endzweck sich Frau Schulz vergeblich den Kopf zerbrach. Er trat mit allerlei Handwerkern in Verbindung. Frau Schulz mußte ihm einen künstlerisch gebildeten Stubenmaler verschaffen, der Wunder von Deckengemälden zu liefern versprach. Dann wurde Frau Schulzens Rath in Bezug auf Tapetenmuster eingeholt. „Sie wollen doch nicht am Ende gar heirathen?“ bemerkte die Wirthin bekümmert, als er die Proben vergnügt zusammenrollte.

Er erröthete und antwortete ausweichend. Frau Schulz schüttelte betrübt den Kopf.

Es war eine behagliche, kleine Wohnung, freundlich und reinlich, die er mit so viel Sorgfalt hergerichtet hatte. Lustige Kinder wären fröhlich darin herumgesprungen, eine glückliche junge Gattin hätte sie leichten Herzens betreten, — die aber am ersten Mai ihre

Schwelle überschritten, waren wenig im Stande, sich an irgend etwas zu erfreuen. Ginevra dankte Walter mit feuchtem Blick, als er am nächsten Morgen kam, sie aufzusuchen, aber ihre Mutter hatte nur wenige Worte für ihn, und diese Worte waren nur Klagen.

Was er nicht bemerkte und was ihn auch wenig kümmerte, das lag mit Centnerschwere auf Ginevras Herzen. Ihre Mutter haßte ihn. In Tagen des Glanzes hatte sie ihn widerstrebend geduldet, in Tagen des Unglücks wurde er ihr verhaßt. Was auch immer über ihr Haupt hereingebrochen war, es war durch Walter überbracht worden, hing mit seiner Erscheinung zusammen. Er war mit jenen schrecklichen Schuldforderungen vor sie getreten, ihn hatte sie an der Leiche ihres Mannes gefunden, er hatte ihr den gänzlichen Ruin verkündigt. Nur wenige Menschen sind so gerecht, den Boten ganz von seiner Botschaft zu trennen. Frau Simoni war es nicht.

Fast eine Woche war verstrichen, seit Walter Ginevra zum letzten Male gesehen hatte, er fand keinen Vorwand zu einem erneuten Besuch. Trotz des schlechten Wetters machte er sich jeden Abend auf den Weg nach dem Stadtgarten, und wenn er nur der getreuen Lisette habhaft wurde, die als einzige Dienerin bei Ginevra geblieben war, so ging er zufrieden heim. Lisette bewährte sich übrigens als ein Mädchen von rascher

Fassungsgabe; es verging kein Abend, an dem sie nicht unter irgend einem Vorwand unten erschien und ihren Bericht abstattete. Frau Schulz sah diese nächtlichen Wanderungen ungern. Sie brachte dieselben nicht mit Unrecht mit den Tapetenmustern in Verbindung und zog daraus Schlüsse, die für das Herz einer Wirthin, die ihren Miether nicht verlieren will, unerfreulich waren. „Mein Adolph ging nie so spät aus!" sagte sie einmal vorwurfsvoll zu ihm.

Walter lachte. „Ich komme bald wieder!" tröstete er.

Auch heute lag der Mantel schon bereit zum nächtlichen Gange, da es draußen unaufhörlich regnete, wie schon seit mehreren Tagen. Walter horchte auf, als eine nahe Kirchthurmuhr die neunte Stunde verkündete. „Spät!" murmelte er, „ich muß gehen!"

Zu seiner Ueberraschung wurde die Stubenthüre geöffnet, und seine Wirthin erschien mit sonderbarem Ausdruck auf der Schwelle.

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen!" meldete sie kurz.

„Eine Dame? Mich? Wer ist sie?"

„Sie will sich nicht nennen."

„Führen Sie sie herein!"

Die Wirthin ging unzufrieden. Eine hohe, schlanke, tief verschleierte Gestalt trat in das Zimmer. Walter

brauchte nicht zu warten, bis der schwarze Schleier zurückgeschlagen war. Das Klopfen seines Herzens sagte ihm, wer der späte Gast war.

Ginevra reichte ihm stumm die Hand. Sie standen sich wieder schweigend gegenüber.

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“ fragte sie endlich.

Er antwortete nur mit einem Lächeln.

„Sie haben Recht!“ sagte sie erröthend. „Diese Frage ist nicht am Platze zwischen mir und Ihnen.“

„Sie sind erschöpft!“ unterbrach er sie, als er bemerkte, daß ihre Hand zitterte und sie sich nur mühsam aufrecht hielt. „Setzen Sie sich, ich bitte, und dann wollen wir ruhig besprechen, womit ich Ihnen dienen kann.“

Sie ließ sich den nassen Mantel abnehmen, den Walter seiner Wirthin zum Trocknen brachte, sie nahm den bequemen Stuhl an, den er ihr bot, und lehnte sich dann matt zurück. Sie war so bleich und ihre Züge zeigten eine solche Abspannung, daß er erschrak.

„Sie sind krank!“ sagte er besorgt.

„Krank!“ erwiderte sie aufblickend. „O nein! Aber, lieber Freund, der Hunger klopft an unsere Thüre!“

Er sprang auf und biß sich hastig auf die Lippen. „Der Hunger!“ murmelte er. „O mein Gott!“

„Entsetzen Sie sich nicht!“ versetzte sie gelassen. „Ein wenig mehr oder weniger Elend, was thut's! Aber es ist doch bitter, wenn die Essensstunde kommt, und man hat nicht, womit man den Tisch decken soll. Sie sehen, ich habe schlecht gewirthschaftet. Als Sie mich damals fragten, ob ich noch mit Geld versehen sei, glaubte ich, wohl einen Monat auskommen zu können, und sagte zuversichtlich ja! Wo ist's geblieben? Ich weiß kaum! Meine Mutter hat kostspielige Einfälle gehabt. Einen Tag genießt sie gar nichts, und am nächsten verlangt sie Austern und Champagner. Delikatessen sind theuer. Früher hab' ich's nicht gewußt. Sie sehen, es will eben alles gelernt sein, und die Geldwirthschaft nicht zuletzt!“

„Mein Gott, mein Gott, warum habe ich das nicht gewußt!“ stöhnte Walter. „Theures Fräulein, warum haben Sie mich nicht benachrichtigt? Mangel! Hunger! Entsetzlich!“

„Ich sage Ihnen ja, ich wußte es selber nicht!“ nahm sie ruhig das Wort. „Und daß ich im Elend Zuflucht zu Ihnen nehme, lieber Freund, das beweist dieser Besuch, von dem ich noch nicht weiß, ob ich ihn bei kaltem Blute vor mir selber rechtfertigen kann. Außerordentliche Lagen rechtfertigen ja wohl außerordent-

liche Schritte, und so komme ich zu Ihnen, hilfesuchend. Lieber Freund, wollen Sie mir das da so schnell als möglich verkaufen?"

Sie zog ein Päckchen aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Walter öffnete, Gold und Diamanten blitzten ihm entgegen, das kostbare Armband, das Geschenk ihres Vaters, lag vor ihm. Er nahm es auf und ließ die Strahlen der Lampe darin spielen. „Ein köstlicher Schmuck!" sagte er leise.

Sie nickte. „Ich trenne mich nicht leicht davon," sagte sie halblaut. „Es ist sein letztes Geschenk, darum hielt ich es zurück, als ich alles andere aufgab. Doch das Andenken haftet ja, Gott sei Dank, nicht an äußern Dingen. Wo so viel hingeht, kannst auch Du gehen, armer Schmuck! Meine Mutter war nicht wohl, sie ging früh zu Bett, da machte ich mich denn heimlich auf!"

„Allein? Bei solchem Wetter?" rief Walter.

„Meine einzige Lisette durfte ich nicht mitbringen, und so ging ich denn allein. Die Menschen sind auch gar nicht so schlimm, wie man denkt, wenn man nur in Equipagen durch die Straßen rollt und dann und wann heraussieht auf die wogende Masse. Dann wundert man sich, wie sich dort Damen und Kinder bewegen können, ohne zu Schaden zu kommen, aber es geht ganz gut. Es hat mir niemand etwas gethan, und wie ich

mich in den Anlagen etwas graute, weil es so öde war, hat mich ein Arbeitsmann ganz höflich begleitet und mir hier noch den Juwelierladen gezeigt, den ich suchte. Zum Glück konnte ich dem Manne noch ein paar Groschen geben!"

Walter segnete in seinem Herzen den Arbeiter. „Trotzdem haben Sie nicht verkauft?" sagte er, auf das funkelnde Armband deutend. „Hat der Juwelier es nicht annehmen wollen?"

„Lieber Freund, so ist der Mensch!" erwiderte Ginevra mit mattem Lächeln. „Ich hatte mir so ernstlich vorgenommen, ruhig und sicher aufzutreten. Ich hatte mir vorgestellt, das Schlimmste sei doch, daß der Juwelier den Ankauf ablehne und ich zu einem andern Goldschmied gehen müsse. Als mein Begleiter mich aber verlassen hatte und ich nun allein vor dem glänzenden Schaufenster stand, und die Leute sah, die ab und zu gingen und mir ausmalte, wie es sein würde; wie mich ein naseweiser Ladenjunge von oben herab behandeln würde und dann den Herrn rufen; wie ich warten müßte und während dessen die anderen die Köpfe zusammenstecken würden und sagen: Das Armband ist erst zu Weihnachten bei uns gearbeitet worden; und wie dann der Herr kommen würde, der mich ganz genau kannte, aber thun würde, als kenne er mich nicht; wie er ernst und rücksichtsvoll zu mir sprechen würde über

Steine und Fassung und Werth, als merke er gar nichts, — da, lieber Freund, verging mir mein bischen Heldenmuth, und ich wollte erst warten, bis kein Käufer mehr im Laden wäre, und wie keiner mehr da war, ging ich doch nicht hinein, und dann wurde der Laden geschlossen und es war mit meiner Heldenthat zu Ende! Ich wäre wohl nutzlos heimgekehrt, wenn nicht eben morgen wieder ein Tag wäre! Zu den ehemaligen Freunden konnte ich mir kein Herz fassen, als nur zur Frau Warburg, aber ich erfuhr vom Portier, daß sie augenblicklich nicht in der Stadt sei, da ging ich zu Fräulein Krause. Aber ich sollte nun einmal heute kein Glück haben, ihre Wirthin machte mir auf und sagte, das Fräulein sei ausgegangen und werde vor zehn nicht nach Hause kommen. Wie ist es nun? Besorgen Sie mir die Sache?"

Er war auf- und abgegangen, während sie sprach, und hatte die Hände in stummer Verzweiflung gerungen. Als sie nun schwieg, versagte ihm die Stimme vor unterdrückter Bewegung. „Lassen Sie das Armband hier, ich besorge Ihnen das Nöthige!" sagte er endlich mit heiserem, rauhem Tone.

Sie stand mit Anstrengung auf. „Nehmen Sie!" sagte sie mit abgewandtem Gesicht. „Nehmen Sie schnell! Noch eins, ich habe doch das Recht, über diesen Schmuck zu verfügen?"

„Gewiß!“ sagte er in demselben rauhen Tone. „Er ist Ihr persönliches Eigenthum.“

„Ich muß gehen!“ sagte sie zusammenfahrend, als die nahe Kirchenuhr halb zehn schlug. „Wollen Sie mir meinen Mantel holen?“

Er ging und bat zu gleicher Zeit die Wirthin, eine Droschke für die Dame zu besorgen. Frau Schulz gehorchte kopfschüttelnd. „Wenn er nicht mitfährt, ist mir's schon recht, daß sie fortkommt!“ brummte sie.

„Es dauert vielleicht einige Tage, bis der Verkauf abgeschlossen ist,“ sagte er, während er Ginevra wieder einhüllte. „Darf ich Ihnen keinen Vorschuß anbieten? Ich berechne es später!“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm er einen Schein Papiergeld aus seinem Pulte, den er ihr reichte.

Sie war sehr bleich geworden, als er ihr das Geld anbot, aber sie hielt sich aufrecht und nahm die Summe mit sicherer Hand. Dann griff sie nach Kappe und Schleier und wollte sich fertig machen.

„Ginevra!“ rief er mit plötzlich ausbrechender Zärtlichkeit.

Der leise Ton vernichtete ihre erkünstelte Fassung. In Thränen ausbrechend, sank sie an seine Brust.

Was er so lange gewaltsam unterdrückt hatte, löste sich in diesem schmerzlich seligen Augenblicke. Abgebrochene Liebesworte stammelnd, zog er die Geliebte an

sein Herz, bedeckte ihr glänzendes Haar mit seinen Küssen, und umschlang sie, als wolle er sie nie mehr von sich lassen. — Und das Mädchen stieß ihn nicht zurück! Hilfe suchend war sie gekommen, und nun lag sie geborgen an seinem Herzen, als sei dies ihre Zuflucht für jetzt und immerdar!

Geborgen! Für einen Augenblick!

Als Frau Schulz eintrat, um die Droschke zu melden, stand die seltsame Fremde im Zimmer, beschäftigt Kappe und Schleier aufzusetzen, Walter war am Fenster und zog sich gemüthlich seinen Paletot an. Selbst Frau Schulz mußte zugeben, daß die Sache harmlos aussah.

Sie wurde noch ruhiger, als sie vom Fenster aus beobachtete, daß er der Dame zwar den Schlag offen hielt und sie einsteigen ließ, dann aber nicht folgte, sondern sich auf den Bock neben den erstaunten Kutscher schwang.

Aber selbst ihre Träume blieben beunruhigt, trotzdem Walter nach einer kleinen Stunde zurückgekehrt war. Sie glaubte, ihren Adolph wieder zu haben, der aber Walters Züge trug und durchaus eine Tänzerin heirathen wollte.

XXII.

Der Abschied.

Nach einer halb in glücklichem Sinnen durchwachten, halb verschlafenen Nacht kam Ginevra erst am nächsten Morgen mit ihrer Mutter zusammen. Sie freute sich, dieselbe freundlicher und allem Anschein nach wohler zu finden, als in den vorhergegangenen Wochen.

„Wo bist Du denn gestern so lange geblieben, Ginevra?“ begann die Mutter, nachdem die Tochter ihr zu ihrer sichtlichen Besserung Glück gewünscht hatte. „Ich wollte Dich gern abwarten, aber ich schlief doch ein, als es so lange dauerte.“

„Du schliefst doch schon, als ich fortging?“ sagte Ginevra erstaunt.

„Ich wurde bald wieder wach,“ erwiderte die Mutter. „Ich hatte auch noch Besuch!“

„War Graf Felsen wieder hier?“ fragte Ginevra unruhig.

„Graf Felsen nicht, aber ein Mann, der uns näher steht.“

Ginevra schwieg. Sie wußte nur einen, der ihr näher stand. Und daß dieser nicht dagewesen sein konnte, wußte sie selbst am besten.

„Peter!" sagte die Mutter etwas scharf.

„Peter!" wiederholte Ginevra erbleichend.

„Er war wohl eine Stunde lang bei mir. — Weißt Du, liebes Kind, wir haben unsere Toilette doch etwas gar zu sehr vernachlässigt! Zwar um Weiß anzulegen, ist es noch um vierzehn Tage zu früh, es wäre doch unschicklich, ehe sechs Wochen abgelaufen sind! Aber wie wäre es mit einem Unterkleide von schwarzer Seide und Krepp? Es wäre eine schickliche Tracht und würde Dich gut kleiden, sollte ich denken."

Ginevra betrachtete die Mutter mit starren Blicken. „Du vergißt, daß man Anzüge nur bestellen kann, wenn man Aussicht hat, sie zu bezahlen!"

„O, was das betrifft, das fände sich schon, sobald Du wolltest!" bemerkte die Mutter mit anscheinender Leichtigkeit. „Peter sagt, an Geld solle es uns nicht fehlen!"

Ginevra antwortete nicht, sie wußte genug.

„Es hängt nur von Dir ab," fuhr die Mutter schmeichelnd fort. „Sprich ein Wort, und all unser Elend hat ein Ende!"

„Das eine Wort ist bald gesprochen!" sagte Gi-

nevra bitter. „Mit meinem Wissen und Willen soll er unsere Schwelle nie überschreiten.“

„Nicht so vorschnell! Nicht so rasch!“ warnte die Mutter schwer athmend. „Du möchtest es bereuen!“

Ginevra wußte aus Erfahrung, daß mit ihrer Mutter nicht zu streiten war. Sie erhob sich schweigend.

„Bleib!“ rief die Mutter.

Ginevra erschrak, es war ein zischender Ton, heiser und deutlich zu gleicher Zeit.

„Er erwartet heute Bescheid. Zur Verlobung ist es natürlich noch zu früh. Willst Du ihn annehmen und ihm freundlich begegnen?“

„Mutter!“ sagte Ginevra mit ernster klangvoller Stimme. „Zwei Mal hat er um mich geworben, ich weiß jetzt keinen andern Bescheid für ihn als damals. Sage ihm, er solle der Stunde an meines Vaters Leiche gedenken!“

„Du schlägst ihn aus?“

„Jetzt und immerdar!“

„Dies ist Dein letztes Wort?“

„Mein letztes!“

„Gut!“ sagte die Mutter mit scheinbarer Ruhe. „Gut, gut, sehr gut! Jetzt fehlt nur noch eins, um das Maß irdischen Elends voll zu machen. Willst Du mir nicht auch noch Deine Verlobung mit Herrn Harding

anzeigen? Warum auch nicht? Er war ja immer Dein Liebling! Ihr saht sehr gut zusammen aus, sehr gut, das muß ich sagen. Er hat uns viele Dienste geleistet, uns von Haus und Hof fortgejagt, ins Elend gestoßen, ja, ja! Du warst ihm immer gut, was hindert Dich, sein Weib zu werden? Daß er zufällig der Mann ist, der Deiner Mutter der Unerträglichste ist auf Erden, das wird Deine große freie Seele doch nicht binden? Gehe hin, thue es! Es ist das Letzte! Mehr bleibt Dir nicht!"

Ginevra stand hoch aufgerichtet an der Thüre. Eine starre Ruhe bedeckte ihr Antlitz. „Sei es denn!" murmelte sie kaum hörbar und verließ die Stube.

„Wenn Herr Harding kommen sollte, so führen Sie ihn zu mir!" sagte sie zu dem Mädchen.

Erst gegen Abend ertönte der wohlbekannte Schritt auf der Treppe. Mit strahlenden Augen trat Walter ein.

„Ich komme spät!" sagte er lustig. „Dafür bringe ich aber gleich eine ganze Brieftasche voll Geld mit. Ich wußte wirklich nicht, wie kostbar das Armband war! Darf ich den Goldschatz hier niederlegen? Meine Berechnung liegt dabei. — Ich bin so froh wie ein Kind am Weihnachtsabend, trotzdem ich noch Neuigkeiten habe, die nicht jeder für ein Festgeschenk halten würde. Sind Sie denn gar nicht neugierig? Sie

fragen ja gar nicht! — Mein Gott, Ginevra, sind Sie krank?“

Er hatte fröhlich plaudernd die Brieftasche aufgemacht und Gold und Papiergeld auf den Tisch gelegt. Erst jetzt sah er, daß sie ihr Haupt in beide Hände gedrückt hatte und stumm vor sich hinstarrte.

„Krank?“ sagte sie aufblickend. „Nein, das bin ich immer noch nicht! Der Mensch ist doch sehr dauerhaft, er bricht nicht zusammen. Sie haben Neuigkeiten? Was giebt es in der Welt?“

„Krieg!“ sagte er. „Es wird mobil gemacht. Wissen Sie das noch nicht? Die ganze Stadt ist in Aufregung.“

„Ich weiß gar nichts von dem, was in der Welt vorgeht!“ versetzte sie. „Krieg? Da sinken ja wohl die Börsenkurse?“

Sie sprach mit einer Bitterkeit, die er nicht verstand. „Kursschwankungen rühren mich jetzt nicht! Aber ich habe meine Einberufungsordre erhalten. In wenigen Tagen muß ich mich bei meinem Regiment melden.“

Sie schrak zusammen. „Desto besser!“ murmelte sie.

„Und ehe ich einem Schicksale entgegengehe, das im besten Falle ein unsicheres ist, habe ich Sie noch etwas

zu fragen!“ fuhr er mit bebender Stimme fort. „Verlasse ich Sie als meine Braut, Ginevra?“

„O mein Freund, mein einziger Freund!“ rief Ginevra mit plötzlich ausbrechender Leidenschaftlichkeit. „Ja, ich will es sagen, will es in Worte fassen, was ich so lange im Stillen getragen habe, will es aussprechen, daß ich Dich liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen meinen Kräften! Ja, sei es gesagt, offen, ehrlich, freimüthig, daß ich nur Dich liebe, nur Dich je geliebt habe, daß ich Dir angehören werde, so lange ich athme. Und trotzdem, mein Freund, mein theurer Freund, trotzdem — es kann nicht sein!“

Er ergriff ihre Hände und sah ihr tief in die erregten Augen. „Und glaubst Du wirklich, ich würde nach diesem Geständniß ruhig von Dir gehen?“ sagte er strahlend vor Glück. „Mein bist Du durch diese Worte, und ich halte Dich im festen Arm!“

Sie schmiegte sich an seine Brust, zitternd und angstvoll. „O Walter, haben Sie Mitleid!“ flehte sie. „Es kann ja nicht sein, o Gott, es kann nicht sein! Ich habe mit mir selbst gerungen, fürchterlich gerungen, es bricht mir fast das Herz, aber es kann nicht sein! O mein Freund, vergessen Sie mich! Wenn Sie es noch können, o so vergessen Sie, daß einst ein müdes Weib an Ihrem Herzen Ruhe und Frieden gefunden,

daß es an Ihrer Brust einen kurzen Traum irdischen Glückes geträumt hat!“

„Sie verlangen Unmögliches,“ sagte er innig und zog sie nur noch fester an sein wildklopfendes Herz. „Zeigen Sie mir nur den Himmel offen, um mich gleich wieder daraus zu verbannen? Sagen Sie mir nur, wie innig Sie lieben, um mich gleich darauf einsam meinen Weg ziehen zu lassen? Das ist nicht möglich, Ginevra!“

„Diese eine Stunde wollte ich mir gestatten, ich sehe, daß ich uns beiden zu viel Kraft zugemuthet habe!“ sagte sie, das thränenüberströmte Antlitz zu ihm erhebend. „O Walter, in Ihrem Schutz hoffte ich ausruhen zu dürfen von den Stürmen, die mein Leben so plötzlich verwüstet haben. — Es soll nicht sein. — Der böse Schatten, der mein Leben verdüstert hat, ist zwischen uns geschlichen, er hat mit seinem Hauche unser junges Glück vernichtet. Er wirbt um meine Hand — erschrecken Sie nicht! Eher soll mein entstellter Leichnam den Fluß hinabtreiben, ehe ich meine Hand in die seine lege! Aber jetzt Ihre Braut zu werden, das wäre Muttermord!“

„Und dieser Mutter, die Sie nie geliebt hat, opfern Sie mich?“ fragte er düster.

Mit wenigen Worten schilderte ihm Ginevra, was vorgefallen war. Er hörte mit gesenktem Haupte zu.

„Seien wir nicht ungerecht!“ schloß sie bittend.

„Sie steht allein, ich bin jetzt ihr alles! Ich darf sie jetzt nicht verletzen, sie nicht noch tiefer kränken! O Walter, was wäre unser Glück, wenn wir es mit ihren Thränen erkauften? Sie ist doch meine Mutter! O Walter, es macht mich unsäglich elend! Verzeihen Sie mir, ich kann nicht anders handeln!“

Er antwortete nicht. „Wir müssen scheiden!“ sagte sie tonlos. Er richtete sich auf.

„Sie sagten mir einmal, es ist noch nicht lange her, ein jeder müsse den Erstling seines Herzens opfern; Ginevra, ich kann es nicht! Erschrick nicht, ich gehe, weil Du es willst! Ich werde mich Dir nicht nähern, ich werde ruhig fern bleiben, aber an Deiner Seite sein, sobald Du mich rufst! Wir haben Geständniß und ersten Kuß gewechselt, Du bist mein, und ich bin Dein! Ich lasse Dich nicht! — Jetzt gehe ich, Du willst es, und das Land fordert meinen Dienst! Aber Deine Gestalt wird mich begleiten und ich werde zurückkehren! Jetzt lebe wohl! — Und wenn mein Loos das meines Bruders werden sollte, wenn ich einen frühen Soldatentod sterben sollte auf fremder Erde, so weißt Du, daß dieses Herz Dir gehört hat bis zum letzten Augenblicke! — Noch einmal, lebe wohl!“

Sie standen sich gegenüber, Hand in Hand. Die lichte Glorie der untergehenden Sonne beleuchtete ihre

beiden Gestalten — so schieden sie, so sollten sie sich lange im Herzen tragen.

Zur selben Zeit lag eine weinende Braut in den Armen des Verlobten. Richard Tosky nahm Abschied. Sein Bataillon hatte den ersten Marschbefehl erhalten.

„Alfred, Du bringst ihn mir wieder!" sagte Olga von Selling unter Thränen lächelnd. „Nicht wahr, Du bürgst für ihn?"

Der Schwager neigte das ernste Haupt. „Wenn Gott ein Opfer annimmt für das andere — ich sterbe gern für ihn!" sagte er leise.

Alfred begleitete den Bruder auf den Bahnhof. „Du bringst ihr noch viel tausend Grüße, hörst Du wohl!" bat Richard. „Und gehe noch recht viel hin, Ihr werdet wohl noch acht Tage bleiben, ehe Ihr fertig seid. — Und höre, Fredy!" bat er leise, als der Befehl zum Einsteigen schon gegeben war. „Wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt und ich nicht wiederkommen sollte — sorge dafür, daß die Kleine erfährt, daß ich bei ihrem Alten gewesen bin! Ich habe eine dumpfe Ahnung, daß der alte Pfeffersack ihr nichts gesagt hat! Ich möchte nicht gern einen schlechten Ruf hinterlassen!"

Alfred drückte in stummer Bewegung seine Hand. „Todesgedanken! Richard, Du bist verlobt!" sagte er tadelnd.

„Eben darum wird ein Mann nachdenklich. Fredy, Dir brauche ich sie nicht zu empfehlen!“

Ein Schaffner stürzte ungeduldig herbei, Richard stieg ein. Noch einen letzten Gruß, der Zug brauste davon. Donnernder Hurrahruf begleitete ihn.

*
* *

Frau Schulz war nachdenklich, Frau Schulz rang mit einem großen Entschluß. Sie ging aus der Küche in das Wohnzimmer, in dem ihres Sohnes Bild hing, und es war, als wolle sie in den blauen Augen ihres Knaben Rath finden für die Unruhe, die ihre Seele belastete. Von da ging sie in Walters Stube, sie trug ihm Sachen zu, die er nicht brauchen konnte, und fand die nicht, die er verlangte; Frau Schulz war verstört.

Zu einer andern Zeit wäre Walter die Unruhe seiner Wirthin bald aufgefallen, heute aber merkte er nichts, als daß die Frau ungewöhnlich konfus war und ungewöhnlich oft mit dem Schürzenzipfel über die Augen fuhr. Walter packte. Er hatte alle Hände voll zu thun. Die Officieruniform lag fertig, sie saß vortrefflich, er mußte sein Civil packen, er mußte seine Verwaltung in andere Hände legen, er mußte noch nach Hause schreiben, und dazwischen jubelte ein ungestümer Hymnus in seiner Seele, Ginevra hatte an seinem Herzen gelegen!

Endlich, Walter war eben im Begriff, mit der

besten der Wirthinnen die Geduld zu verlieren und sich jede weitere Einmischung in den Inhalt des vorschrifts=mäßigen Koffers zu verbitten — faßte Frau Schulz ihren Entschluß. Sie stellte die Kaffeemaschine, von der ihr Walter bereits zehn Mal gesagt hatte, daß sie zu groß sei, resolut hin und sagte: „Nichts für ungut, Herr Harding, sind Sie verlobt?"

Walter war gerade beschäftigt, mit kunstfertiger Hand das Portepee um den Degengriff zu schlingen und sann über den geheimnißvollen Knoten nach. Bei dieser Frage ließ er Degen und Portepee fallen und starrte Frau Schulz verblüfft und erröthend an.

„Ich will Ihnen sagen, weshalb ich frage. Wenn Sie verlobt sind, so schreiben Sie sich mit Ihrer Braut, und es ist gut so, und es hat Ihnen keiner nichts drein zu reden. Nun hab' ich aber gedacht, wenn Sie noch nicht so weit sind, wenn die Eltern nicht wollen, oder so was, und er muß nun fort und hört sein Lebtag nichts von ihr und muß nun so in der Schlacht stehen und weiß kein Sterbenswörtchen von ihr, Du lieber Gott, wie muß ihm da schwer ums Herz werden, und schweres Herz zieht Kugeln an, sagt man. Nicht, daß ich es glaubte, aber man sagt's doch, und wissen Sie, man kann doch nicht wissen, was daran ist! Und da hab' ich gedacht, wär's mein Adolph, der sagte seiner Mutter, wie sie heißt und wo sie wohnt, und die schrieb

ihm dann, wie es geht und steht, denn es ist zwar schon lange her, aber sie hat doch, Gott sei Dank, gelernt, wie man einen ordentlichen Brief schreibt. Und nichts für ungut, Herr Harding, was ich für meinen Adolph thäte, thät' ich auch für Sie, und das wollte ich Ihnen sagen!"

Frau Schulz hielt nach dieser Rede athemlos inne, der längsten, die sie seit manchem Jahre gehalten hatte, und blickte erwartungsvoll in das Gesicht ihres Miethers. Walter hatte seinen Degen wieder aufgenommen, dessen tadellosen Griff er gewaltig putzte. Eine kurze Zeit hindurch fuhr er eifrig in dieser unnützen Arbeit fort, dann beendete ein Blick auf das gutmüthige Gesicht der Frau sein Schwanken. Er vertraute sich ihr.

Noch ein anderer probirte zur selben Zeit seine Uniform an und rieb Knöpfe und Griffe, bis sie spiegelhell glänzten: Arthur von Hellwig rüstete zum Feldzuge. Frau Klara trocknete die Thränen von ihren Wangen, die ihr den Blick verdunkelten. „Du siehst ordentlich glückselig aus, Arthur!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Sei mir nicht böse, Liebchen!" rief er, die Schluchzende an sich ziehend. „Du weißt, wie ungern ich einst diesen Rock auszog, nun ein günstiges Geschick ihn mir wieder giebt, trenne ich mich nicht mehr von ihm!"

„Ein günstiges Geschick, o Arthur!“ klagte sie.

„Sei muthig, mein Liebchen, sei fest! Zeige heute, daß Du eine brave kleine Soldatenfrau bist, und mache uns nicht weich!“ bat er.

„Ich will ja gern!“ sagte sie unter Thränen lächelnd. „Aber ich kann nicht vertragen, daß Du so abscheulich glücklich aussiehst!“

„So will ich meinetwegen traurig aussehen! Und nun hilf mir den Koffer packen!“

„In das dumme kleine Militärding geht ja nichts Ordentliches!“ schmollte sie, aber sie packte doch eine ganze Menge Sachen in das geschmähte kleine Geschöpf.

XXIII.
Der Krieg.

Zwei Monate vergingen; die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, die siegreiche Armee befand sich vor den Thoren von Wien. Ein Großstaat, dessen Macht lange überschätzt worden war, lag zerschmettert am Boden, ein anderer, den man zu unterschätzen geneigt war, hatte seine siegreichen Fahnen überall entrollt, wohin der Schritt seiner Soldaten gekommen war, das Geschick Deutschlands war entschieden, eine neue glänzende Epoche angebrochen.

Freude und Trauer waren frisch in zahllosen Herzen. Manches zitterte freudig, da ihm der Liebling erhalten geblieben war, andere neigten demüthig die thränenschweren Häupter — manch braves Herz war auf böhmischer Erde verblutet, manch junges Leben war dort eingegangen zu ewiger Ruhe. In viele Häuser war die Todesbotschaft gelangt, und manches Trauerkleid ward auf den Straßen sichtbar. Wer so getroffen war, trug seinen Kummer still, er hatte das Liebste hin-

gegeben — wer geschont worden war, jubelte noch nicht laut. Noch war der Friede nicht geschlossen, noch konnte jeder Tag neue Kämpfe bringen.

Walter hatte sein Vertrauen nicht zu bereuen, das er in seine Wirthin gesetzt hatte. Frau Schulz zog aus den geheimen Fächern ihrer Erinnerung einige alte, halb verblichene Beziehungen, die sie mit der Familie Claus verband. Dieselben mußten wohl oder übel den Anknüpfungspunkt zu regelmäßigen Sonnabendsvisiten geben. Der Sonntagmorgen wurde dann mit sorgfältiger Anfertigung des Schreibens zugebracht, das sie am Nachmittag eigenhändig zur Post brachte. „Das ist so gut als Gottesdienst!“ sagte sie dann wohlgefällig zu sich selber, wenn sie nach gethaner Arbeit vor dem großen Bilde ihres Sohnes saß und jene geheimnißvolle Zwiesprache mit demselben hielt, die nur liebevolle Herzen verstehen.

Die Nachrichten, die Walter auf diese Weise empfing, lauteten nicht immer tröstlich. Ginevra suchte Arbeit und fand anfangs keine. Ihr künstlerisches Talent, das sie in ruhigen Zeiten leicht ernährt hätte, lag brach. Schülerinnen fanden sich nicht so leicht, auf Bestellung ließ niemand arbeiten. Sie wurde an einen Militärlieferanten als Stickerin empfohlen, und da sie geschickt und schnell war, fand sie leidliche Bezahlung. Mit unverdrossener Hand stickte sie Regimentsnummern,

Gardestreifen und was es sonst noch gab. Aber ihre von zahllosen Thränen angegriffenen Augen konnten das Geflimmer der Goldfäden nicht aushalten. Sie mußte diese Arbeit einstellen. Der Lieferant empfahl sie an ein Wäschegeschäft. Man gab ihr . . . . Soldatenhemden.

So nähte sie grobe Wäsche, tagaus, tagein, ohne Klagen und ohne Murren. Die Kunst der Nähmaschine, die sie in früherer Zeit zum Scherz gelernt hatte, wurde ihr jetzt werthvoll. Ihre Thränen fielen auf die groben Stoffe, Brust- und Rückenschmerzen stellten sich ein, sie blieb unverdrossen. Allmählich gewöhnte sie sich an ihr Tageswerk, dessen Erlös hinreichte, um die nothdürftigsten Bedürfnisse zu bestreiten.

Ihr Geist und Herz war auf dem Kriegsschauplatze. Mit erlöschendem Blick und fahler Blässe durchflog sie jedes Mal die Listen der Gefallenen. Der eine Name, für den sie zitterte, war nicht darunter!

Ginevras Schicksal erregte große Theilnahme unter der Kaufmannschaft. Als sich herausstellte, daß der Bankerott auch das ganze Vermögen der Frau verschlungen hatte, die in Gütergemeinschaft mit ihrem Manne lebte, und daß das Resultat der Subhastation wohl nur die Schulden decken konnte, da traten die Aeltesten der Kaufmannschaft zusammen und faßten einen Beschluß. Sie wollten auf der Börse eine Liste auslegen, ein jeder

von ihnen eine namhafte Summe zeichnen und das kleine Kapital, das durch freiwillige Beiträge zusammenkommen sollte, der Wittwe und Tochter überreichen, als Andenken an ihren Vater und das viele Gute, das er für die Stadt gethan. Das Unternehmen war nicht ganz leicht ins Werk zu setzen, da alles Interesse jetzt der Armee zugewendet war. Peters Einfluß verhinderte es gänzlich. Seine Verwandten lebten ganz behaglich, sagte er aus, und zudem seien sie viel zu stolz, um Almosen anzunehmen, das wisse er aus Erfahrung. Dem jungen Kaufmann, der sich mehr und mehr allmächtig an der Börse zeigte, wagte man in seinen eignen Familienangelegenheiten nicht entgegen zu treten — man ließ den wohlgemeinten Plan fallen.

Besuche empfing sie nur wenige. Ein Mal war Peter gekommen, hatte aber das Haus schon nach wenigen Minuten und sichtlich verstört verlassen. Dann war Johanna Krause dann und wann des Abends gekommen, auch wohl die Warburgs. Frau von Hellwig war mit ihren Kindern zu den Eltern gezogen.

Von allem diesen erhielt Walter Nachricht, so weit es bis zu Frau Schulzens Ohren drang. Er beantwortete diese Briefe pünktlich; Ginevra wurde von kleinen Zeichen einer Aufmerksamkeit überrascht, deren Urheber sie wohl vermuthen, aber nicht ausmitteln konnte. Bald fand sie schöne Rosen auf ihrem Arbeitstischchen, bald

stärkende Delikatessen, die ihre Mutter liebte und die sie doch nicht immer beschaffen konnte. Dann wieder ein Buch, ein Bild und dergleichen mehr. Waren es diese kleinen Zeichen einer Liebe, die sie aufrecht hielten in mancher schweren Stunde?

Ein heißer Julitag neigte sich seinem Ende zu. Ginevra war erschöpft und müde, und als sie ihre Arbeit beendigt hatte, griff sie nicht sofort wieder nach dem nächsten Stück, sie stützte den Kopf auf die Hand und blickte hinaus über die grünen Bäume des Parks. Ach, diese stillen Stunden, wer kannte ihre Qual? Wer wußte, in welcher Herzensangst sie lebte, wie schwer sie trug an der Bürde, die auf ihr lastete! O um eine feste liebevolle Hand, sie zu stützen!

„Das Fräulein ist drinnen, wollen Sie nur gefälligst eintreten!“ Es war Lisettens Stimme, die so sprach. Ginevra schreckte zusammen. War das die Antwort auf ihre kummervolle Frage? Kam der Freund, der sie erlösen sollte? Das Herz stand ihr still — doch nein! Grafen Felsen verneigte sich.

Ginevra erhob sich.

„Bitte, bitte, lassen Sie sich nicht stören!“ sagte der Graf näher tretend und warf seinen Mantel ab, der den verbundenen und sorgfältig befestigten rechten Arm bedeckte. „Gnädiges Fräulein, ich stehe, wie Sie sehen,

als flügellahmer Kranich vor Ihnen! Darf ich Ihnen, in Ermangelung der Rechten, die Linke bieten?"

Sie reichte ihm stumm die Hand, die er einen Augenblick in der seinen hielt und dann mit plötzlicher Bewegung an seine Lippen drückte.

Graf Felsen war ein zurückhaltender Mann, sparsam in Demonstrationen. Ginevra fühlte, was diese ungewöhnliche Huldigung ausdrückte, sie zog erröthend ihre Hand zurück.

„Ich will nur sehen, ob meine Mutter —" begann sie.

„Meine alte Freundin Lisettchen hat mir schon anvertraut, daß die gnädige Frau schläft!" unterbrach sie der Graf. „Ich bitte, sie nicht zu stören. Ich habe Aussicht, einige Wochen hier zubringen zu müssen und werde hoffentlich noch öfter Gelegenheit haben, sie zu sehen."

Eine Pause entstand. Der Graf warf einen raschen forschenden Blick in die mehr als einfache Stube und auf die blassen abgehärmten Züge des Mädchens, von deren Wangen das flüchtige Roth der Begrüßung schon wieder geschwunden war. Er war mit einer unbestimmten Idee gekommen, sie wurde ihm zum Entschluß.

„Es ist ein trauriger Umstand, dem ich diesen freundlichen Besuch zu verdanken habe — Sie sind verwundet?" sagte Ginevra.

„Traurig ist ein zu schweres Wort!“ erwiderte der Graf leichthin. „Es war eine verwünschte Kugel, die mir diesen Liebesdienst noch erwies, als die Schlacht schon zu Ende war. Nun, mit dem Schicksal soll ein vernünftiger Mensch nicht hadern, und so habe ich meine Wunde und meine Schmerzen mit Anstand ertragen. Aber Julihitze und Eilmärsche wirken nicht wohlthuend, und schließlich bestand mein Arzt auf meiner Rückkehr in die Heimath. So mußte ich mich schon ergeben, aber sobald die Sache nicht mehr bedenklich ist, gehe ich wieder zu meinem Bataillon. — Ich bringe Ihnen viele Grüße aus dem Felde, gnädiges Fräulein. Es ist mancher dort, der Ihrer gedenkt!“

„Es steht manches Leben dort auf dem Spiele, dem man mit Spannung und Angst folgt!“ erwiderte sie, und wieder stieg die dunkle Glut in ihre Wangen. „Es freut mich, wenn sich die Herren in all der Aufregung der Heimath nicht entfremden. Mit welchem unserer alten Freunde hat Sie das Schicksal zusammengebracht?“

„Assessor Warburg hat bei unserem Bataillone Dienste gethan, ich bin oft mit ihm zusammengewesen,“ versetzte der Graf, Ginevra prüfend betrachtend. „Nach und nach trifft man sich, wenn man auch bei verschiedenen Truppentheilen steht. Als ich hierher transportirt wurde, begegnete mir das Regiment, bei dem

Harding dient. Er machte sich auf ein paar Stunden frei und begleitete mich eine Strecke Weges. Von ihm bringe ich Ihnen die besten Empfehlungen."

„Und wie geht es ihm? Wie lebt er in so gänzlich veränderten Verhältnissen?" fragte sie, zum Fenster hinaussehend.

„Sie kennen ihn, gnädiges Fräulein! Er hat alle Eigenschaften, die den guten Soldaten ausmachen. Man liebt ihn beim Regiment, wie man ihn überall geliebt hat." Er schwieg einen Augenblick, Ginevra wandte ihr Haupt ab und zupfte die welken Blätter eines Heliotrops ab. „Auch Ihr Vetter Hellwig läßt vielmals grüßen. Er ist ein anderer Mensch, seit er wieder seine alte Lebensstellung hat."

„Er ist froh, den Soldatenrock wieder an zu haben, ich denke, er wird ihn nicht wieder ausziehen!" sagte Ginevra lächelnd.

„Der Schwiegervater wird sich fügen müssen!" stimmte der Graf bei. „Auch noch einen recht traurigen Auftrag habe ich!" setzte er hinzu. „Ich habe an Fräulein von Selling Ring und Brieftasche ihres Bräutigams abzugeben."

„Ein schweres Amt!" sagte Ginevra leise. „Man sagt, Sie hätten die Leiche aufgefunden?"

„Nicht eigentlich ich. Ich hatte ihn stürzen sehen, wußte aber nicht, ob er todt war oder nur verwundet.

Sein Bruder kam zu uns, er war wie unsinnig, als er ihn nicht fand. Ich deutete ihm den Ort an, so gut ich konnte. Als er nicht wiederkam, ließ es mir keine Ruhe, ich machte mich auf den Weg. — Den Anblick werde ich nie vergessen!“ Er schwieg erschüttert.

„Sie wissen, wie die Brüder an einander hingen!“ fuhr er mit leiser Stimme fort. „Alfred hatte ihn gefunden. Er war todt. Alfred kniete auf der Erde und hielt seines Bruders Kopf in den Armen. „Er ist nicht todt! Er darf nicht todt sein!“ rief er wie in Verzweiflung. Ich habe ja versprochen, ihn zurück zu bringen!“

„Und Ihre liebliche Cousine, Fräulein Brückner, ist unterdessen Braut geworden?“ sagte der Graf in verändertem Tone.

„Ist die Kunde bis ins Feld gedrungen?“ fragte Ginevra.

„Die Armee hängt an so viel tausend Fäden mit der Heimat zusammen, daß uns fast jede Kunde erreicht. Mein Weg war diesmal ein sehr einfacher, der Assessor Warburg hat mir die Verlobung mitgetheilt. Es ist noch nicht sehr lange her, da machten wir andere Pläne für Fräulein Erikas Zukunft!“

Ginevra nickte traurig. „Sie sehen, Graf, wie eitel unser Sinnen ist! Der, an den wir damals dachten, hat schon jetzt ein zu frühes Grab gefunden, und ein

anderes Mädchen trägt Trauer um ihn! Meine arme Cousine hat kein Glück!"

Eine Pause entstand. „So sind wir Menschen!" sagte er endlich scherzend. „Ich erzähle Ihnen von Gott und der ganzen Welt und habe Sie noch gar nicht einmal gefragt, wie es Ihnen geht?"

„Mir?" entgegnete sie abwehrend. „Im ganzen nicht schlecht. Lieber Graf, was Sie mir aus dem Felde mittheilen, interessirt mich wirklich mehr!"

„Verzeihen Sie, wenn ich einmal auf meinem Willen bestehe!" scherzte er. „So leicht lasse ich mich nicht abspeisen. Alte Verehrer sind hartnäckig, sie haben ein Recht dazu, gelegentlich unbequem zu sein. Ich sehe da häßliches grobes Zeug von bekanntem Schnitt. Ich will nicht hoffen, daß das Ihre Arbeit ist?"

„Es ist meine Arbeit!" sagte sie ruhig.

„Nun, sagen Sie mir, warum in aller Welt nähen Sie so unliebliche Sachen? Aus Patriotismus?"

„Ich fürchte, daß meine Motive weniger selbstlos sind!" scherzte sie.

„Ginevra, um Gottes willen, Sie wollen doch nicht andeuten, daß Sie auf Ihrer Hände Arbeit angewiesen sind?" rief er bestürzt.

„Warum erschreckt Sie das, lieber Graf?" sagte sie gelassen. „Tausende ernähren sich so, und Sie und alle Welt finden es in der Ordnung. Soll ich immer das

Privilegium haben, nichts zu thun, weil es mir vierundzwanzig Jahre meines Lebens so gut gegangen ist, wie kaum einer aus Hunderttausenden? Glauben Sie mir, diese Arbeit macht mich nicht elend!"

Er war aufgeregt auf und ab gegangen und schien sie nicht zu hören. „Fräulein Ginevra," sagte er endlich, „theures Fräulein! Hören Sie mich geduldig an!" Er trat hinter ihren Stuhl und stützte seine gesunde Hand auf die Lehne. „Es gab eine Zeit, in der träumte ich von der zukünftigen Gräfin Felsen, und die Dame trug Ihre Züge. Dann kam ein Tag, an dem machten Sie mir begreiflich, daß eine Bewerbung überflüssig sei. An einem andern Tage begriff ich, was zwischen mir und Ihnen stand; ich sah ein, daß für mich keine Hoffnung war, und bemühte mich, ein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen, das einem andern gehörte. Was trennend zwischen Ihnen und jenem andern stand oder noch steht, danach frage ich Sie nicht, — heute wiederhole ich, was ich damals begann. Was ich Ihnen mit meiner Hand biete, ist kein glänzendes Loos, aber es ist eine treue Hand, die ehrlich hält, was sie verspricht. Was Sie auch immer im Stillen gelitten haben mögen, möge es Ihr Geheimniß bleiben! Ich hege ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen und hoffe, daß auch Sie einen Theil desselben in mich setzen. Fräulein Ginevra, ich warte auf Ihre Antwort!"

Ginevra lehnte zitternd auf ihrem Stuhle. In dieser Stunde hatte sie um eine Freundeshand gefleht — sie wurde ihr geboten! Seit langer Zeit war kein so warmes Wort an ihr Ohr gedrungen, es rührte ihr Herz, es brachte ihr Thränen in die Augen. Aber es gab nur eine Antwort, sie richtete sich auf.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie innig. „Ich danke Ihnen für diese Worte, für dieses schrankenlose Vertrauen! Aber eben weil dieses Vertrauen so schrankenlos ist, darf ich es nicht hintergehen! Sie haben recht gesehen, lieber Graf, mein Herz und meine Seele sind nicht mehr mein, sie gehören einem andern. Damals als ich noch glaubte, Ihnen mit meiner Hand große Reichthümer zu geben, erschien es mir gewissenlos, meine Hand zu geben ohne mein Herz. Ich kann heute nicht gewissenloser sein. Ich danke Ihnen. Sie haben mich aufgerichtet in dunkler Stunde, aber Ihre großmüthig gebotene Hand anzunehmen wäre ein dreifacher Verrath, an Ihnen, an mir und an einem Dritten, der auch Ihnen theuer ist!"

Der Graf sah mit einer seltsamen Mischung von Schmerz und Stolz auf das Mädchen, dessen Hand er gegen alle seine früheren Ansichten begehrte.

„Fern sei es von mir, auf einer Werbung zu bestehen, die Verrath am Freunde wäre!" sagte er, ihre Hand an seine Lippen drückend. „Aber seien Sie offen

gegen einen Mann, der es ehrlich meint, kann ich Ihnen in irgend einer Weise dienen?"

„Ich danke Ihnen!" sagte sie lächelnd. „Sorgen Sie nicht um mich, ich verzage nicht!"

Sie plauderten noch von anderen Dingen, als sei nichts vorgefallen. Als der Graf sich aber empfahl, sagte er scherzend: „Ein Korb pflegt Feindschaft zu erzeugen. Ich hoffe, daß ich meine Freundesrechte nicht eingebüßt habe?"

Ginevra reichte ihm unter Thränen lächelnd die Hand.

XXIV.

Ein Polterabend.

Erika Brückner war Braut. Eine glückliche? — Ihre Umgebung behauptete es, und sie schwieg dazu. Also mußte ihre Umgebung doch wohl recht haben!

So lange das Schicksal des Vaterlandes noch unentschieden auf der Wage des Glückes schwebte, so lange war auch Erikas Schicksal unentschieden gelassen worden. Als aber die Nachricht von Königgrätz das Land mit Jubel erfüllte, da ward auch in dem neuen Hause neben dem öden der Simonis ein Freudenfest gefeiert. Es ist wahr, Erika hatte sich ein wenig gesträubt, aber der Vater sagte ihr, sie sei ein dummes Kind, das selbst nicht wisse, was es wolle; Peter setzte ihr die großen Vorzüge der Heirath auseinander, und ihre Mutter redete so viel in sie hinein, daß sie schließlich in alles gewilligt hätte, um sich Ruhe zu verschaffen, Todesurtheil, Verbannung oder Hochzeit — gleichviel!

So hatte ein glänzendes Fest stattgefunden, Champagner war in Strömen geflossen, Seide hatte gerauscht,

Schmuck geglänzt, und als die Lust auf ihrem Gipfel angelangt war, hatte Herr Brückner eine schöne Rede gehalten, in der der Sieg des Heeres mit dem Siege über ein Mädchenherz sinnreich verknüpft war, und zum Schluß die kleine kalte Hand seiner Tochter in die weiße wohlgenährte ihres Bewerbers gelegt, der aus weingerötheten verschwommenen Augen mit einem Blicke auf die kindliche Gestalt der Braut sah, vor dem diese erbebte.

Am nächsten Tage brachte dasselbe Zeitungsblatt die Todesanzeige des bei Königgrätz gefallenen Herrn von Tosky und Erikas Verlobungsanzeige. Erika las beides; ihre bleichen Wangen wurden vielleicht noch um einen Schatten bleicher, aber sie sagte nichts. Sie sagte überhaupt nicht mehr viel. Der fröhliche Muthwille, der einst so neckisch aus zwei großen Kinderaugen in die Welt gelacht hatte, wo war er nun? Es war ihr so unbeschreiblich lustig vorgekommen, daß der Mann, den sie mit ihren Kinderstreichen geneckt hatte, sich huldigend zu ihr wandte. Jetzt lachte sie nicht mehr, sie hatte einsehen gelernt, daß Ginevra mit ihrer Unruhe recht gehabt hatte. Die federleichte Elastizität, mit der sie auf dem Balle dahin geschwebt war, war gebrochen.

„Sie leidet!“ sagte der Bräutigam, vor dessen Annäherung sie jedes Mal zurück bebte. „Der Zustand als Braut sagt ihrer Gesundheit nicht zu, sie muß bald

in geordnete Verhältnisse kommen. Mitte August ist ihr Geburtstag. Wie wäre es, wenn wir diesen zum Hochzeitstage nähmen?"

Vater und Mutter hatten nichts dagegen. Als Erika befragt wurde, sagte sie mit starrem Blick: „So bald!" Aber sie widersprach nicht.

Als Ginevra die Hemden, die Graf Felsens Entsetzen erregt hatten, in der Wäschehandlung ablieferte, sagte die Vorsteherin: „Wenn sich Ihre Augen erholt haben, liebes Fräulein, haben wir jetzt lohnendere Arbeit für Sie. Wollen Sie eine ganze Ausstattung zu zeichnen übernehmen? Es wird hoch bezahlt, wenn es schnell geht, die Sache soll beschleunigt werden."

„Gern," erwiderte Ginevra. „Welche Buchstaben?"

„E. B., Erika Brückner!" sagte die Dame. „Am 14. August soll die Hochzeit sein."

„So bald!" murmelte auch Ginevra.

Wer Erika in dieser Zeit sah und nicht blind war oder sein wollte, schüttelte den Kopf. Der Hausarzt, der einige Male Herrn Warburgs Visiten beigewohnt hatte, bemerkte bedenklich: „Ihr Fräulein Tochter ist entsetzlich nervös. Ich habe immer die äußerste Schonung für sie empfohlen. Ich rathe Ihnen, beschleunigen Sie die Hochzeit nicht." Aber die Worte des treuen Mannes waren in den Wind gesprochen.

Der dreizehnte August war herangekommen, ein großer Polterabend sollte gefeiert werden. Um neun Uhr sollte sich alles versammeln, was die Stadt in Abwesenheit des Militärs zu bieten vermochte. In unzähligen Häusern war man mit den Vorbereitungen beschäftigt, Herrn Hugo Warburgs Wohnung stand geschmückt zum Empfange der jungen Herrin. Für einen Augusttag sank der Abend ungewöhnlich früh herab. Es hatte in den letzten Tagen unaufhörlich geregnet und regnete noch, es war, als habe selbst die Natur keine Freude an dem Feste, das hier gefeiert werden sollte, so trüb, so dumpf und so feucht war es draußen.

Die junge Braut stand allein in ihrem Zimmer vor der reichen Ausstattung. Aber weder die schimmernde Seide, noch die köstlichen Spitzen, noch der Schmuck, der in reichen Etuis auf besonderen Tischchen stand, noch endlich die gestickte feine Wäsche, die Freude der Hausfrau, zog ihren müden Blick an. Wie gebannt haftete ihr Auge auf dem Brautanzuge, der zusammen auf einem Gestelle hing, Brautkleid, Kranz und Schleier. Sie war schon zum Abend frisirt, ein Kranz zarter Rosenknospen schlang sich durch ihr blondes lockiges Haar, dann war ihr Mädchen zur Mutter abberufen worden. Erika war froh gewesen, noch eine halbe Stunde für sich zu haben. Sie wollte ihre Gedanken ordnen, die wild ihr Haupt durchstürmten, sie wollte zur Ruhe, zur

Besinnung kommen — es gelang ihr nicht. Ihr Blick haftete unbeweglich auf Kranz und Schleier. „Du mußt sie morgen tragen, dann wirst Du getraut, dann ist das Hochzeitsdiner, dann wird Dir der Kranz abgenommen, die Haube aufgesetzt. Der Wagen wartet schon für Dich und ihn —“

So weit war sie in ihrem Nachdenken schon unzählige Male gekommen, und immer war an dieser Stelle die Kette ihrer Gedanken jäh zersprungen. Sie weinte nicht mehr, ihre Thränen waren alle vergossen, mit trocknen, brennenden Augen starrte sie den Brautkranz an. O, jetzt ein liebevolles Mutterherz, ein freundlicher Vater, ein zärtlicher Bruder — und welch brennendes Herzeleid hätte abgewendet werden können, welche unheimliche Macht, die ihre dunklen Flügel schon lange um das Haupt dieses armen Kindes schwang! Aber es kam keine rettende Hand, und die Dämonen ergriffen ihre Beute. In ein plötzliches grelles unheimliches Lachen ausbrechend, ergriff sie ein großes feines Kaschmirtuch, warf es über den Kopf, verließ mit raschen geräuschlosen Schritten die Stube, huschte eine wenig benutzte Hintertreppe hinab und erreichte ungesehen die Straße.

Es war ein trüber Tag, die Dunkelheit hatte sich früher eingestellt als gewöhnlich, nach brannten keine Laternen. Das große dunkle Tuch verbarg fast die

ganze Gestalt des Mädchens, das mit demselben flüchtigen verstohlenen Schritte die Straße hinabflog, mit dem es das Haus verlassen hatte. Ein rauher Wind fuhr ihr entgegen, Regentropfen schlugen ihr in das ungeschützte Gesicht, sie achtete es nicht. Mit dem sichern Instinkt des Wahnsinns verließ sie die Hauptstraße und strebte durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen dem Stadtgarten zu. Sie wußte, daß Ginevra mit ihrer Mutter im Stadtgarten wohnte — nach dem Stadtgarten lenkte sie daher ihre Schritte, in der wilden unklaren Hoffnung, dort Ginevra zu finden und bei ihr geschützt zu sein vor dem Entsetzlichen, das ihr bevorstand. Als aber die langen dunklen Alleen des Parks vor ihr lagen, ohne daß sie Ginevra antraf, als der Wind heulend durch die Bäume fuhr und die Aeste sich geisterhaft nach ihr ausstreckten, als sie nichts sah als dunkle Massen von Busch und Baumwerk — da ergriff sie namenloses Entsetzen. Wie ein gehetztes Reh floh sie tiefer und tiefer in den Park hinein, und als sie ihre Kräfte verließen, da brach sie lautlos auf einem Baumstumpf zusammen und kauerte hier still und regungslos. — Mitternacht war vorüber, als die Patrouille, die den Posten am Pulvermagazin abgelöst hatte, nach der Stadt zurückkehrte. Regen und Wind hatten aufgehört, der Himmel war von zerrissenem Gewölk bedeckt, durch das der Mond dann und wann seine blassen Strahlen warf.

die beiden Soldaten gingen in einförmigem taktmäßigen Schritt. Plötzlich blieb der Vordermann stehen und sagte: „Hast Du nichts gesehen? Es sieht aus wie ein Mädchen.“

Der Mond war wieder bedeckt. Das scharfe Auge seines Kameraden konnte nichts unterscheiden.

„Unsinn!“ brummte er. „Du bist verschlafen! Mach, daß wir zur Wache kommen.“

„Nein, nein!“ beharrte der andere. „Sieh, da ist es wieder! Es hebt den Kopf auf!“

Die beiden Soldaten näherten sich der zusammengekauerten Gestalt. Ein irrer Blick des Mädchens streifte sie. — Was thun? Die Soldaten sahen sich rathlos an.

Der, der sie zuerst gesehen hatte, war Landwehrmann und in früherer Zeit war er Kassenbote der Firma Simoni gewesen, ein gutmüthiger, freundlicher Mensch. Mit der Familie war er kaum in Berührung gekommen. Erika kannte er nicht. Mit leichter Hand streifte er das dunkle Tuch zurück. Der Kopf mit den langen, durchnäßten Locken und dem Rosenkranze wurde frei. Sie konnten die geisterbleichen, feinen Züge deutlich sehen. „Eine vom Theater!“ sagte er mitleidig. „Wie kommt das arme Ding um diese Zeit hierher?“

„Wollen Sie mit uns gehen?“ sagte der andere nicht unfreundlich. „Wir bringen Sie bis zum Thor!“

Erika starrte die beiden schweigend an.

„Wir können sie nicht hier lassen, die Nacht ist kalt. Sie ist jetzt schon ganz starr!“ rief der erste.

„Wir haben kein Asyl für obdachlose Frauenzimmer!“ murmelte sein Kamerad. „Wir wollen den Wächter schicken, der mag sehen, was er ausrichtet.“

Der Wächter war bald gefunden. Die Soldaten kehrten mit ihm zurück. „Stehen Sie auf, Kind!“ sagte der Wächter kategorisch. „Sie dürfen nicht hier bleiben.“ Er faßte ihre Hand und suchte sie aufzurichten.

Erika schaute suchend unter den fremden Männern umher. Entweder sie entsann sich dunkel des Simonischen Kassenboten, oder sein gutmüthiges verblüfftes Gesicht flößte ihr plötzliches Vertrauen ein. Sie näherte sich ihm.

„Ich will Ihnen meine Ringe geben und meine Uhr und die Kette!“ flüsterte sie. „Führen Sie mich zu Ginevra, ich weiß, sie ist im Stadtgarten.“

„Zu Fräulein Ginevra Simoni?“ fragte er.

Sie nickte.

„Vorwärts!“ rief er, Erikas Hand ergreifend. „Es ist nahe!“

In wenigen Minuten war das Haus erreicht, die Bewohner geweckt, Ginevra gerufen.

„Ich bringe Ihnen ein Mädchen, Fräulein, das ich

im Stadtgarten gefunden habe," meldete der Soldat. „Ich glaube, sie ist wahnsinnig!" setzte er leise hinzu.

Einen kurzen Augenblick schmiegte sich Erika zitternd an die Cousine. „Schütze mich!" bat sie. „Laß mich nicht allein!" Dann verließen sie ihre Kräfte, sie lag ohnmächtig in Ginevras Armen. Ginevra brauchte nicht viel zu fragen, sie begriff ungefähr, was sich ereignet haben mußte.

„Sie erwarten eine Belohnung, Franz!" sagte sie zu dem Soldaten, der zögernd in der Thüre stand. „Sie haben sie redlich verdient. Kommen Sie morgen wieder."

„Sie hat ihm ihre Ringe und die Kette und die Uhr versprochen! Wir haben es gehört!" rief der andere.

„Wenn sie das gethan hat, so haben Sie ein Recht darauf!" sagte Ginevra. „Aber der Schmuck wird Ihnen wenig nützen! Ich sorge dafür, daß Sie den Werth in Geld bekommen, Franz. Kommen Sie morgen wieder!"

Die Leute entfernten sich. Ginevra brachte Erika zu Bett, wo ihre tiefe Ohnmacht nach und nach in Schlaf überging. Dann schickte sie ihr Mädchen unter Begleitung des alten Klaus zu den Eltern und zum Arzt, sie selber übernahm die Nachtwache. Erst der

nächste Morgen konnte entscheiden, bis zu welchem Grade Erika leidend war.

* * *

Das plötzliche, völlig unbemerkt gebliebene Verschwinden der Braut hatte eine Bestürzung sondergleichen hervorgerufen. Das von der Mutter zurückkehrende Mädchen hatte die Stube leer gefunden. In der Ueberzeugung, daß Erika sofort wiederkehren werde, hatte sie geduldig gewartet. Als aber die Wagen vorzufahren begannen, ohne daß Erika erschien, war sie zu der Mutter gegangen. Dieselbe wußte von nichts. Der Vater, Peter wurde befragt — sie wußten nichts. Nun begann ein Suchen, das mit jeder verflossenen Minute angstvoller wurde — Erika blieb verschwunden. Ausgegangen konnte sie nicht sein, Hut und Mantel waren auf ihrer Stelle. Man durchsuchte den Hof, den Garten, — vergebens!

Da, als Frau Kamilla über der steinernen Mauer lehnte, unter der der Fluß dahin rauschte, und sie die schwarzen Wasser weithin fluthen sah, ergriff sie plötzlich ein Gedanke, der sich sofort zur Ueberzeugung steigerte. — Erika hatte den Tod in den kalten Fluten gesucht! Frau Kamilla war eine Cimoni — mehr als einmal, so lautete die Ueberlieferung, hatten die Kinder ihres Hauses den Tod der erzwungenen Heirath vorgezogen,

mehr als einmal hatten die Wellen eben dieses Flusses die heißen Herzen gekühlt. Erika war so ergeben gewesen, hatte sich so geduldig gezeigt, daß ihre Mutter nie auf den Gedanken einer so verzweifelten That gekommen war. Aber auch in den Adern dieses weichen Kindes floß Cimonisches Blut. Frau Kamilla winkte Peter zu sich heran und deutete sprachlos auf die weite Wasserfläche. Beide verstanden sich ohne Worte.

Die Gäste entfernten sich, man hinderte sie nicht. Niemand sollte die gräßliche Vermuthung erfahren. Sachverständige Leute wurden herbeigeschafft, bei Fackel und Laternenschein wurde ein qualvolles Suchen mit Haken und Stricken begonnen. Stunde um Stunde verrann — es blieb erfolglos!

„Die treibt längst im offenen Meere!“ sagte ein alter Schiffer achselzuckend. „Das Wasser geht reißend. Es ist umsonst!“

Es war gegen zwei, die Boote hatten gerade ihr fruchtloses Suchen eingestellt, als Ginevras Botschaft anlangte. Der erste fahle Dämmerschein des neuen Tages tauchte im Osten auf, als Herr Brückner an Erikas Bett trat, von dessen Seite sich Ginevra erhob. Seit dem Tage, an dem der Tod des Vaters die Gäste vom Mittagsmahl vertrieben hatte, standen sich Onkel und Nichte zum ersten Male gegenüber.

Das Wiedersehen dauerte nicht lange, es lag nicht

im Interesse der Betheiligten, es zu verlängern. Ginevra theilte dem Onkel mit, was sie wußte, und verlangte, gestützt auf den Ausspruch des Arztes, der schon vorher da gewesen war, daß Erika bei ihr gelassen werde. Herr Brückner willigte in alles, er übergab ihr eine Summe Geldes zur Vertheilung an die Leute, die Erika gefunden hatten, und eine weitere zur Bestreitung aller etwa nöthigen Ausgaben, dann zögerte er.

„Ich weiß nicht, wie Du lebst!“ sagte er unsicher. „Wenn es wahr ist, was einige behaupten, daß Du für Geld arbeitest, so muß Dich Erikas Anwesenheit in Verlegenheit setzen. Du mußt mir schon gestatten, für diese Zeit wenigstens Sorge für Euch zu tragen.“ Ginevra lächelte bitter. Um ganz frei zu sein, nahm sie das Geld an. Daß Erikas Verstand auf dem Spiele stand, vielleicht schon verloren sei, verhehlte sie nicht. Sie bat, die Mutter, Peter und besonders den Bräutigam von Erika gänzlich fern zu halten, da jede Annäherung dieser drei einen Paroxysmus gefährlichster Art hervorrufen könne. Auch dieses versprach er bereitwillig, wie er in dieser Stunde alles versprach. Dann trennten sie sich, das Wiedersehen hatte kaum zwanzig Minuten gedauert. Aber schon der nächste Tag zeigte, daß Erikas Bleibens bei Ginevra nicht sein könnte. Nach ruhelosem Fieberschlaf erwachte sie, ohne selbst Ginevra zu erkennen. Alles, was seit Monaten verborgen in ihr gewühlt hatte,

brach jetzt in wilden Wahnsinnsreden aus. Aus fortwährendem Sprechen verfiel sie dann in trübsinniges Schweigen, in welchem ihr Anblick für Ginevra fast noch quälender wurde. Erika hatte eine liebliche Stimme gehabt und in früherer Zeit gern gesungen, dann hatte sie die Freude am Gesang verloren und seit Monaten die Stunden aufgegeben. Jetzt schreckte Ginevra zusammen, als Erika mit heller Stimme zu singen begann und plötzlich in heiseres Lachen umschlug, das grelle, fürchterliche Lachen des Wahnsinns!

„Das geht nicht!“ sagte der Arzt, der am Nachmittag wieder kam. „Das kann ich nicht zugeben. Sie haben wahrlich genug mit der Pflege Ihrer Mutter zu thun!“

„Soll ich dies arme Kind von mir stoßen!“ bat Ginevra traurig.

„In ihrem jetzigen Zustande hat sie nichts von Ihnen. Zudem ist derselbe gefährlich, er kann jeden Augenblick in Tobsucht ausbrechen. Sie sind nicht stark genug, ein Unglück zu verhüten!“

„Ich fürchte mich nicht!“ versicherte Ginevra.

„Das ist sehr gut; wenn Sie ängstlich wären, würde ich sie nicht eine Stunde bei Ihnen lassen. Aber es ist nicht genug. Glauben Sie mir, es ist besser, wenn Fräulein Erika in sichere Hände kommt. Wenn sie sich

z. B. in einem Anfall von Raserei zum Fenster herausstürzt, so machen Sie sich ewige Vorwürfe."

Ginevra mußte sich gefangen geben. „So bitte ich nur um eins: daß ich sie sehen darf!"

„Ich bürge Ihnen dafür."

Am nächsten Tage schon hielt ein eleganter Wagen vor der Thüre, um Erika abzuholen. In der Meinung, es sei ihr Hochzeitswagen, weigerte sie sich, denselben zu besteigen, es kostete viel Mühe, ihr das auszureden. Noch während der Fahrt, auf der Ginevra und der Arzt sie begleiteten, sah sie sich fortwährend angstvoll um. Als aber die Stadt im Rücken blieb und dafür Wiesen und Felder mit Dörfern und Gehöften sichtbar wurden, kam eine Ruhe über sie, wie sie sie lange nicht gekannt hatte. Ginevra sah, daß das bloße Gefühl der Entfernung wohlthuend auf sie einwirkte.

Der Weg führte sie an dem Gute Marienhof vorbei. Ginevra warf einen langen Blick auf das Haus, den stumpfen Thurm, die Bäume des Gartens. Sie gedachte ihrer Kindheit, ihrer Jugendjahre, des letzten Rittes mit Walter — dann wandte sie sich entschlossen ab. Es war ein Stück Vergangenheit, mit dem sie abgeschlossen hatte.

Nach zweistündiger Fahrt erreichten sie ein großes, berühmtes Irrenhaus. Ginevra sah den Arzt mit ängstlicher Frage an, als sie das weitläufige Gebäude er-

kannte. Er schüttelte leise den Kopf. Auf sein Zeichen lenkte der Kutscher von dem breiten Fahrwege ab und hielt vor einem kleinen, freundlichen Gartenhause.

Eine junge Dame kam ihnen entgegen.

„Hier ist es hübsch!“ sagte Erika.

„Wollen Sie hier bleiben und bei mir wohnen?“ fragte die junge Frau.

Erika sah ihr forschend in das freundliche Gesicht. „Wollen Sie mich hier behalten?“ fragte sie zögernd.

„Gern!“ erwiderte die Frau. „Dort in dem kleinen Häuschen können Sie bei mir wohnen, bei mir und meinem Manne! Hans!“ rief sie.

Ein blondköpfiger Knabe, der sich beim Herannahen des Wagens scheu versteckt hatte, jetzt aber die Pferde mit Interesse betrachtete, kam gesprungen. „Komm her, Hans. Gieb der Dame Deine Hand. Sie wird bei uns bleiben!“

Der Knabe besah Erika grüßend. „Sie kann bleiben!“ entschied er. „Kannst Du auch Soldaten spielen?“ fragte er zutraulich.

Erika lachte, es war das erste natürliche Lachen seit langer Zeit. „Ich weiß nicht!“ sagte sie. „Du mußt mir's zeigen. Ich werde es lernen.“

„Es ist ganz leicht!“ tröstete er. „Gewehr auf,

Gewehr ab! Rechts um, links um! So!“ Er machte ihr die Schritte vor.

„Es wird schon werden!“ sagte die junge Frau leise zu Ginevra. „Mein Mann hielt die Sache gleich für eine nervöse Störung, die heilbar sei. Wenn sie sich hier behaglich fühlen kann, so wird sie bald zurückkehren können!“

Erika wandte sich wieder zu Ginevra. „Wirst Du mich besuchen?“ fragte sie ängstlich.

„Gewiß!“

„Wird die Mama kommen?“

„Nein! Sie findet den Weg nicht!“

„Und Peter?“

„Auch nicht!“

Sie neigte sich dicht an Ginevras Ohr und flüsterte: „Und er?“

„Er kommt n i e w i e d e r zu Dir!“

Noch einmal blickte Erika prüfend auf die junge Frau, den kecken Knaben, der zuthunlich ihre Hand gefaßt hatte, den Garten, das Haus und den blauen Sommerhimmel, dann reichte sie entschlossen ihre Hand hin und sagte: „Ich will hier bleiben!“

„Fassen Sie sich!“ bat der Arzt, als Ginevra auf dem Heimwege nicht länger ihre Bewegung bemeistern konnte. „Ihre Cousine ist in sorgsameren Händen als im Elternhause. Sie wird hergestellt werden, ehe Sie es für möglich halten!“

XXV.

Die Cholera.

Der Friede war geschlossen, die Armeen befanden sich auf dem Rückzuge. Es wurden keine Schlachten mehr geschlagen, die Blüte des Volkes sank nicht mehr dahin unter zischenden Kugeln und geschwungenen Schwertern, aber der Schnitter Tod hatte sich einen anderen Diener ausersehen. Es war einer, dessen Pfeile noch schneller und schärfer trafen, einer, dem man nicht entgegeneilt mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, bereit, das Höchste für das Höchste einzusetzen, einer, der sein Opfer schnell und heimtückisch überfiel, beim Mahle, im ruhigen Schlafe, auf dem Marsche; — manch gutes Leben, das dem Schlachtgetümmel entronnen war, verfiel der Cholera. Die Armee marschirte, die Krankheit zog mir ihr, sie wechselte Quartier mit Quartier, sie ruhte, die Seuche blieb an ihre Fersen geheftet, und wo sie auch hinkamen, da brachten sie das unheimliche Gespenst mit, oder sie trafen es schon an.

Der Monat August forderte die meisten Opfer. Tausende und abertausende sanken dahin, ein panischer Schrecken ergriff die Menschheit. Wen nicht Beruf oder sonstige Verhältnisse banden, der entfloh, um das Gespenst überall anzutreffen, wohin er auch seine Schritte lenkte.

Auch in unserer Stadt fielen die Opfer. Wie immer wüthete die Krankheit auch hier am meisten in den Wohnungen der Armuth; da, wo schlechte Nahrung, verdorbene Luft und durch Entbehrungen geschwächte Körper ihr am wenigsten Widerstand entgegensetzten, fielen die meisten Opfer. Wohlhabende Leute begegneten einander: „Die Cholera ist hier!" „Aber nur im Armenviertel!" bemerkte der andere. Und sie gingen beruhigt nach Hause.

Aber die Seuche bleibt nicht an eine Stelle gefesselt, von den Wohnungen der Armen verbreiteten sich die tödtlichen Miasmen weiter und weiter. Sie drangen in die Schulen, in die Comptoirs, in die Häuser der breiten Hauptstraßen — manch verzweifelte Mutter rang die Hände über sterbenden Lieblingen, manche Kindeshand erwies den Eltern den letzten Liebesdienst — Jammer und Todesangst überall!

Frau Kamilla Brückner war außer sich. Auch das noch! Sollte eine arme, geplagte Frau denn niemals Ruhe bekommen?

Sie wollte fliehen. Herr Brückner war nicht sehr bereit. Das Unglück seiner Tochter, das Wiedersehen mit Ginevra hatten ihn doch tiefer erschüttert, als seinem rothen Gesicht äußerlich anzusehen war. Es tröstete ihn, daß der Arzt sagte, Erika zeige keinen Widerwillen gegen ihn, er werde sie bald besuchen können, besonders, wenn er Ginevra mitnähme. Er mochte Erikas Nähe nicht verlassen, die Krankheit fürchtete er nicht, er wollte bleiben.

Auch Ginevra hörte von der Seuche, es berührte sie wenig. Für sich selber fürchtete sie nicht; 'wenn es galt, anderen beizustehen, war sie unerschrocken. Ihre Gedanken weilten im Felde und bei Erika, von der sie täglich Nachricht erhielt. Zudem hatte sie fortwährend mit der Pflege ihrer Mutter zu thun. Sie ging still ihren Weg und war froh, wenn sie die Arbeit jedes Tages beendigt hatte.

Ihre Mutter kränkelte beständig. Weder der Arzt noch Ginevra wußten zu sagen, ob ihr Leiden mehr körperlicher oder geistiger Art war. Sie war und blieb in dem Zustande eines Menschen, den ein schwerer Schlag darnieder gestreckt hat, und der weder den Willen noch die Kraft hat, sich wieder aufzurichten. Es war nicht leicht mit ihr zu verkehren, und Ginevra wunderte sich nicht, als selbst diejenigen ihrer Bekannten sich zurück=

zogen, die sich anfangs noch der Leidenden angenommen hatten.

So verschieden Mutter und Tochter auch waren, so wenig Harmonie auch ihre Seelen hatten, in diesen schweren Tagen knüpfte sich doch ein innigeres Band, als in den früheren. Sie waren auf einander angewiesen. Ginevra war es, die ihrer Mutter den Morgenkaffee brachte, die ihr beim Ankleiden half, die ihr vorlas, ihr von den Weltereignissen erzählte, die mit unermüdlicher Geduld den Schein eines gewissen Behagens aufrecht hielt, den die Mutter nicht entbehren konnte. In den seltenen Fällen, in denen freundlicher Sonnenschein die Kränkelnde in die freie Luft lockte, war es Ginevra, die ihre Schritte lenkte, die die leicht Ermüdete stützte, ihr ein geschütztes Plätzchen zum Ausruhen wählte. Wenn Ginevra zur Stadt ging, ihre Arbeit abzuliefern, so wurde es der Mutter schwer, länger als eine Stunde allein zu bleiben. Und wiederum ist es unmöglich, nur für einen Menschen zu leben, ihm alle Sorgfalt zuzuwenden, ohne ihn bis zu einem gewissen Grade zu lieben — nach den ersten schweren Wochen begannen sich zarte Keime gegenseitiger Beziehungen zu entwickeln, von denen sie vor dem schweren Schlage nichts gewußt hatten. Ginevra sah, daß der Mutter trübe Stirn sich aufhellte, wenn sie eintrat, und was sie anfangs aus Pflichtgefühl gethan hatte, geschah mit mehr Freudigkeit.

Es geschah, daß die Mutter fragte, ob sie nichts von Walter gehört hätte, und dem Grafen, der Abschied nahm, Grüße an ihn auftrug, und wie sehr sie sich freue, daß er unverwundet geblieben sei. Ginevra hatte nie geklagt, von dieser Stunde an wurde sie fröhlicher.

Noch war es kein Frohsinn. Wer gelitten hat wie sie, braucht lange, lange Zeit, ehe das Herz wieder fröhlich zu schlagen beginnt, und wer sich losgerissen hat von dem, was ihm am theuersten war, dessen Wunden heilen nicht. Aber ein Balsam war in die Wunden gekommen, sie brannten nicht mehr so sehr, und die leise Hoffnung: es kann noch alles gut werden! warf einen rosigen Schein über die harte Gegenwart.

Eines Morgens, eine Woche etwa, nachdem Erika der Obhut der freundlichen Doktorsfamilie übergeben worden war, erschrak Ginevra über das veränderte Aussehen der Mutter und ihre fieberhaft glänzenden Augen.

„Bist Du nicht wohl, Mama?"

„Wohler als je!" erwiderte diese.

Aber als sie aufstehen wollte, versagten die Kräfte, sie mußte im Bett bleiben. Das war nichts Seltenes, allein Ginevra ging beunruhigt an ihre Arbeit. Die Mutter blieb ganz still. Sie schlief nicht, aber sie sprach auch nicht.

„Es wird Fieber sein!“ dachte Ginevra und schickte zum Arzt.

Derselbe konnte erst spät kommen. Die Aerzte waren wie auf der Flucht.

„Höre, Ginevra!“ begann die Mutter plötzlich nach Tische, als sie ihr vorlesen wollte, „ich habe eine Bitte an Dich. Schicke zu Brückners, ich möchte meinen Bruder gern einmal sehen!“

Ginevra erblaßte. Sie that es ungern, so ungern wie nichts anderes, aber sie hatte nicht das Herz, der Mutter zu widersprechen. Es war gegen fünf. Bis gegen sieben, das wußte sie, war der Onkel im Comptoir, nur Geschäftssachen wurden ihm da abgegeben. Sie überwand sich und schrieb an die Tante: „Ihre Mutter sei krank. Sie sei sehr schwach und wünsche, ihren Bruder zu sehen. Ob die Tante die Güte haben wolle, diese Zeilen sogleich in seine Hände gelangen zu lassen?“ Dann schickte sie den Zettel fort.

Frau Kamilla befand sich gerade im höchsten Stadium der Choleraangst. Mit Mühe hatte sie dem widerstrebenden Gatten die Einwilligung abgerungen, diesen Abend noch mit ihr an die Seeküste zu eilen. Herr Brückner war auf dem Komptoir, er hatte alle Hände voll zu thun, um die Geschäfte dem Sohne zu übergeben, der in der Stadt bleiben wollte. Frau

Kamilla packte in kopfloser Hast, indem sie jedes Stück dem Mädchen aus der Hand riß und auf eine falsche Stelle legte, wodurch es dann später nicht zu finden war. Die Stuben boten ein Bild greulichster Verwüstung.

Mitten in diesen Wirrwarr fiel Ginevras Billet wie ein Donnerschlag. Frau Kamillas Nerven waren wirklich erregt, sie befand sich in völlig unaffektirter Todesangst. Der weiße Shawl lag vernachlässigt in der Ecke, verschwunden war die einstudirte Insolenz, mit der sie die Lorgnette zu handhaben liebte. Für dieses eine Mal in ihrem Leben war Frau Kamilla völlig natürlich. Man konnte nicht behaupten, daß sie dadurch gewann.

„Jetzt ihren Mann abrufen? Unmöglich! Hatte sie nicht schon genug mit ihren eigenen Sorgen zu thun, mußten auch noch andere die ihren dazu werfen? Wenn ihre Schwägerin krank wurde, konnte sie doch nichts dafür! Ihre Reise konnte doch nicht darunter leiden?"

Mit diesem Bescheid wurde die bestürzte Lisette entlassen, die kopfschüttelnd brummte: „Gott steh mir bei! Das Fräulein haben sie ins Irrenhaus gebracht, mir scheint, die Frau gehört auch hin!" Auf der Treppe rief ihr Frau Kamilla noch nach: „Und hören Sie, wenn meine Schwägerin etwa die Cholera bekommen sollte, daß mir nichts davon geschrieben wird! Verstehen Sie wohl!" Damit schlug sie die Thüre zu, und Lisette eilte nach Hause.

Ginevra hörte den Bericht schweigend an, aus dessen verworrenen Fäden es ihr nach und nach gelang, einen ziemlich richtigen Schluß zu ziehen.

„Der Onkel ist verreist und kommt erst in einigen Tagen zurück!“ sagte sie zu der unruhig wartenden Mutter. Sie erlaubte sich diese Nothlüge, um die Kranke nicht noch mehr aufzuregen.

Gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand der Mutter, heftige innere Schmerzen, verbunden mit brennendem Durst, traten ein. Als der erschöpfte Arzt ankam, genügte ein Blick, und er wußte, daß die Cholera eingekehrt war.

Zur selben Zeit flog Frau Kamilla mit dem Abendschnellzuge der Seeküste zu. Ihre Nerven waren so ziemlich beruhigt, als sie ihr eigenes theueres Leben in verhältnißmäßiger Sicherheit sah. Ihr Mann war an ihrer Seite. Ginevras Billet hatten die Flammen verzehrt, er wußte nichts davon.

Der Arzt blieb fast die ganze Nacht über bei Ginevra, die Mutter lag in fortwährenden Krämpfen. „Ich glaube, die eigentliche Krankheit ist gebrochen!“ sagte der Arzt. Daß der gänzlich entkräftete Zustand der Kranken ihre Genesung fast unmöglich machte, verschwieg er.

Der Tag war ein Sonnabend gewesen. Frau

Schulzens regelmäßiger Besuch war gerade in das erste Entsetzen der Krankheitsnachricht gefallen. Frau Schulz war eine entschlossene Frau und wußte zu handeln, wenn es galt. Sie ging nach Hause, suchte Walters letzten Brief heraus, begab sich auf das Telegraphenbureau und studirte die sehr detaillirte Marschroute von Walters Regiment, die sein letzter Brief enthielt. Sie notirte drei Orte, an einem derselben mußte ihn die Depesche nothwendiger Weise treffen. Ihr Telegramm lautete lakonisch genug: „Die Mutter hat die Cholera!“ Dann ging sie in den Stadtgarten zurück.

Ginevra erstaunte ein wenig, als sich eine alte, gutmüthig aussehende Frauengestalt plötzlich in ihrer Wohnung einfand und Hand bei der Pflege der Mutter anlegte. Selbst die dienstbereite Familie Klaus war vor dem Namen Cholera entsetzt zurückgewichen. Ihr war, als habe sie diese gefältelte Haube, dieses tadellose, dreieckige Knüpftuch schon irgend einmal gesehen, es muthete sie an, wie eine Erinnerung an Walter. Aber es gab keine Zeit zum Nachdenken, und jede Hilfe war willkommen. Die Unbekannte bereitete Getränke, kochte Umschläge, eilte in die Apotheke und erwies sich in jeder Hinsicht als erfahrene, verständige Frau.

Als gegen Morgen Ruhe eintrat, der Arzt nach Hause ging und Lisette zu Bett geschickt wurde, wollte

sich Ginevra zur Mutter setzen. Zu ihrer Ueberraschung fand sie die Fremde dort bereits installirt.

„Ich will Ihnen was sagen, liebes Kind!“ sagte dieselbe sehr bestimmt. „Legen Sie sich jetzt einmal ruhig zu Bett. Die Frau Mutter schläft, und ich wache. Wenn was los ist, wecke ich Sie.“

Ginevra war sehr erschöpft.

„Aber, liebe Frau, wie komme ich denn eigentlich zu Ihrer Hilfe?“ fragte sie zögernd.

„Was mein Name ist, das ist Wittwe Schulz!“ erwiderte die Frau mit großer Gemüthsruhe. „Und von wegen dem bischen Hilfe, dafür haben Sie nicht zu danken. Das ist von seinetwegen.“

Jetzt wußte Ginevra, wo sie die Frau schon einmal gesehen hatte, und es wurde ihr manches klar. Beruhigt legte sie sich hin.

Der Arzt hatte sich geirrt, die Krankheit war noch nicht gebrochen. Es war nur eine Windstille gewesen, der neue Anfälle folgten. Noch zwei schwere Tage vergingen, die Mutter litt nicht mehr viel, die Schmerzen hörten auf, aber die Kräfte waren gänzlich geschwunden. Als Ginevra am Morgen des dritten Tages die Hand der Mutter haltend an deren Bett saß, verhehlte sie sich nicht mehr, daß es die Hand einer Sterbenden war, die sie hielt.

Sie war allein. Sie selber hatte darauf bestanden, daß die treuen Helferinnen endlich ausruhen sollten. Aber so nahe hatte sie den Tod nicht geglaubt. Das Grauen, jenes furchtbare, eiskalte Grauen durchbebte sie, das das warme Leben beim Anblick des Todes ergreift. Der Athem der Mutter begann zu stocken, ihre Hände schlossen sich fester um die der Tochter. Noch einmal öffnete sie die Augen, aber sie sah nichts mehr. „Lege Deine Hand auf meine Stirn — so — das kühlt —“ noch ein langer, tiefer Athemzug, und es war ein todtes Haupt, auf dem Ginevras Hand lag, diese Stirne hatte aufgehört zu brennen.

Ginevra sank auf ihre Kniee nieder, Schmerz und Entsetzen durchschüttelten sie. Die entsetzliche Einsamkeit ihrer Stellung ergriff sie mit furchtbarer Gewalt. O, nun eine warme Menschenhand, die sie aufrichten konnte: „O Walter!“ stöhnte sie. „Walter!“ Da wurde leise die Thür geöffnet, eine hohe Gestalt in Offiziersuniform trat ein. Aus sonn- und wettergebräuntem Antlitz suchten zwei glänzende Augen die Geliebte. Das bebende Mädchen fühlte sich von zwei starken Armen umschlungen, an ein klopfendes warmes Menschenherz gedrückt. Sie sah nicht auf, sie fragte nicht; sie wußte, an wessen Herz sie ruhte, sie fühlte, daß keine Gewalt der Erde sie mehr von der Stelle

verdrängen konnte, an die sie sich jetzt schmiegte. Mitten in Kummer, Schmerz und Todesgrauen kam ein Gefühl der Ruhe über sie, fühlte sie, daß sie geborgen war — für immer!

XXVI.

Schluß.

Fern von dem Orte, an dem sie so viel gelitten, in Walters kleiner Vaterstadt, unter dem schützenden Dache seines Vaterhauses ruhte Ginevra aus von den Leiden der letzten Zeiten. Walter hatte nicht gelitten, daß sie länger in ihrer Wohnung blieb, als bis die Hülle ihrer Mutter neben dem Vater zur Ruhe gebracht worden war. Ein Telegramm hatte seine Mutter herbeigerufen, ihrer Obhut übergab er die Braut, denn bis zur Abwickelung seiner militärischen Pflichten gehörte er doch nur halb sich selber. Die Mutter trug Trauerkleidung, und auch um Walters linken Arm war der schwarze Flor geschlungen, sein Vater war während des Feldzuges gestorben.

Nur wenige Tage Urlaub waren ihm vergönnt gewesen, aber sie reichten doch aus, um der Geliebten in den schwersten Stunden beizustehen. Denn, als das Begräbniß vorüber war, als sich die Gruft der Simonis für immer geschlossen hatte und Walter Braut

und Mutter auf die Eisenbahn begleitet hatte, war er leichten Herzens zu seinem Regiment zurückgekehrt; wußte er doch die Braut geborgen!

In der Stille und Abgeschiedenheit des kleinen Ortes, umgeben von einer lieblichen und schönen Natur, erholte sich Ginevra allmählich von den schweren Wunden der jüngsten Vergangenheit. Ihr blutendes Herz verlangte Ruhe und Zeit zur Heilung; hier wurde ihr alles gewährt, dessen sie bedurfte. Frau Harding war eine kluge Frau, sie wußte, was ihr Noth that, Einsamkeit und Freiheit — beides verschaffte sie ihr.

Ginevra durfte auf den Bergen, in den Wäldern herumstreifen, so viel sie wollte. Ein großer Neufundländer, den Walter ihr sandte, wurde ihr einziger und steter Begleiter und Schützer.

Der Sommer verging und verwandelte sich in den farbenreichen, früchtespendenden Herbst. Der Rückmarsch war beendet, überall ein siegesfroher Einzug gehalten, Walters Militärpflicht gethan, er kehrte zu seiner bürgerlichen Arbeit zurück. In der Stadt, in der sie beide so viel erlebt und gelitten, wollten sie nicht bleiben. Walter wandte sich der Residenz zu; dort richtete er der Braut die zukünftige Heimat ein. Des Vaters Nachlaß war reicher gewesen, als er je erwartet hatte, es gelang, sich zu etabliren. Ginevra blieb aber noch den Winter über bei seiner Mutter.

Mit dem Frühling begannen Reisende das vielbesuchte Thal zu durchstreifen. Der Arzt kam auf der Durchreise und rastete einen Tag in dem kleinen Städtchen. Er betrachtete das Mädchen prüfend mit scharfen Augen. „Ich bin zufrieden!“ sagte er. „Sehr zufrieden. Lassen Sie ihr noch bis zum Herbst Ruhe, dann wird sie blühender sein als je zuvor. Möchten Sie nicht noch ein Stadtkind in Pflege nehmen? Ich bin mit ihrer Unterbringung in Verlegenheit. Fräulein Brückner ist völlig hergestellt, es ist durchaus keine Veranlassung vorhanden, sie noch unter ärztlicher Pflege zu lassen, und doch will sie nicht in ihre Familie zurückkehren, und ich kann es auch nicht wünschen. Auf jeden Fall hätte sie hier einen guten Sommeraufenthalt, und sie käme gern zu Fräulein Ginevra.“

„Sie mag kommen!“ entschied die Mutter.

Erika kam, und die letzten Spuren ihrer Krankheit wichen unter dem freundlichen Einfluß der beiden Frauen. Als Graf Felsen, dessen Arm immer noch nicht ganz geheilt war, auf einem Streifzuge durch das Flußthal Ginevra aufsuchte, erschrak er fast über Erikas holde Erscheinung. „Sie thun Wunder!“ bemerkte er staunend. „Was ist aus dem blassen Rosenknöspchen geworden, das ich sonst sah!“

Erika öffnete der Cousine ihr ganzes Herz in langen Plauderstunden. „Siehst Du,“ sagte sie dann, „das

lastet so schwer auf mir, daß er sich zweideutig benommen hat! Ich kann nicht begreifen, warum er so weit ging und nicht weiter! Er war heftig, das weiß ich, hätte er eine Scene mit dem Vater gehabt — dann würde ich alles begreifen!"

Auch diese Unruhe wurde von ihr genommen. Alfred Tosky, der sich vergebens bemüht hatte, Erikas Aufenthalt zu ermitteln, erfuhr ihn durch den Grafen. In einem Briefe an Ginevra erfüllte er des Bruders letzte Bitte. Nun war das Andenken des Geliebten gereinigt!

Als der Sommer zu Ende ging, lösten sich die letzten Reste der Simonischen Erbschaft. Das alte Haus wurde von der Regierung angekauft, das Generalkommando sollte hineinverlegt werden. Die Besitzungen gingen an diesen und jenen, das Gut Marienhof hatte Peter Brückner erstanden. Die Schulden waren getilgt, die Gläubiger befriedigt, eine kleine Summe wurde für Ginevra gerettet. Sie bestimmte dieselbe zu ihrer Einrichtung.

Wenige Wochen darauf wurde in der kleinen Kirche des Ortes ein stilles Fest gefeiert, Walter und Ginevra knieten am Altar. Graf Felsen und Erika waren Brautführer.

Ginevra hatte Walter zu diesem Tage eine Ueberraschung bereitet, sie hatte Frau Schulz eingeladen, und Frau Schulz war gekommen. „Ich habe es gewünscht, aber ich wollte es Dir nicht zumuthen!" sagte Walter.

„Es giebt doch Dinge, in denen die muthigsten Männer entsetzlich feige sind!“ scherzte Ginevra.

„Es wird ein einsamer Winter für mich!“ klagte Frau Harding.

„Ich bleibe bei Ihnen!“ versicherte Erika. „Und im nächsten Jahre kommen Walter und Ginevra auf Besuch.“

Als das junge Ehepaar vom Bahnhofe nach seiner Wohnung fuhr, eilte eine glänzende Equipage, von feurigen Rappen gezogen, an ihnen vorüber. Ein Herr und eine Dame saßen darin, die Dame war sehr jung und sehr hübsch, auf ihrem blassen Gesicht waren Spuren von Thränen sichtbar. Der Herr lehnte im Wagen zurück, seine nicht häßlichen Züge zeigten einen kalten blasirten Ausdruck. Peter Brückner war auf der Hochzeitsreise.

„Gott stehe dem armen Kinde in Gnaden bei!“ seufzte Ginevra aus vollem Herzen.

„Amen!“ sagte Walter und zog seine Gattin dichter an sich.

* * *

Als der nächste Herbst erschien, da lag ein blühender Knabe auf Ginevras Schoß. Ein Brautpaar stand bei dem kleinen Julius Pathe — es waren Graf Felsen und Erika.

„Sollen wir uns Harding-Cimoni nennen?“ scherzt Walter, neben seiner Frau knieend und mit seines Sohnes Händchen spielend.

„Laß den alten Namen ruhen!“ bittet Ginevra ernst. „Unser Sohn soll die Erbschaft nicht auf sich nehmen. Er ist kein Kind des Reichthums!“

„Und wird es nie werden!“ scherzt Walter. „Mein Sohn, Dein Vater wird nie Schätze aufhäufen!“

„Um so besser!“ sagt Ginevra und küßt des Gatten treue Hand.

Walter zieht dieselbe erschreckt zurück.

Ende.

Druck: H. Klöppel, Ballenstedt.

35.60
855 35
150 —
60. —
100 —
300. —
120. —
200. —

1720.95

Hartner, Eva

Ein Kind des Reichthums Roman von E[va] Hartner

Leipzig 1892